WILS
CLS
PT1337
.B53x
1912
bd.9

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Bücher-Sammlung
von

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infol sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauern Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseite** wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und d Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

HAUSFRAUEN

welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

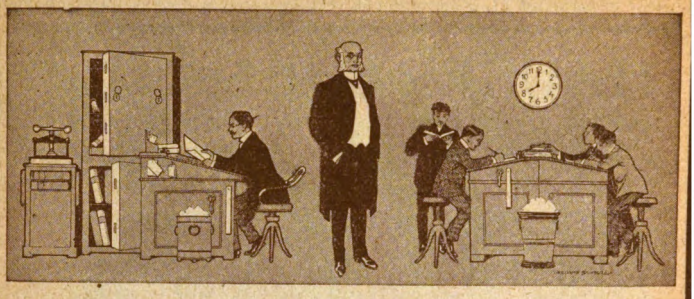
SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in **Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.**

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Vom Stift zum Handelsherrn.

Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.

Ein
deutsches Kaufmannsbuch.
Von **F. W. Stern.**
382 Seiten Text. • 9.—13. Aufl.
Elegant gebunden 5 Mark.

An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt.

Väter, welche ihre jungen Söhne zum Kaufmann bestimmt haben, können ihnen kein wertvolleres Geschenk geben, als dieses Buch, das außerordentlich anregend, die weitesten Perspektiven eröffnend, in die Laufbahn des Kaufmanns einführt und Lust und Liebe für den Stand erweckt.
Staatsanzeiger, Stuttgart.

Ein Buch, das gewissermaßen die Muskulatur des kaufmännischen Berufskörpers stärkt und kräftigt und sonach für jeden jungen Kaufmann ein vortreffliches „Handwerkszeug" bildet. Breslauer Morgenzeitung.

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen.

Von **Oswald Bauer.**

196 Seiten Text. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Das Buch ist für den deutschen Kaufmannstand geradezu eine befreiende Tat zu nennen, indem es diesen viel verkannten und unterschätzten Stand in das rechte Licht rückt. Es wird hier einmal gesagt, was der Kaufmann — wohlverstanden der rechte, der ehrbare Kaufmann — in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung leistet und bedeutet. Seit Gustav Freytags „Soll und Haben" ist nichts geschrieben worden, was das Wesen und Sein des deutschen Kaufmanns so wahr darstellt und so fein abgestimmt beleuchtet, wie Bauers „Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen". Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen. Beiblatt zum Kladderadatsch.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Die Schuldige“ von Alwin Römer. (S. 10)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1912 ✦ Neunter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ✦ Berlin ✦ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, d S
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Schuldige.
Eine heitere Ostergeschichte. Von Alwin Römer. Mit Bildern von J. Mukarovsky 5

Das unsichtbare Joch.
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) . . . 30

Vogelwanderungen.
Von E. E. Weber. Mit 8 Bildern 77

Phantome.
Aus dem Tagebuch eines Wahnsinnigen. Von Rudolf Hirschberg-Jura 89

Viehstand und Statistik.
Von Dr. Fr. Parkner. Mit 10 Bildern 175

Dankbarkeit.
Eine wahre Geschichte. Von Karl Schüler 186

Das alte Ostia.
Von Alex. Cormans. Mit 4 Bildern 199

Mannigfaltiges:
Die Unaussprechlichen 209
Das Gespensterrecht 214
Sprachliche Irrtümer 217
In einer Zolle um die Welt 218
Mit Bild.
Am Sterbelager eines Königs 219
Kindermord bei den farbigen Völkern 222
Kunsthandel mit Rothschild 224

Seite

Die Pulververſchwörung 225
Mit Bild.
Liebesmärchen 227
Der Polizeihauptmann 229
Eine wohlerzogene Affengeſellſchaft 230
Mit Bild.
Das „Wortrufen“ 231
Verſchimmeltes Brot 233
Der unterirdiſche Gang in Stendal 234
Ein Land ohne alte Jungfern 236
Der Donnerbart 236
Das Gericht der Wölfe 238
Bremen und Oldenburg 239
Thomaſius und der Schneider 239
Eine geiſtreiche Schmeichelei 240

Die Schuldige.

Eine heitere Ostergeschichte. Von Alwin Römer.

Mit Bildern
von J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Durch die sich leise begrünenden Märzfelder, in deren smaragdener Frische noch hier und dort ein trutziges Inselchen verstockten Schnees festsaß wie eine zu Besuch gekommene harthörige Erbtante, schritt langsam und nachdenklich der Stadtpfarrer Volkmar Weidner und memorierte seine Osterpredigt.

Es war ihm freier ums Herz in der weiten erwachenden Lenzfreude, und manches gute und treffende Wort fügte sich dem schon ziemlich fest geschlossenen Bau seiner Gedanken an. Manchmal geriet ihm ein vorwitziger Lerchentriller mitten zwischen die schön geformten Perioden. Auch das derbe Schimpfen eines pflügenden Knechtes brachte ihn für eine Weile jäh aus dem Konzept. Aber das waren leicht überwindbare Störungen gegenüber dem vorfestlichen Scheuerlärm, den daheim seine drei hübschen Mädels im Verein mit der alten Emerentia, der unerbittlichsten Sauberkeitsfanatikerin des Erdballs, an diesem Ostersonnabend vollführten.

Nun war er beim dritten und letzten Teile seiner Ausführungen angelangt. Die drolligen „Männchen“ eines mit reichlichem Hunger und viel Vorsicht durch den Winter gekommenen Häsleins quittierte er mit

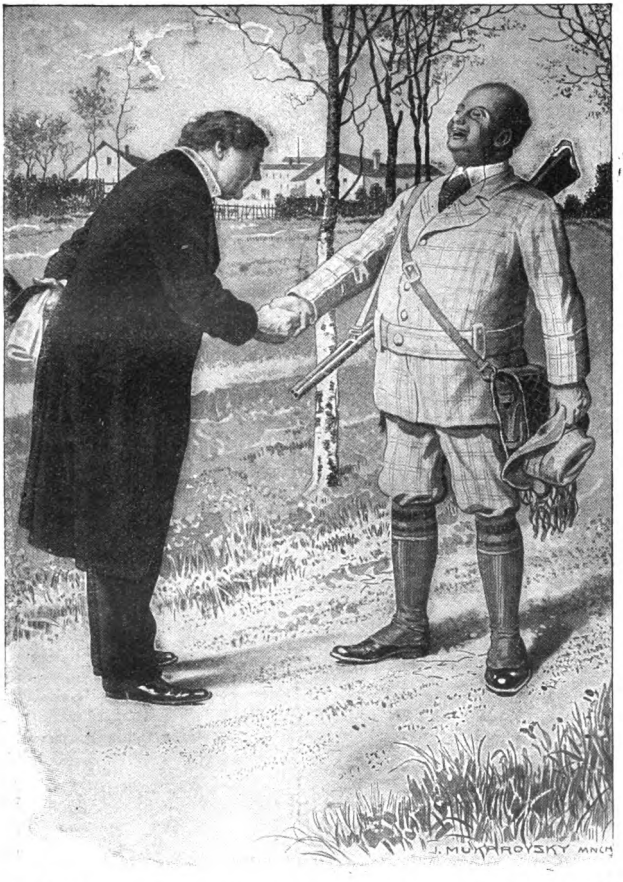
einem verlorenen Lächeln, ohne sich davon aus dem Fluß bringen zu lassen. Da tauchte, ihm entgegenschreitend auf dem schmalen Feldwege, eine rundliche Gestalt auf, von oben bis unten in graugrünen Loden gekleidet, ein Jagdgewehr über der Schulter tragend. Das war der von allen Feldhühnern, Hasen und Rehböcken gefürchtete Herr Adolf Ringstern, wegen der Höhe seines Steuerzettels einer der angesehensten Bürger der Stadt, der dem lieben Gott die Tage stahl, auch wenn sie in der Karwoche lagen, und seinen Mitbürgern unaufgefordert Ratschläge gab, am liebsten in den intimsten Angelegenheiten.

Der Stadtpfarrer seufzte, als er den Schwätzer erkannte. Der aber, seinen Schießprügel an diesem Tage nicht als ganz passend empfindend, überlegte schnell, wie er seinen Seelsorger bei der nun einmal unvermeidlichen Begegnung am sichersten zu verblüffen imstande sei, und schon von weitem legte sich nun ein breites, behagliches Schmunzeln auf sein prächtig gepolstertes Profitmeierantlitz, und dem Pfarrherrn die fleischige Rechte entgegenstreckend, rief er mit einem Schuß freudiger Bewegung in der von Schüchternheit offenbar nie beeinträchtigt gewesenen Stimme: „'Morgen, Herr Stadtpfarrer! — Na, das wird ja ein besonders schönes Fest diesmal für die werte Familie! Ich darf doch schon im voraus gratulieren?“

Der Hase hatte längst Reißaus genommen, als hätte er den Gottseibeiuns erblickt. Die Lerchen hielten eine ganze Reihe von Pausentakten in ihren Notenstimmen. Nur vom Wald herüber drang ein breiter, höhnischer Rabenschrei. Er klang, als ob die Bosheit Flügel bekommen hätte und in den Lüften umhergeistere.

Über des Pfarrers versonnenes Hausvatergesicht

glitt der Ausdruck eines grenzenlosen Erstaunens. Wie bei einem Spielzeugdrachen, der mit dem lustigen



Verführer, dem Winde, auf und davon geht, zerriß jäh der so sorgfältig gesponnene Faden seiner Osterpredigt. An das ominöse Schießgewehr dachte er

schon gar nicht mehr, und dann fragte er endlich: „Gratulieren? — Wozu, bester Herr Ringstern?“

„Ja, verehrter Herr Stadtpfarrer, ist die Geschichte denn noch nicht spruchreif, daß Sie so zurückhaltend sind?“

„Welche Geschichte?“ forschte heimlich bekümmert der überrumpelte Vater der drei — ja, nun doch wohl so ziemlich heiratsfähigen Töchter. Denn wenn Hella, die Jüngste, auch erst siebzehn Jahre zählte, so sah sie in ihrer rosigen Vollknospigkeit nicht minder erwachsen aus als ihr lilienhafteren schlanken Schwestern. Um eine der drei Schwestern aber mußte es sich bei der verfrühten Beglückwünschung des dicken Rentiers doch wohl handeln!

„Welche Geschichte!?“ Adolf Ringstern wiederholte die Frage, als ob sie der beste Witz seit Erfindung des Kunstlebers sei, an dem er in jungen Jahren einst sein riesiges Vermögen verdient hatte. „Ach, Herr Stadtpfarrer, wenn man so nahe beieinander wohnt wie wir zwei, läßt sich so was auf die Dauer ganz gewiß nicht geheimhalten. Jeden Abend habe ich die beiden ja zusammen gesehen. In allen Ehren natürlich. Draußen unter den Kirchplatzlinden sind sie gewandelt. Trotz der Frühlingsfrische! Hahaha! Die Liebe fragt den Henker nach Sonnenwärme! — Ich rede aber natürlich nicht darüber, wenn noch nicht alles im Lot ist. Nun, der junge Mann ist keine schlechte Partie. Und ein netter Kerl ist er doch auch — das werden Sie zugeben, Herr Stadtpfarrer!“

„Hm — hm, ja ja, da mögen Sie wohl recht haben, Herr Ringstern, aber —“

Das weitere verschluckte der ahnungslose, so plötzlich in schwiegerväterliche Sorgen gestoßene Pfarrherr voller Vorsicht. Er konnte und wollte dem alten

Schwätzer nicht verraten, daß er weder von diesem Verehrer bis jetzt etwas gewußt hatte noch darüber im klaren war, mit welcher von seinen drei hübschen Blondköpfchen er angebandelt hatte.

„Na, dann also nichts für ungut!“ verabschiedete sich der Jägersmann, schüttelte dem geistlichen Herrn die Hand, als sei es eine widerspenstige Geldbörse, aus der die richtige Münzsorte nicht heraus wollte, und wandelte vergnügt seines Weges weiter.

Dem armen Pfarrherrn war nicht sonderlich wohl zumute. Er versuchte vergeblich, sich im dritten Teil seiner Predigt wieder zurechtzufinden. Die Osterlerchen droben jubelten jetzt dreimal so laut als vorher, und die Hasen sprangen mit so viel tückischer Plötzlichkeit aus ihren Schlupfwinkeln, daß er sich trotz alles dumpfen Eifers nicht wieder zurückfand.

Er sah nur immer die drei frischen, unschuldig zu ihm aufblickenden Blondköpfe vor sich und rätselte in ihren Augen und Mienen herum: welche ist es von euch Rackern, die da hinter meinem Rücken dergleichen Allotria treibt, daß die Leute schon davon reden und glauben, es muß eine Osterverlobung geben im Pfarrhaus?

Doch so viel er sich auch Mühe gab: er erinnerte sich an keinerlei Anzeichen, die ihm auf irgend eine Spur geholfen hätten. Und wer der „nette Kerl“ sein konnte, der tröstlicherweise auch als „gute Partie“ in den Augen des dicken Ringstern galt, war ihm leider noch viel geheimnisvoller.

Von zwiespältigen Empfindungen verstimmt, kehrte er nach einer Stunde weiteren Wanderns auf den einsamsten Feldwegen zurück und schloß sich in sein Studierzimmer ein, um sein Predigtmanuskript zu Hilfe zu nehmen und daran neue Sammlung zu gewinnen.

Indessen hatte er auch mit diesem straff an die

Marschroute bindenden treuen Schrittmacher heute kein Glück. Das nichtsnutzige Liebespaar, das seine Gesichter fortwährend wechselte wie die ausgefeimtesten Verwandlungskünstler, drängte sich an jeder Satzecke in seine Schriftauslegung. Entmutigt ließ er ab von der nutzlosen Quälerei und seufzte, bekümmert und gar nicht österlich.

Da kam Emerentia und forschte zaghaft, ob der Herr Stadtpfarrer jetzt wohl endlich zu Mittag speisen möchten. Da nickte er entschlossen und ging in das Zimmer hinüber, wo der Tisch gedeckt war und seine drei Mädels schon am Fenster standen und in den lauen, verheißungsseligen Frühlingstag hinauslugten.

Es half nichts — er mußte sich Klarheit verschaffen. Sonst wurden aus seinen zwei Osterpredigten klägliche Flickwerke. Und das hätte ihm den ganzen Frühling verdorben bis in die maiendurchwisperten Tage der Pfingsten hinein.

„Meine lieben Kinder," begann er zwischen der sonnabendlichen Kartoffelsuppe und den mit dunklen süßen Backpflaumen wirkungsvoll umzäunten schlesischen Himmelreichsklößen, die noch zu erwarten waren, „ich weiß nicht, ob ihr das häßliche Sprichwort noch kennt, das unter den Leuten hiesiger Gegend auf uns Pfarrer gang und gäbe ist. Im halben Scherz habe ich es wohl in euren Kinderjahren ein paarmal aufklingen lassen, wenn eure übermütigen Streiche mir allzu üppig wurden."

„Ich weiß, was du meinst, Vaterle!" rief Hella, das Nesthäkchen, und ihre lustigen, maronenbraunen Spitzbubenaugen blitzten voll kindlicher Schelmerei*). „Du meinst den schönen Vers:

‚Pfarrers Kinder und Müllers Küh'
Geraten selten oder nie!'"

*) Siehe das Titelbild.

Während die beiden Älteren, von dem Ernst des Vaters betroffen, nur verstohlen zu lächeln wagten, nickte der nun bestätigend, dachte aber zugleich, von dem unbeirrten Frohmut seiner Jüngsten wohlig berührt: „Gott sei gelobt, dieser Kiekindiewelt ist es nicht! Ich hätte ihr auch böse aufs Dach steigen müssen!“ Dann fuhr er fort, seine Blicke von Hilde, der Ältesten, zu Martha, seiner Zweiten, in prüfendem Ernste wandern lassend: „Um diesem albernen Scherzwort aus unserem kleinen Kreise nicht irgendwie neue Nahrung zuzuführen, habe ich mich immer ehrlich bemüht, über euch zu wachen, euch zu schlichten, aufrichtigen Menschen zu erziehen, euer kindliches Vertrauen zu mir durch keinerlei Heftigkeit oder Absonderung zu schmälern. Es war nicht immer leicht, da eure liebe Mutter allzu früh von uns genommen wurde und ich eurer kindlichen Entwicklung manchmal voll heimlicher Hilflosigkeit gegenüberstand. Aber ich habe nicht abgelassen davon, euch auch nach besten Kräften die Mutter zu ersetzen, und bin allen guten Ratschlägen, euch durch eine zweite Heirat den unerläßlich scheinenden Ersatz zu verschaffen, still aus dem Wege gegangen, weil ich sah, daß eure jungen Seelen Wachs in meinen Händen waren und ihr in Frische und Fröhlichkeit gediehet ... Nun ist das plötzlich anders geworden. Wenigstens bei einer von euch Mädels. Hinter meinem Rücken hat eine von euch sich in Beziehungen eingelassen, die mir heute von dritter Seite zugetragen worden sind. Der junge Mann, um den es sich da handelt, mag im höchsten Grade achtungswert sein, und ich will gegen seine Person gewiß nichts sagen, wenn es sich so verhält, wie man mir's dargestellt hat. Aber der richtige Weg ist es nicht, den diese meiner Töchter da wählt — schon um der Ge-

meinde willen, die an uns einen viel strengeren Maßstab legt als an jede andere Familie, und mit dem kränkenden Wort von den Pfarrerskindern schnell genug bei der Hand sein wird. Euer Vater erwartet auch in diesen, eure unerfahrenen jungen Herzen ganz unnötig beklemmenden Dingen früheſtes Vertrauen. Und ich möchte nicht, daß der Oſtermorgen hereinbräche, ohne zwiſchen uns die alte Aufrichtigkeit wiederhergeſtellt zu haben, die mir all die Jahre her ein reines und inniges Glücksgefühl ausgelöſt hat. Möge es ſich die von euch, die es angeht, in ruhigem Ernſte überlegen, was ſie mir zu ſagen hat. Gegen Abend hoffe ich mit meinen Vorbereitungen zum Oſtergottesdienſt fertig zu ſein. Dann kann ſie bei mir anklopfen und mir ihr Herz ausſchütten. Ich werde auch hierin nicht anders ſein, als ich immer war: Freund und Berater. — Und nun weiter kein Wort jetzt davon. Emerenz naht mit der Hauptſchüſſel. Und es duftet nach gut geratenen Klößen und köſtlichen Backpflaumen."

Die drei Mädels hielten die blonden Köpfe geſenkt, ſo daß der Vater nur an den Schläfen ſehen konnte, wie infolge ſeiner ernſten Worte die ſieghafte Sonne der Beſchämung ihren Roſenſchimmer über ſie ausgegoſſen hatte. Voll Bangigkeit lugte eine zur anderen und ließ die Blicke ſchnell weiterirren, wenn ein Gegenblick ſich rätſelnd über ihre Züge verlor. Nach den ſonſt ſo geſchätzten ſchleſiſchen Himmelreichsklößen war wenig Nachfrage, und nicht ohne eine beleidigte Verkniffenheit in dem alten Runzelgeſicht, das der Herrgott in Faſchingslaune aus einer beſonders ſtattlichen Kokosnuß geſchnitzt haben konnte, trug Emerenz die noch nicht einmal halb geleerte Schüſſel wieder zur Tür hinaus in die Küche.

Wie von einem ſchweren Banne erlöſt, ſchnellten

die Mädels dann alle drei von ihren Stühlen hoch, als der Pfarrer das Dankgebet gesprochen hatte, und jede huschte nach einem flüchtigen Gruß hinaus, um sich ihren häuslichen Pflichten zu widmen.

Das Mittagsmahl mit seiner unerwarteten Ansprache, die einen tiefen Blick in die sorgliche Kümmernis des väterlichen Herzens eröffnet hatte, ging ihnen offenbar nach — der Schuldigen wahrscheinlich bedrückender als den zwei anderen.

Aber ein Merkmal dafür, in welchem von den drei jungen Dingern nun eigentlich der süße Wahnsinn der Liebe seinen herzklopfenden Unfug begonnen hatte, blieb dem Pfarrherrn noch immer verschleiert. Nur das eine hatte er, zu halber Beruhigung wenigstens, herausgefühlt: Hella, die immer vergnügte, unruhige Hummel, war es nicht. Es war ja aber auch noch gar zu kurze Zeit her, daß sie mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern, die Schulmappe unter dem Arm, dort über den Kirchplatz her aus der „Gänsebucht" gekommen war, wie er zuweilen in einer Anwandlung von Schalkhaftigkeit das Lehrinstitut Fräulein Berneckers zu nennen pflegte.

Und noch in dem flüchtigen Traume, den ihm sein kurzes Nickerchen nach Tische bescherte, hörte er seinen harmlosen Nestling in kindlicher Heiterkeit auf seine ernsthafte Anzapfung hin Auskunft geben: „Pfarrers Kinder und Müllers Küh' —"

* * *

Von einem leisen Klopfen an der Tür seines Studierzimmers erwachte er. Hastig glitt sein Blick nach der altväterischen Wanduhr hinüber, die noch das oben abgerundete, unterwärts rechteckige Bauernstubengesicht aus der guten alten Zeit und ein Perpen-

dikel, lang wie eine Torschreiberpfeife, hatte und zwischen „tick“ und „tack“ allemal eine Pause machte, in der sich der verschlafenste Stadtsoldat hätte ausgähnen können.

Es war drei Uhr. Das war seine Kaffeezeit. Er setzte sich an seinen Schreibtisch. „Herein!“ rief er, befriedigt von der Pünktlichkeit in seinem Hausweſen und nur ein wenig erstaunt über die ungewohnt anmutende Zurückhaltung der sonst so derb ins Zeug gehenden Fingerknöchel der ebenso tugendsamen wie selbstgerechten alten Jungfrau Emerentia Weidmüller aus Unterneubrunn im Sachsen-Meiningischen.

Aber es war gar nicht Emerenz, die sich da, ein wenig betreten und tiefrot wie eine reife Himbeere, mit dem Kaffeebrett zur Tür hereinschob und die Tasse dabei klirren ließ, als ginge just eine heimtückische Erdbebenwelle durch die Fundamente des alten Pfarrhauses.

„Na, du bist's, liebe Martha?“ fragte er verwundert, aber doch ohne irgendwelchen Hintergedanken.

„Ja, Vater,“ stammelte sie, die gefährdete Ladung auf den Tisch schiebend, der mit Büchergebirgen aus den Regalen der Gottesgelahrtheit schwer überlastet war. „Emerenz richtet gerade den Zickleinsbraten für morgen zu. Und da bat sie mich — nein, ich bot mich an, weil — weil ich nicht bis heute abend mehr warten konnte!“

Ehe er sich's versah, lag sein hagerer Hals auch schon in den weichen Schlingen ihrer schönen, schlanken Arme, und mit einem verschämten Lächeln sagte sie, ein paar reinen, wie Kristall funkelnden Tränentröpflein freien Lauf über die glühenden Wangen lassend: „Hilde und Hella sind fort, um Eierfarbe zu holen

und zum Abendbrot einzukaufen. Da habe ich mir ein Herz gefaßt, um es dir ſchnell zu ſagen.“

„Was zu ſagen?“
„Ach Gott, Vaterle —“
„Nur heraus mit der Sprache!“

„Nun, ich bin es, die — die hinter deinem Rücken — du weißt nun wohl, was ich meine! — Aber es ist in allen Ehren, lieber Vater. Das darfst du mir glauben. Und sowie er mit seiner Mutter gesprochen hat, will er zu dir kommen und dich bitten —"

„Er? Ja, Martha, wer ist denn dieser Er?" forschte Volkmar Weidner mit einem Schuß heimlicher Rührung in der Stimme und befreite sich sanft aus den bebenden Mädchenarmen.

„Tick!" schnalzte die alte Bauernuhr, die schon mancherlei Geständnisse in diesem, auf allen Seiten von Weisheit umdämmten Beichthafen mit angehört hatte. Es klang, als würde ihre ganze vertrocknete Neugier auf einmal wieder lebendig.

Martha tat einen tiefen, tiefen Seufzer, bis die ungeduldig werdende Schwarzwälderin mahnend auch „Tack!" sagte.

Da flüsterten ihre molligen roten Lippen endlich: „Es ist Adalbert Eichinger, Vaterle!"

Über des Pfarrers Antlitz glitt ein deutliches Mißbehagen. „Der Leichtkittel?" sagte er kopfschüttelnd.

„Tick!" höhnte die Horcherin an der Wand. Und nach einer ganzen Weile wieder „Tack!" Und das hieß ins Menschliche übersetzt ganz deutlich: „Der ist's? — Na, da haben wir die Bescherung!"

Das bedrängte Beichtkind warf einen vorwurfsvollen Blick nach der boshaften Stundenkünderin, ehe sie die Verteidigung des Geliebten aufnahm. „Adalbert ist kein Leichtkittel mehr, Vater! Ganz solid ist er geworden, seit er die Fabrik hat übernehmen müssen. Solange sein Vater gelebt hat, ist er wohl manchmal ein bißchen lustig gewesen. Aber das ist vorbei. Jetzt hat er sich fest im Zügel und steht seinen Mann in allem. Ich weiß es nicht nur von ihm. Liese

Duderoths Bruder ist Buchhalter bei Eichingers. Der sagt, er sei wie umgewandelt und würde noch tüchtiger als sein Vater."

„Was weiß denn der junge Duderoth davon, Martha!" murmelte der Vater in Sorgen.

„Aber ich habe ihn doch so unendlich lieb, Vaterle!" schluchzte das verliebte Kind und warf sich dem nachdenklichen Alten aufs neue an die Brust.

„Kind — Kind," flüsterte er, „warum hast du es schon so weit kommen lassen? Konntest du mir nicht früher Vertrauen schenken?"

Und liebevoll strich er ihr ein paarmal über das wirr gewordene Blondhaar, das ihm zitterig am Kinn herumwuschelte.

„Ich hatte Angst, Vaterle! Und dann sollte seine Mutter ja auch alles mit dir in Ordnung bringen. Er hat es mir fest zugesichert!"

„Stehst du mir denn nicht tausendmal näher als seine Mutter?"

„Doch, Vaterle — doch! Aber es war so seltsam. Ich brachte es nicht über die Lippen, so sehr mich jeden Tag danach verlangte. Und dann tat mir auch Hilde leid. Sie ist doch die Ältere und früher an der Reihe."

„Sehr richtig. Wir wollen uns um deswillen also noch Zeit lassen, Kind. Die Hauptsache war mir, diesen Heimlichkeiten ein Ende zu machen, damit du den Leuten nicht weiter unnützen Stoff zu albernem Gewäsch gibst. Deine Zusammenkünfte müssen natürlich vorläufig aufhören. Das bitt' ich mir aus, Martha!"

„Und gerade heute wollte er mit seiner Mutter reden, Vaterle!" wisperte bestürzt das jäh um alle heimliche Osterfreude gekommene Mädel.

„Das kann er doch auch!"

„Aber ich erfahre dann nicht, was sie gesagt hat! Laß mich wenigstens heute noch einmal —“

„Es geht nicht, Martha!“ schnitt Volkmar Weidner ihr, strenger als bisher, das Wort ab. „Du gibst mir dein Wort, daß du daheim bleibst. — Und nun weine nicht mehr! Sonst lassen dir Hilde und Hella keine Ruhe. Ich möchte aber vorläufig nicht, daß ein Dritter erführe, was du mir anvertraut hast. Geh auf dein Zimmer und beruhige dich. Ich habe noch reichlich Sammlung nötig.“

Sie bekam noch einen Kuß auf die Stirn.

„Tick!“ eiferte die alte Schwarzwälderin. „Es ist wirklich Zeit, daß du gehst, unkluges Frauenzimmerchen!“

Dann glitt das Pfarrerskind gesenkten Hauptes aus der leise ins Schloß fallenden Tür, just als das fällige „Tack!“ von der Wand her den Raum durchhallte, von einer unverkennbaren Befriedigung durchtränkt, daß nun der dritte Teil von des Pfarrherrn Osterbetrachtungen endlich zu seinem Rechte kommen würde.

Aber Volkmar Weidner war noch keine drei Sätze weit in seiner neuaufgenommenen Gedankenarbeit gekommen, da meldete sich auch schon ein weiterer Fingerknöchel. Beinahe so zaghaft wie der vorige, so daß der Stadtpfarrer nichts anderes dachte, als das närrische Mädel käme noch einmal zurück, um einen zweiten Anlauf zu wagen.

Wenig erbaut von dieser Rückfälligkeit schritt er rasch zur Türe, um den Angriff abzuwehren. Aber da stand statt der vermuteten Drängerin seine Älteste mit ihrem ruhigen, beinahe hausmütterlichen Lächeln um die schmalen, in edlen Linien verlaufenden Lippen, einen Brief in der Hand, den der Postbote soeben für

ihn abgegeben. Und indem ſie ihn dem Vater überreichte, ſagte ſie mit einem Blick, in dem ſich holde

Mädchenſcheu und kindliche Zuverſicht reizvoll die Wage hielten:

„Darf ich auf eine Minute bei dir eintreten, Vater?“

„Hm — meinetwegen!“ brummte er verdrießlich. Er konnte ſich's ſchon denken, was da wieder los war. Denn Hilde führte die Wirtſchaftskaſſe, die kurz vo

dem Monatsersten meist an ein Nest von ausgeflogenen goldenen Vögeln erinnerte. „Hättest es mir doch auch gleich nach Tisch sagen können!“

„Das konnt' ich nicht, Vater — der Schwestern wegen! Und eigentlich könnt' ich dir auch jetzt noch nichts Positives mitteilen. Aber ich will nicht, daß du dich weiter ängstigst. Ich bin es nämlich, die seit einiger Zeit die Bekanntschaft jenes Herrn gemacht hat, von dem du heute mittag sprachst!“

„Du? — Ja, erlaub mal —“

„Aber, Vater, findest du das denn wirklich so fürchterlich? — Sieh, ich bin doch die Älteste und werde nun bald zwanzig. Mutterchen war nicht älter, als du sie geheiratet hast. Und da Martha und Hella doch nun ziemlich erwachsen sind, hielt ich es nicht für undankbar, an meine fernere Zukunft zu denken. Im Gegenteil: wenn du eine von deinen drei Mädeln versorgen könntest, dachte ich, würde dir das vielleicht nicht unwillkommen sein.“

„So — so!“ murmelte der Pfarrherr und sah seinem Kinde mit einem unwilligen Respekt vor ihrer so plötzlich erwachten wegsicheren Selbständigkeit in die offenen, reinen Augen. „Aber du hättest es mir immerhin früher sagen dürfen!“

„Konnte ich denn?“ wehrte sich Hilde mit einem verschämten Lächeln. „Darf man so eitel sein, aus ein paar zufällig erscheinenden Begegnungen und daraus aufwachsenden angeregten Unterhaltungen sogleich Schlüsse zu ziehen? Weiß man auch gleich, selbst wenn man es gemerkt hätte, ob man ihn mag? Es ist mir leid, daß man dir damit von unberufener Seite das Herz schwer gemacht hat. Ich weiß heute noch nicht recht, obgleich ich es ahne und auch wünsche — denn ich mag ihn von Herzen gern! — welche Absichten

Martens mir gegenüber hegt. Ich weiß nur, daß er dir morgen nach der Vormittagspredigt einen Besuch zugedacht hat, bei dem er sich möglicherweise aussprechen wird. Und so lange glaubte ich mit gutem Gewissen warten zu dürfen."

„Also der Ingenieur Martens ist's, meine liebe Hilde? Der Mann, der in Darenstein droben die Talsperre baut?"

Hilde nickte nur und lächelte. Ein Schimmer wonniger Zukunftshoffnungen glitt über ihr süßes, kluges Mädchengesicht und ließ es aufleuchten wie die Morgensonne den tauüberstäten Wiesengrund.

„Ja, dann soll er nur morgen kommen. Werden ja sehen, ob du recht gehabt hast mit deinen Erwartungen," entschied sich Volkmar Weidner, von allerlei zwiespältigen Gefühlen durchwogt, und drückte auch seiner Ältesten einen Kuß auf die Stirn. „Ich danke dir für deine Offenheit, Kind, wenn auch — — Aber das sind schließlich Empfindungssachen, und ich will dir deine Vorfreude nicht durch Kleinlichkeiten verkümmern!"

„Noch eines, lieber Vater. Sag den Kindern nichts davon, eh' alles entschieden ist! Es könnte doch sein, daß es anders käme, und ich möchte nicht —"

„Ganz recht, Hilde. Sie erfahren's früh genug, wenn das entscheidende Wort wirklich gefallen ist. Und nun geh mit Gott! Ich beherrsche meine Predigt für morgen noch nicht in allen Teilen!" seufzte nachdenklich der Stadtpfarrer und ließ seinen Blick kritisch über das Zifferblatt der alten Stubenuhr gleiten, die jetzt mit einem beinahe diabolischen Schnurren zum Schlage ausholte und den Ablauf der fünften Stunde meldete.

„Tick!" sagte der Pendel darauf wieder. „Eile dich

Volkmar Weidner! Du wirst sonst wahrhaftig nicht fertig! Ich betreibe mein Geschäft langsam genug. Aber eine Stunde geht hin wie nichts! — Tack! — Und wenn du übernächtig bist, sprichst du gewöhnlich miserabel!"

* * *

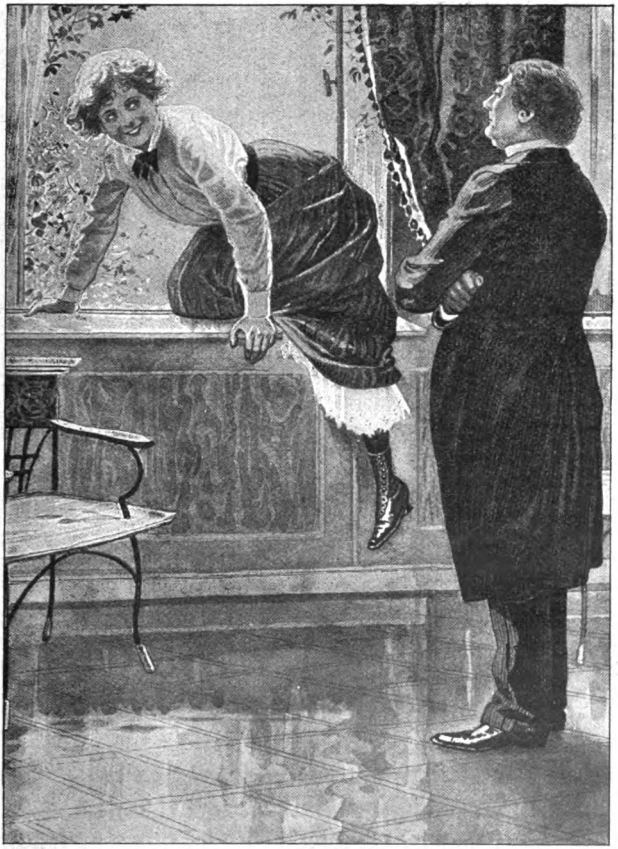
Langsam senkten sich die Schatten der Dämmerung über Haus und Garten. Der aus allen friedlichen Gewohnheiten seines beschaulichen Daseins aufgestörte Pfarrherr ging unruhig in seinem Zimmer auf und nieder, von der Ofenecke bis zum Gartenfenster und von dort wieder bis zur Ofenecke, und überlegte und memorierte, änderte noch hier und dort eine Stelle, wählte ein passenderes Beiwort und prägte einen Ausdruck voller und kräftiger.

Aber er konnte es dabei nicht vermeiden, daß ihm die jugendlichen Köpfe des lustigen Adalbert Eichinger und des energischen Ingenieurs droben an der Talsperre manchmal zwischen die von Leid und Bangen überschattete Apostelrunde gerieten. So einen stimmungszerfallenen Ostersonnabend hatte er in seiner ganzen langen Amtszeit noch nicht erlebt! Und ein richtiger kleiner Zorn, vor dem er jedoch seiner Unchristlichkeit halber gleich hinterher selber erschrak, packte ihn gegen den indirekten Veranlasser all dieser Unruhe und Wirrnis, den schwatzsüchtigen, dicken Tagedieb Adolf Ringstern. Der allein hatte ihm dieses störende Unkraut des Alltags in den wogenden Weizen seiner feiertagsfrohen Beredsamkeit gesät. Es war rein zum Verzweifeln.

Aber es half nichts. Er raffte sich auf und nahm seinen Faden mutvoll von neuem auf: „Niemals, solange die Welt stand, lieben Brüder und Schwestern,

hat eine ſeligere, holdere Botſchaft unſere Ohren erquickt, als —“

Da praſſelte ein Steinregen gegen das Garten-



fenſter, und gleich danach hob ſich an der äußeren Brüſtung die Geſtalt ſeiner Jüngſten empor.

„Vaterle — Vaterle!“ bettelte ſie draußen. „Biſt

du jetzt endlich fertig? Es ist doch schon so spät! Und du hast selber gesagt —"

Verärgert riß er das Fenster auf. „Rackermädel!" rief er, nicht gerade einladend. „Womit willst denn du mich nun noch peinigen? Es ist ja rein, um aus der Haut zu fahren!"

Statt aller Antwort jedoch schwang sie sich zum Sitz auf die Brüstung, schob dann entschlossen das eine und dicht hinterher das andere ihrer im Klettern offenbar geübten Beine in das Innere des Zimmers und stand gleich darauf mit einem plötzlichen Ruck vor ihm, aufatmend und sich die Kleider hastig glättend.

„So, Vaterle!" wisperte sie und schloß das Fenster hinter sich. „Jetzt will ich dir alles erzählen. Es wird so schön dämmerig. Da kommt es mir zehnmal leichter vom Herzen."

„Was willst du mir denn erzählen?" schrie von einer grausigen Ahnung gepackt der geplagteste aller Osterprediger.

„Vaterle, schrei doch nicht so! Ich bin doch darum durchs Fenster gekommen, daß Hilde und Martha es nicht wissen sollen!"

„Also, bitte, fasse dich kurz!"

„Nein, Vaterle, böse sein darfst du nicht! Sonst behält er recht. Und er soll nicht recht behalten! Gerade darum, weil er so feige ist!"

„Wer?"

„Liebes Vaterle — wer? Doch der, der dir die Laune so verdorben hat heute mittag, wo ich dir den dummen Vers aufsagen mußte! Gleich nach Tisch habe ich ihn mir herunterholen lassen aus seiner Bücherhöhle, und habe ihm alles erzählt, und ihn dir herschicken wollen, damit er dir selber Rede und Antwort stände! Aber er wollte nicht, der Duckmäuser!

Du müßtest erst deine Predigt hinter dir haben — und er auch, jammerte er. Ich sollte dir vorläufig nur seinen verehrungsvollsten Gruß zu Füßen legen. Morgen käme er selber."

„Ja — Himmeldon— — ich meine, du unglaubliches Gör, von wem sprichst du denn nun eigentlich all diesen Unsinn?" wetterte der gute Pfarrherr, dem wirklich und wahrhaftig soeben sein Jugendtemperament schadenfroh grinsend über den Weg gelaufen war.

„Von wem? Habe ich das noch gar nicht gesagt, Vaterle? Von Felix Brackebusch, dem neuen Hilfsprediger!"

„Und mit dem hast du angebändelt? Du Fratz, du Naseweis!" rief Volkmar Weidner und schlug die Hände über dem Haupte zusammen, während die alte Stubenuhr nichts mehr weiter als ein höhnisches „Schnick! — Schnack! — Schnick! — Schnack!" in die Dämmerung warf.

„Ich bin siebzehn vorbei, Vaterle. Das ist ihm das liebste Alter, hat er gesagt. Und einen Ring hab' ich auch schon von ihm. Und sowie er eine richtige Pfarre hat, will er mich heiraten."

„Du — einen Pfarrer, einen ernsten, durch sein Amt aller Weltlichkeit halb entzogenen Mann? Das ist ja heller Unfug!"

„Ach, Vaterle, du glaubst nicht, wie lustig er sein kann! Wir passen ganz wundervoll zusammen. Und einen anderen nehm' ich ganz gewiß nicht!"

„So? Wirklich nicht? Und was treibt er denn, wenn er so lustig ist — bitte?"

„Oh, er singt und lacht! Und sogar mit den Ohren kann er wackeln!" berichtete Hella, die sich von des Vaters übler Laune nicht einschüchtern ließ.

„Genau wie ihre liebe, fröhliche Mutter," mußte

Volkmar Weidner denken. Bei dem Bericht von den Wackelohren seines jungen Amtsbruders aber unterdrückte er nur mit Mühe einen Lachanfall. — „Nach diesen Ohren habe ich ein ausnehmendes Verlangen, Hella!“ erklärte er endlich mit langsam zurückgewonnener Strenge. „Geh jetzt auf dein Zimmer! Morgen reden wir weiter miteinander. Ich werde dich in eine Pension mit gewissenhaftester Aufsicht stecken müssen. Denn das geht unmöglich so weiter!“

„Vaterle, wenn du das tust —!“ wollte sie den Krieg verwegen fortsetzen.

Da hatte er sie aber schon sanft am Arme gepackt und schob sie, ohne eine Beendigung des frevelhaften Vordersatzes abzuwarten, energisch zur Tür hinaus.

* * *

Trotzdem Volkmar Weidner an jenem denkwürdigen Ostersonnabend nicht mehr zu Ende kam mit seinem Memorieren, da in seinem armen Kopfe die Lebensperspektiven seiner drei blonden Mädels jede oratorische Kurve kreuzten, hielt er am nächsten Vormittag eine Festpredigt, die in den verstocktesten Herzen die verschüttet gewesenen Brünnlein starker, werktätiger Osterfreude wieder lebendig werden ließ.

Die Gemeinde war in gehobenster Stimmung. Über die ältesten Gesichter wehte der Hauch jener himmlischen Botschaft, die diesem lenzlichen Feste seine befreiende Weihe gibt. Und auch die Jugend, die sonst nicht immer bei der Sache ist, wenn der Pfarrer auf der Kanzel steht, war ehrlich ergriffen und mit aufwärts gezogen worden.

Das trug nicht wenig dazu bei, das noch von gestern her etwas verwirrte Gemüt des Stadtpfarrers ostersonntäglich aufzuhellen.

Auf dem kurzen Wege von der Sakriſtei bis zu ſeinem Pfarrhauſe geſellte ſich alsbald Herr Felix Brackebuſch,

der Hilfsprediger mit den Wackelohren, zu ihm. Wie ein richtiger Filou pirſchte er ſich an den älteren Kollegen heran und fing an, die Schönheit der ſoeben

vernommenen Predigt zu rühmen und sein Bedauern darüber anzufügen, daß ihm das Feuer der Beredsamkeit in diesem köstlichen Maße sicherlich nie zuteil werden würde.

„Sie können aber dafür mit den Ohren wackeln, lieber Kollege!“ sagte der Stadtpfarrer mit einem spontanen Ausbruch seines sich nur noch selten äußernden trockenen Humors.

Und wie Felix Brackebusch daraufhin anfing, glühend rot zu werden wie ein gutpetschiertes Kirchensiegel, mußte er lachen.

„Wollen Sie mir die Hella nicht anvertrauen, Herr Stadtpfarrer?“ fragte der Hilfsprediger beklommen und machte Augen wie ein armer Sünder.

„Eilt es Ihnen wirklich so sehr, Herr Hilfsprediger?“ fragte Weidner zurück und lächelte schalkhaft. „Ich meine, Sie begnügen sich zunächst noch mit dem Braten, der heute mittag bei uns auf den Tisch kommt!“

Das war ein Signal, das nicht zum Rückzug verdammte. Und Brackebusch war glücklich wie ein Winzer, dem der Wein in Fülle blüht.

Im Pfarrhause hatten sich indessen schon zwei weitere Besucher eingefunden, denen der geprüfte Vater der drei Blondköpfe nacheinander gleichfalls Gehör schenken mußte.

Und dann bestellte Volkmar Weidner zum sprachlosen Entsetzen Emerentias aus Unterneubrunn im Sachsen-Meiningischen plötzlich sieben Gedecke statt der gewohnten vier. Und die drei Mädels sahen sich bei Tisch eine ganze Zeitlang an, als wären sie sich in ihrem Leben noch nicht begegnet, bis der Bann endlich brach und sie sich unter Lachen und Schluchzen über diesen wunderseligsten aller Ostertage in die Arme fielen und sich ihre heimlich geübte Kunst im Küssen zeigten.

Denn auch Hilde, die Älteste und Verständigste, hatte heute, noch vor der Unterredung Martens' mit dem Vater, ihre süßen, schmalen Lippen zur Bewillkommnung des Gastes plötzlich wölben müssen.

* * *

Adolf Ringstern sah aus dem Fenster, als der Pfarrherr mit den drei Paaren nach Tisch einen kleinen Paradespaziergang unternahm, und bekam fast — es ist ein hartes Wort, aber unumgänglich — ja, er bekam fast die Maulsperre. Dabei wußte er nicht einmal, daß er der Urheber dieser ganz unglaublichen dreifachen Osterverlobung war.

Und der brave Stadtpfarrer hat es ihm auch nie verraten.

Das unsichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Dietlinde wurde in ihrem Zimmer von Josepha erwartet, in deren Händen offenbar die Sorge für das leibliche Wohl des Kindes lag. Margarete war zwar entschlossen, diese Sorge als einen wichtigen Teil ihrer Rechte und Pflichten künftig für sich in Anspruch zu nehmen; aber sie wünschte auf gütlichem Wege dahin zu gelangen und es nicht gleich an diesem ersten Abend auf eine Machtprobe ankommen zu lassen. Auch fühlte sie sich nach der langen Fahrt und nach allem, was ihr gefolgt war, sehr erschöpft und glaubte sich der Aufgabe einer unbefangenen Unterhaltung mit dem Kinde nicht mehr gewachsen.

Sie ließ es also geschehen, daß Josepha die Kleine in Empfang nahm, ohne der Erzieherin einen Blick oder ein Wort zu vergönnen; aber sie ließ die Verbindungstür offen, so daß ihr kein Wort entgehen konnte, das nebenan gesprochen wurde.

Sowie Dietlinde zu Bett gebracht war, sagte sie: „Nun mußt du mir aber was erzählen, Josepha, damit ich einschlafen kann.“

„Gern, mein Engel. Was soll ich dir denn erzählen?“

„Die Geschichte, wie Hermann Kubalke meinen

Papa aus dem Waſſer gezogen hat. Das iſt doch die allerſchönſte."

„Das war alſo, wie Baron Harro ſechs Jahr' alt war, und wie wir den ſtrengen Winter hatten, wo die verhungerten Vögel überall herumlagen, und wo wir in der Scheune auf dem Vorwerk die beiden erfrorenen Handwerksburſchen fanden."

Mit einem Klang von Ungeduld fiel Dietlinde ein: „Ach, von den Vögeln und den Handwerksburſchen mag ich nichts hören. Nur das andere!"

„Aber das gehört doch dazu, Liebchen! Denn es iſt, ſolang' ich lebe, das erſte und einzige Mal geweſen, daß der Zackelſee zum Stehen gekommen iſt. Es ſoll aus der Erde herauf warmes Waſſer hineinfließen, darum kann er nicht zufrieren. Aber damals iſt er doch zugefroren. Der liebe Gott hat's eben ſo gewollt, Schätzchen!"

Margarete lauſchte mit wachſendem Intereſſe. Wenn ſie nicht mit ſolcher Beſtimmtheit gewußt hätte, daß es wirklich die alte Joſepha war, die da drinnen ſaß und erzählte, ſo würde ſie nimmermehr geglaubt haben, daß die Sprechende und die grobknochige Alte mit dem harten, finſteren Geſicht eine und dieſelbe Perſon ſein könnten.

„Nein, der liebe Gott hat es nicht gewollt," ſagte Dietlinde. „So etwas darfſt du nicht behaupten, Joſepha!"

„Nun, ſo war es ein anderer, der es gewollt hat. Der Herr Baron, was damals der richtige Herr Baron war, Harros Vater, der hat auch genau gewußt, daß das Eis auf dem Zackelſee keinen Menſchen tragen könnte, auch nicht ein Bübchen von ſechs Jahren. Und nicht einmal, nein zehnmal hat er's dem Jungen verboten, darauf zu gehen. Aber der Herr Harro war

schon damals keiner von denen, die sich verbieten lassen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben. Und weil er sich vorgenommen hatte, auf dem Zackelsee zu schlittern, darum hat er es auch getan. Wie wir ihn da mitten auf dem Eise sahen, der Hermann Kubalke und ich —"

„Nein, Josepha, heute erzählst du nicht richtig. Erst kommt doch das von deiner Hochzeit."

„Was für ein Gedächtnis du hast, mein Engel! Aber das ist doch nicht die Hauptsache."

„Doch! — Wenn das nicht dabei wäre, möcht' ich die Geschichte gar nicht immer wieder hören."

„Nun also, es war an dem Abend, wo Hermann Kubalke und ich tags darauf Hochzeit machen wollten. Elf Jahre waren wir miteinander gegangen, und immer hatte es nicht gereicht für das Häuschen und das bißchen Hausrat, was man doch zum Heiraten braucht. Nun aber hatten wir's beisammen. Und wir waren sehr froh darüber. Nicht vorher und nicht nachher in meinem Leben bin ich jemals wieder so froh gewesen wie in der Zeit. Und weil wir noch mancherlei zu bereden hatten, waren wir zur Schummerzeit mitsammen durchs Dorf gegangen und noch ein Stück darüber hinaus, bis wir mit einem Male an den See gekommen waren — wir wußten selber nicht wie. Da sah ich was Kleines, Dunkles, das sich weit draußen auf dem Eis bewegte, und da schrie ich auch schon los: ‚Herr im Himmel, der junge Herr Baron! Alle guten Geister sollen ihn beschützen!' Mein Bräutigam aber sagte: ‚Es muß ein Wunder geschehen, wenn er heil zurückkommt. In der Mitte trägt's ihn nimmermehr.' Und wie er das noch nicht ausgesprochen hatte, da sahen wir auch schon, wie der kleine Harro die Ärmchen in die Höhe warf. Und dann

war er verschwunden. Wie verdonnert standen wir da. Aber nicht lange, denn mein Bräutigam war kein Mann, für den es ein langes Besinnen gab, wo 's Zugreifen not tat. Er wußte wohl, daß nicht mehr Zeit war, ins Dorf zurückzulaufen und Leitern oder Stangen zu holen. Darum lief er das steile Ufer hinunter, legte sich platt aufs Eis und schob sich mit Händen und Füßen vorwärts, immer näher nach dem schwarzen Loch hin, das ihm den Weg zeigte. Wo der Kubalke bleibt, dacht' ich, da bleib' ich auch. Und tat's ihm nach. Und gut war's, daß ich auf den Gedanken gekommen war — wenigstens für den kleinen Herrn Baron. Denn meinem Bräutigam hat's nichts nützen können, dem war's nun mal bestimmt, daß er seinen Hochzeitstag nicht erleben sollte. Das Eis trug ihn, bis er ganz nahe an das Loch herangekommen war; dann brach's auch unter ihm, und nie hab' ich begreifen können, daß es mich ausgehalten hat, obwohl ich damals freilich nur ein leichtes Ding war und dünn wie ein Zaunstecken. Bis hart an den Rand der Bruchstelle war ich gekrochen, und weil ich die gräßliche Stille nicht aushalten konnte, die um mich herum war, schrie ich ein Mal übers andere: ‚Kubalke, wo bist du?' Als wenn er mir hätte Antwort geben können aus dem tiefen, kalten See herauf! Da fing das schwarze Wasser vor mir mit einem Male an, sich zu bewegen, und es kam was zum Vorschein — ein kleiner blonder Kinderkopf. Da muß ich denn wohl gleich zugepackt und ihn zu mir heraufgezogen haben auf das Eis, während ich mich zugleich mit den Knien rückwärts schob, von dem gräßlichen Loch weg. Genau kann ich dir das nicht erzählen, Herzenskindchen, denn ich hab' keine rechte Erinnerung behalten an das, was ich damals tat. Nur das eine werd' ich nicht

vergessen bis an mein Ende — das eine, daß eine Hand und ein halber Arm heraustauchten aus dem Wasser, und daß die Finger von der Hand in der Luft herumgriffen, als ob sie nach etwas suchten, woran sie sich festhalten könnten. Aber es war nichts da. Und ich konnte nicht hin bis zu ihm, denn dazwischen war alles Eis gebrochen, und ich lag so schon mit der Brust halb im Wasser. Da sanken der Arm und die Hand wieder in den See zurück. Und das war das letzte gewesen, was ich von dem lebendigen Hermann Kubalke gesehen habe."

Margarete hatte sich längst aufgerichtet, und mit verhaltenem Atem hatte sie gehorcht, um kein Wort von der Erzählung der Alten zu verlieren. Nun wartete sie gespannt auf das, was Dietlinde sagen würde. Aber die Kleine hatte die Geschichte von Hermann Kubalkes Heldentod wohl schon zu oft gehört, als daß der Eindruck sie noch hätte überwältigen können.

„Weißt du, Josepha," klang es seltsam nachdenklich durch die Stille, „weißt du, was die Mama getan hätte, wenn sie da mit dem kleinen Harro auf dem Eis gelegen hätte, als die Hand wieder im See verschwand?"

„Nein, Schätzchen, wie soll ich das wissen?"

„Ich weiß es. Sie würde den kleinen Harro wieder hineingeworfen haben in das Loch. Und dann hätte sie gesagt, er wäre mit Hermann Kubalke ertrunken."

„Bewahre dich der Himmel vor sündigen Gedanken, Kind! — Soll ich dir jetzt auch noch das Ende von der Geschichte erzählen?"

„Ach, das kenn' ich schon. Du bist mit meinem Papa über das Eis zurückgekrochen, und sie haben ihn hier im Schloß wieder zum Leben gebracht. Und

dann hat der Papa von meinem Papa gesagt, du solltest bis an dein Lebensende zu seinem Hause gehören — und darum hat dich die Mama nicht fortschicken dürfen wie alle die anderen, die noch von früher her hier waren — und der Papa hat gesagt, wenn du fort solltest, dann ginge er auch fort — und mich würde er mitnehmen. Und ich bete so oft, daß er es doch tun möchte. Aber er tut es nicht. Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß er es nie — niemals tun wird."

„In der Schrift steht, daß Mann und Weib zusammengehören. Davon verstehst du aber noch nichts, Dita. — Und nun wollen wir beten."

Margarete trat auf die Schwelle der Verbindungstür. „Gute Nacht, Josepha!" wandte sie sich an die Alte, die eben im Begriff war, das Zimmer zu verlassen. „Wollen wir einander nicht die Hand geben, da wir doch fortan eins sein wollen in unserer Liebe zu Dita?"

Die Alte, die bei der unerwarteten Anrede ihre finsterste Miene aufgesetzt hatte, kam zögernd und mit sichtlichem inneren Widerstreben der Aufforderung nach. Schlaff und ohne Druck lag ihre harte, runzelige Hand in den Händen der Erzieherin. „Ich bin nur eine unwissende Magd, und Sie sind ein Fräulein, das auf Schulen studiert hat. Ich meine, es will sich wenig schicken, daß Sie so zu mir reden."

„Lassen Sie die Schicklichkeitsfrage getrost meine Sorge sein, Josepha! Jedenfalls ist es an diesem ersten Abend mein innigster Wunsch, daß ich dem Kinde nach und nach werden könnte, was Sie ihm gewesen sind — und was Sie ihm bleiben sollen, solange ich unter dem Dach dieses Hauses lebe."

Die scharfen grauen Augen der Alten ruhten ein paar Sekunden lang auf ihrem Gesicht. Dann war

es Margarete, als ob sie einen leisen Druck der schwieligen Finger verspürt hätte, ehe sie sich aus den ihrigen zogen. „Gute Nacht, Fräulein! Ich bin eine alte Person. Nehmen Sie's nicht für ungut, wenn ich die Menschen erst näher kennen muß, bevor ich alles glaube, was sie sagen."

Undeutlich und halb schon im Entschlummern hatte Dietlinde das „Gute Nacht!" der Gouvernante erwidert. Nun ging Margarete in ihr Zimmer zurück, um sich rasch zu entkleiden und ins Bett zu schlüpfen. Für die Dauer einiger Minuten noch beschäftigte die Erinnerung an die Erlebnisse des heutigen Tages ihren Geist; dann begann die Müdigkeit ihre Gedanken zu verwirren, und wie unter dem sanften Druck einer weichen Hand schlossen sich ihre Lider.

Aber es war kein fester und erquickender Schlummer, der sie in eine friedvolle Welt glücklichen Vergessens entführte. Wirre, schreckhafte Träume beängstigten ihre Seele und jagten sie durch eine unendliche Reihe peinvoller Geschehnisse.

Plötzlich — sie ahnte nicht, ob seit ihrem Entschlummern Minuten oder Stunden verflossen sein mochten — fuhr sie in jähem Entsetzen empor. Sie glaubte die dröhnende Stimme des Barons gehört zu haben und dann einen schrillen Aufschrei aus weiblicher Kehle, einen Schrei der Leidenschaft oder der Todesangst — fast unmittelbar gefolgt von dem dumpfen Aufschlagen eines schwer niederstürzenden oder zu Boden geworfenen Körpers.

Mit stockendem Herzschlag lauschte sie in die Dunkelheit hinaus, in der ihre Augen erst nach und nach das schwach erhellte Viereck der offenen Verbindungstür zu Dietlindes Zimmer unterschieden. Sie hörte nichts mehr; aber es war ihr, als hätte sie etwas Beweg-

liches schattenhaft durch dieses Viereck dahinhuschen sehen.

„Dietlinde?“ fragte sie halblaut. „Bist du wach?“

Aber sie erhielt keine Antwort, auch nicht, als sie noch einmal den Namen des Kindes rief. Und es war ein so tiefes Schweigen um sie her, daß sie deutlich das leise Knarren und Ächzen der entlaubten Äste vernahm, die sich draußen unter ihrem Fenster im Nachtwinde gegeneinander rieben.

Da kam sie zu der Überzeugung, daß alles nur Traum und Sinnestäuschung gewesen sei, und mit einem schmerzlichen Aufseufzen ließ sie sich in die Kissen zurücksinken.

Sechstes Kapitel.

Hell fiel das Tageslicht durch das leichte Gewebe der Tüllgardinen vor ihrem Fenster, als Margarete die Augen aufschlug. Sie war nicht von selbst erwacht, sondern der Druck von etwas Schwerem und Hartem auf ihre Schulter hatte sie geweckt.

Sie brauchte eine kleine Weile, um sich in dieser fremden Umgebung zurechtzufinden und sich zu erinnern, wem das faltige, verwitterte Frauengesicht gehörte, das sie da über sich geneigt sah.

„Stehen Sie auf, Fräulein! Der Baron wünscht, daß Sie mitkommen, wenn Dietlinde zu ihrer Mutter geführt wird.“

Margarete richtete sich auf. „Jawohl! — Gewiß! — Wie ist es nur möglich, Josepha, daß ich so lange geschlafen habe? — Die Baronin wird sicherlich ungehalten sein, wenn sie genötigt ist, auf mich zu warten.“

Ohne daß ein Zug in ihrem harten Gesicht sich verändert hätte, schüttelte die Alte den Kopf. „Nein,

Fräulein, davor brauchen Sie sich nicht mehr zu ängstigen. Der Frau Baronin ist jetzt alles gleich. Die ist in einer besseren Welt."

Mit beiden Händen umkrampfte Margarete den Arm der Dienerin. „Josepha!" stöhnte sie. „Was ist das? Was haben Sie gesagt? Die Baronin ist —"

„Still! — Dita schläft noch. Und die muß es wohl auf andere Art erfahren."

„Barmherziger Gott! Es soll also Wahrheit sein? Frau v. Bardeleben ist tot?"

„Ja. Gegen zwei Uhr morgens ist sie sanft entschlafen. Friede sei mit ihrer armen Seele."

Das also war die Erklärung für den entsetzlichen Schrei, der sie aus dem Schlafe aufgeschreckt hatte. Aber sagte nicht Josepha, die Baronin sei sanft entschlafen?

„Ehe Sie Dietlinde wecken, erzählen Sie mir Näheres. Mein Gott, es ist wirklich nicht Neugier, daß ich danach frage."

„Warum sollten Sie's auch nicht wissen? Um ein Uhr kam der Baron an meine Zimmertür, weil die Baronin plötzlich erkrankt wäre. Er war ganz verstört und ist selber nach Reinswaldau geritten, um den Sanitätsrat zu holen. Aber als der ankam, war schon alles vorbei. Sie lag wie im Schlaf die ganze Zeit, während Fanni und ich an ihrem Bette saßen. Und im Schlaf ist sie auch hinübergegangen. Kaum, daß man's gemerkt hat, als sie starb."

Noch immer hatte Margarete nicht die Kraft gefunden, sich von ihrem Lager zu erheben. In ihrem Kopfe wirbelte es, und ihr Herz klopfte so stürmisch, daß sie seine Schläge hörte wie das Ticken einer Uhr.

„Und woran —"

„Sie war schon lange herzleidend. Der Sanitätsrat

ſagt, er habe immer gefürchtet, daß es einmal ganz plötzlich mit ihr zu Ende gehen würde. Sie hat einen ſchönen Tod gehabt, Fräulein! Und uns kommt es nicht zu, ein lautes Gejammer darüber zu erheben. Wie der Herr Baron es nimmt, iſt ſeine Sache. Daß es ihn ſo furchtbar packen könnte, hätt' ich freilich nimmermehr geglaubt."

„Und Dietlinde? Das arme, unglückliche Kind! Wie ſoll man es ihr nur ſagen?"

Aber ſie wurde des weiteren Nachdenkens über dieſe ſchmerzliche Frage überhoben, denn plötzlich ſtand die Kleine in ihrem langen weißen Nachthemd, bleich und großäugig wie ein Weſen aus einer anderen Welt, auf der Schwelle der Verbindungstür und ſagte: „Ich will aber nicht hinübergehen, Joſepha! Wenn die Mama geſtorben iſt, will ich ſie nicht mehr ſehen."

Margarete erſchauerte wie unter einem Strom jählings über ſie ausgegoſſenen eiskalten Waſſers. Hatte dies frühreife Kind von der Furchtbarkeit des Todes wirklich noch eine ſo unzulängliche Vorſtellung, daß die unvermutete Schreckenskunde in ſeiner Seele keine andere Empfindung auszulöſen vermochte als die des Grauens vor dem Anblick einer Leiche?

Sie ſprang aus dem Bett und umſchlang die Kleine, um ſie auf ihre Knie zu ziehen. „Dita! Liebe, geliebte Dita! Denkſt du denn nicht daran, daß die Mama jetzt vielleicht von da droben auf dich herabſchaut, und daß ſie ſehr traurig ſein würde, wenn du ihre irdiſche Hülle nicht noch einmal küſſen wollteſt?"

Dietlinde ſchwieg. Der geſpannte Ausdruck ihres wächſernen Geſichtchens ließ erkennen, daß irgend etwas ihre Gedanken ſehr angelegentlich beſchäftigte. Dann fragte ſie: „Iſt Papa auch bei der Mama, Joſepha?"

„Nein, Liebling. Er iſt eben nach Waldenburg

gefahren und kann wohl kaum vor Nachmittag zurück sein."

„Dann will ich hinübergehen."

Sie sagte es kurz und bestimmt. Aber noch immer war etwas so seltsam Fremdes, Unirdisches in ihrem Gesicht, daß es auch der alten Josepha nicht entgehen konnte.

„Bist du so sehr erschrocken, Herzchen?" fragte sie das Kind, das von Margaretes Schoß herabglitt, um sich ankleiden zu lassen. „Ja, wie könnt' es denn auch anders sein! Aber jetzt mußt du zeigen, daß du meine mutige kleine Dita bist. Und den Papa mußt du jetzt noch mehr lieb haben als zuvor. Nun hat er auf der Welt ja bloß noch dich."

Aber Dietlinde verharrte in einem starren Schweigen, das etwas Unnatürliches und beinahe Unheimliches hatte. Ihre großen Augen blieben immer geradeaus ins Leere gerichtet, und keine Träne netzte ihre Wimpern.

„Wenn sie doch nur anfangen wollte zu weinen," dachte Margarete, die in fieberhafter Aufregung kaum ihre Kleider finden konnte. Sie fürchtete bei dem sonderbaren Benehmen des Kindes nachgerade für seinen Verstand.

Doch ihr Wunsch erfüllte sich nicht. Das schmale, bleiche Kinderantlitz behielt seine maskenartige Unbeweglichkeit, und die Lippen blieben energisch geschlossen, bis sie sich anschickte, zwischen Josepha und der Erzieherin über den Treppenflur in das Schlafzimmer der Baronin hinüberzugehen.

Das ganze Haus schien erfüllt von jener scheuen Verstörtheit, die ein unerwarteter Todesfall zu erzeugen pflegt. In der offenen Tür des kleinen Gemaches, das nach der Treppe zu noch vor dem Schlafzimmer lag, standen ein paar Mägde, die wie auf

Kommando mit dem Schürzenzipfel an die Augen fuhren, als sie zurückwichen, um der kleinen Baronesse den Durchgang freizugeben. Der Eingang zu dem Raum, in dem Frau v. Bardeleben ihren letzten Atemzug getan, war durch einen Vorhang abgeschlossen.

Als Josepha ihn zurückschlug, sah Margarete, daß niemand bei der Toten weilte als Herr v. Reibnitz, der neben dem Bette kniete und das Gesicht in die bis auf den Boden herabhängende Seidendecke gedrückt hatte. Zu Häupten des Lagers brannten die Kerzen zweier fünfarmigen Kandelaber; die hohen Fenster aber waren nicht verhüllt, so daß das bleiche Licht des Novembertages ungehindert Zutritt fand. Es strömte über eine Fülle von Blumen, die wohl noch vor Tagesanbruch im Gewächshaus abgeschnitten worden waren, um das Sterbebett der toten Schloßherrin zu schmücken, und es fiel mit kalter Helle auf die wachsbleichen Hände und das marmorne Antlitz der Entschlafenen.

Auch in den Tagen seiner holdesten Maienblüte konnte dies feine, regelmäßige Gesicht nicht schöner gewesen sein als jetzt. Die Hand des Todes mußte in Wahrheit sehr sanft und weich darüber geglitten sein, daß sie nicht nur keinen der lieblichen Züge entstellt, sondern sogar die markante Leidenslinie weggewischt hatte, die Margarete gestern an der Lebenden aufgefallen war. Wären nicht die Blumen und Kerzen gewesen und das schluchzende Geflüster aus dem offenen Nebengemach, so hätte man sich an dem Bette einer ruhig Schlummernden wähnen müssen, die der erste Zuruf veranlassen konnte, lächelnd die geschlossenen, langbewimperten Lider aufzuschlagen.

Josepha trat an das Lager heran, aber nur um mit hartem Griff den Arm des Knieenden zu erfassen

und ihm zuzuraunen: „Stehen Sie auf! Da ist jetzt für keinen Platz als für unsere kleine Baronesse.“

Wie in jähem Erschrecken hatte Reibnitz den Kopf erhoben, und nun richtete er sich auf. Mit seinem eingefallenen Gesicht, seinem zitternden Kinn und seinen ruhelos irrenden Augen hatte er fast das Aussehen eines Irrsinnigen, und seine schlaffe Gestalt schien sich nur mit Mühe aufrecht zu halten, während er dem Nebenzimmer zuschritt, in dem sich fast die gesamte Hausdienerschaft versammelt hatte.

Sobald er die Schwelle überschritten hatte, ließ Dietlinde die Hand der Erzieherin los und eilte auf das Kopfende des Bettes zu. Ein paar Sekunden lang blickte sie regungslos in das Gesicht ihrer Mutter; dann hob sie zögernd die Hand, und ihre dünnen Finger fuhren tastend über die Stirn der Toten bis unter die dicke, weiche Welle schwarzen Haares, die man tief über die Schläfe der Leiche herabgekämmt hatte, ganz so, wie die Baronin sich zu Lebzeiten zu frisieren pflegte.

Margarete hielt das Beginnen des Kindes für eine letzte schüchterne Liebkosung; die alte Josepha aber mußte darin wohl etwas anderes sehen, denn ihre Augen wurden entsetzensstarr, und während sie — wohl halb unbewußt — mit hartem Griff das Handgelenk der Erzieherin packte, murmelte sie: „Alle guten Geister! — — Das Kind! — Sehen Sie nur das Kind!“

In ehrfürchtiger Achtung vor den heiligeren Rechten der Tochter hatten sie sich beide einige Schritte von dem Sterbelager entfernt gehalten; im nächsten Augenblick aber waren sie neben dem Bett und der am Boden liegenden Kleinen. Denn ohne einen Laut von sich zu geben, war Dietlinde plötzlich rücklings auf den Teppich niedergestürzt.

Schneller und gewandter als die Alte, hob Margarete den leichten Körper der Ohnmächtigen auf ihre Arme und trug sie der offenen Tür zu, die sie vor sich sah. Sie hatte den Raum ja nie zuvor betreten, aber nach der gestrigen Beschreibung Fannis mußte es wohl eines von den beiden Zimmern sein, die der Baron während seines Hierseins gewöhnlich benützte. Außer einigen Sesseln stand nicht viel mehr darin als eine Ottomane, ein Schreibtisch und ein die ganze Längswand verdeckendes Bücherregal. An hilfsbereiten Händen aber war in diesem Augenblick hier gewiß kein Mangel, denn es hatten sich wohl sieben oder acht Personen in dem Zimmer zusammengefunden, und sie alle umdrängten nun das Ruhebett, auf das Margarete die Kleine niederlegte.

Die eifrigste von allen war die hübsche Fanni, die auch gleich ein Belebungsmittel vorzuschlagen wußte. „Man muß ihr ein paar Tropfen Kognak einflößen," sagte sie. „Das hilft immer! Und wir haben ihn zum Glück bei der Hand. Da — auf dem Schreibtisch des Herr Barons muß ja stets eine Karaffe stehen, wenn er sich auf Klein-Ellbach aufhält."

Um sich von keinem anderen zuvorkommen zu lassen, war sie auch schon auf dem Wege zu der von ihr bezeichneten Stelle. Aber noch ehe sie den Schreibtisch erreicht hatte, gab es da ein Klirren und Klingen.

Die Nähe der Toten vergessend, rief Fanni mit einem Ausdruck ärgerlichen Bedauerns: „Aber, Herr v. Reibnitz — was haben Sie da gemacht? Wie kann man nur so ungeschickt sein! Die schöne Kristallflasche! Und nun ist natürlich alles ausgelaufen!"

Der Volontär stand neben dem Schreibtisch, den Blick starr auf die Glasscherben am Boden und die Lache geheftet, die sich rasch ausbreitete. „Ich — ich

wollte Ihnen die Karaffe reichen," stammelte er. „Da glitt sie mir aus der Hand. — Man muß das beseitigen, damit der Baron nichts davon bemerkt."

Josepha hatte sich um Fannis Vorschlag ebensowenig gekümmert, wie um den kleinen Unfall, der ihm gefolgt war. Sie hatte die Hände wie die rasch entblößten Füße des Kindes gerieben, und jetzt nahm sie es von der Ottomane auf.

„Wir brauchen uns ihretwegen nicht zu ängstigen," sagte sie zu der erschrockenen Margarete. „Solche Ohnmachtsanfälle hat sie öfter. Ich weiß schon, was da zu tun ist. Kommen Sie mit mir in ihr Zimmer hinüber."

Siebentes Kapitel.

Die beiden Halbblüter dampften, als gegen fünf Uhr nachmittags der Wagen des Barons wieder vor dem Klein-Ellbacher Herrenhause hielt. Sie hatten die anderthalb Fahrstunden von der Kreisstadt Waldenburg in kaum der Hälfte dieser Zeit zurückgelegt, und für Bardelebens drängende Ungeduld war es doch immer noch nicht schnell genug gewesen.

„Sorgen Sie, daß die Gäule gut abgerieben werden, Hilbert," rief er dem Kutscher zu, als er herausſprang, „und sagen Sie Herrn Rudloff, daß ich ihn in der Bibliothek erwarte!"

Er warf dem Diener, der im Haustor stand, seinen Mantel zu und fuhr sich mit beiden Händen durch den langen Vollbart.

„Was Besonderes passiert? — Besuch dagewesen?"

„Nur der Herr Pastor und der Ortsvorsteher aus Reinswaldau, die dem Herrn Baron ihr Beileid ausdrücken wollten."

„Es ist gut. Wenn noch jemand kommt — ich bleibe in der Bibliothek. Gehen Sie in die Kanzlei hinüber und bitten Sie Herrn Tißmar zu mir. Oben ist doch alles unberührt geblieben?“

„Zu Befehl, Herr Baron! Nur die Baronesse und die Dienerschaft haben von der gnädigen Frau Baronin Abschied genommen, wie der Herr Baron es angeordnet hatten.“

Bardeleben nickte und schritt auf eine der beiden Türen im Hintergrunde der Diele zu. Sie führte in die Bibliothek, einen hohen, saalartigen Raum von ernstem, fast düsterem Gepräge. Er gehörte mit seinen lebensgroßen Ahnenbildern und seinem schweren gotischen Mobiliar zu den Repräsentationsräumen des Schlosses und war von dem jetzigen Besitzer kaum jemals als Arbeitsraum benützt worden, obwohl in dem erkerartigen Ausbau an der Parkseite ein mächtiger Schreibtisch stand. Heute hatte Bardeleben befohlen, ihm die Post dorthin zu bringen, statt, wie sonst während seines Hierseins, in das Arbeitszimmer des oberen Stockwerks.

Er fand bereits einen ganzen Stoß von Briefen und Telegrammen auf dem Schreibtisch vor.

Die erste Depesche, die er erbrach, lautete: „In tiefster Seele erschüttert von Deiner Nachricht, die vorläufig noch kaum zu fassen vermag. Eintreffe morgen abend. Herbert Rasmussen.“

Bardeleben knitterte das Blatt zu einem Knäuel zusammen und schleuderte es in den Papierkorb.

Dann löste er ein zweites und las: „Werde soeben durch Dein Telegramm geweckt. Bin ganz niedergeschmettert. Armer, armer Harro und arme, kleine Dietlinde! Kann wegen der unerläßlichen Besorgungen erst übermorgen reisen. Sobald Zeit der Beisetzung

feststeht, erbitte telegraphische Nachricht. Gott tröste euch. In schmerzlichster Teilnahme Jadwiga."

Das übrige schien für den Baron vorläufig kein Interesse zu haben, denn er schob Briefe und Telegramme uneröffnet beiseite. Schwer ließ er sich in den Armsessel vor dem Schreibtisch fallen und stützte den Kopf in die Hand. Er hatte während des ganzen Tages noch fast nichts gegessen, aber schon mehrere Flaschen Wein getrunken. Darum sah sein Gesicht gerötet und gedunsen aus, und die Schläfenadern lagen wie strotzend gefüllte blaue Stränge unter der Haut. Sein sonst immer tadellos korrekter Anzug war unordentlich, und wie zerrauft wirrten sich die Wellen seines dichten Blondhaars durcheinander. Mit halb geschlossenen Augen stöhnte er ein paarmal tief auf. Dann raffte er sich zusammen, denn es war an die Tür geklopft worden, und der Diener meldete, daß die von dem Baron befohlenen Herren da seien.

„Ich lasse bitten! — Guten Tag, Rudloff! — Guten Tag, Herr Tißmar! — Bitte, setzen Sie sich! Ich habe Ihnen einige Anweisungen zu geben."

Keiner der beiden Eingetretenen konnte sich sogleich entschließen, der Aufforderung Folge zu leisten. Es waren Männer in vorgerücktem Lebensalter: der große, breitbrüstige Oberinspektor Rudloff der rechte Typus des mit seiner Scholle verwachsenen Landwirts — der Gutssekretär Tißmar ein magerer und trockener Fünfziger mit eckigen Schultern und bebrillten Augen.

Der Inspektor fand zuerst den Mut, zu sprechen. „Herr Baron wollen gestatten, daß ich vor allem meinem tiefsten Beileid —"

Bardeleben hob abwehrend die Hand. „Lassen wir das, meine Herren! Ich nehme den Ausdruck

Ihrer Teilnahme für empfangen an und danke Ihnen dafür. Sagen Sie, bitte, auch den Leuten, daß mir alle Kundgebungen des Mitgefühls unerwünscht sind. — Und nun zur Sache! Ich werde mich bis zur Beisetzung und vielleicht auch darüber hinaus um die wirtschaftlichen Angelegenheiten wenig oder gar nicht kümmern können, und ich gebe Ihnen, lieber Rudloff, für diese Zeit unumschränkte Vollmacht, nach Ihrem Ermessen zu disponieren. Wie ich Sie kenne, setze ich als selbstverständlich voraus, daß sich drüben auf dem Hofe alles in bester Ordnung befindet. Aber es wird doch vielleicht gut sein, wenn Sie noch einmal in eigener Person überall nach dem Rechten sehen. Der Bruder meiner Frau wird morgen abend auf Klein-Ellbach eintreffen, und es wäre mir nicht angenehm, wenn er etwas zu tadeln fände."

Der Inspektor gab durch eine Bewegung seines wuchtigen Oberkörpers zu erkennen, daß er die Weisung verstanden habe. „Soll alles geschehen, Herr Baron! Sie dürfen versichert sein, daß der Herr Oberleutnant nichts auszusetzen haben wird."

„Passen Sie auch dem Hilbert gehörig auf den Dienst, und haben Sie ein scharfes Auge auf das übrige Stallpersonal. Wir werden in den nächsten Tagen die Gäule tüchtig herannehmen müssen. Und das nicht allein. Ich möchte bei den Leuten nicht gern den Glauben aufkommen lassen, als würde von nun an auf Klein-Ellbach ein schlafferes Regiment geführt werden als bisher. Heute und morgen darf jedenfalls noch nicht das geringste geändert werden an dem, was von meiner Frau angeordnet worden ist. Und Sie wissen damit besser Bescheid als ich, denn Sie waren ja wohl in allen Gutsangelegenheiten das vertraute Werkzeug ihrer Befehle."

Rudloff verbeugte sich wieder, wenn er auch diesmal nichts zu sagen wußte.

Bardeleben wandte sich jetzt an den Sekretär. „Für Sie, Herr Tißmar, habe ich eine ganze Menge schwieriger Aufträge. Zunächst die Versendung der Todesanzeigen, die noch heute abend aus der Waldenburger Druckerei abgeliefert werden. Benützen Sie dazu die für die Neujahrsgratulationen aufgestellte Liste, die Sie doch wohl drüben in der Kanzlei haben. Nach den einlaufenden Kondolenzbriefen, die ich nicht zu sehen wünsche, können Sie dann später auch die Danksagungen verschicken. Ich will mit diesem Formenkram in keiner Weise persönlich behelligt werden."

„Wie Herr Baron befehlen. Ich werde mich bemühen, mit größter Gewissenhaftigkeit —"

„Na ja! Und dann weiter! Die Handwerker aus Waldenburg, die den großen Salon für die Aufbahrung herrichten sollen, werden noch heute abend mit allem dazu Nötigen eintreffen. Es soll, wenn es not tut, die ganze Nacht gearbeitet werden, und wenn ich auch nicht bezweifle, daß die Leute ihre Sache verstehen, so wird es doch zweckmäßig sein, sie zu beaufsichtigen und hie und da ein bißchen anzutreiben. Wollen Sie das übernehmen?"

„Mit dem größten Vergnü— Pardon! mit der größten Dienstwilligkeit, Herr Baron!"

„An Blattpflanzen und Blumen darf selbstverständlich nicht gespart werden. Meinetwegen mag das ganze Gewächshaus dabei geplündert werden. Und was etwa morgen noch an besonderen Ausgaben für diesen Zweck nötig wird — Sie können es in jedem erforderlichen Betrage aus der Gutskasse entnehmen. Nur kommen Sie mir, bitte, nicht mit Fragen! Wie Sie es machen, wird es schon gut sein. Und wenn Sie

über irgend etwas im ungewissen sind, so besprechen Sie sich lieber mit Rudloff als mit mir."

„Ganz wie der Herr Baron es wünschen. Es soll mein eifrigstes Bestreben sein —"

„Schön, meine Herren! — Ich danke Ihnen."

Sobald sich die beiden mit stummen Verbeugungen hinausgeschoben hatten, erschien der Diener wieder in der Tür.

„Herr v. Reibnitz bittet um die Ehre einer kurzen Unterredung mit dem Herrn Baron."

„Wer?" fuhr Bardeleben auf, und sein gerötetes Gesicht färbte sich noch höher. Aber er faßte sich rasch und gab durch eine Handbewegung kund, daß er bereit sei, den Volontär zu empfangen.

Im schwarzen Gesellschaftsanzuge, den Hut in der Hand, trat Reibnitz ein. Wenn seine Seele voll Haß oder voll Furcht war, so hatte der ehemalige Leutnant doch noch Herrschaft genug über sich, es zu verbergen. In ehrerbietiger, aber aufrechter Haltung durchschritt er die Länge des Gemaches, um dicht vor dem Schreibtisch stehen zu bleiben.

„Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, Herr Baron, Klein-Ellbach noch heute zu verlassen."

„Dazu hätten Sie meine Erlaubnis nicht nötig gehabt. Sie können gehen, wann es Ihnen beliebt."

„In der Voraussicht Ihrer Einwilligung habe ich mir denn auch bereits erlaubt, einen Wagen aus Reinswaldau zu bestellen. Haben der Herr Baron noch Befehle für mich?"

Er sprach zu ihm wie zu seinem militärischen Vorgesetzten, mit geschlossenen Fersen und in dienstlicher Haltung.

Bardeleben, der ihm bis dahin kaum einen Blick gegönnt hatte, musterte ihn nach seinen letzten Worten

vom Kopf bis zu den Füßen. „Befehle? — Nein. — Höchstens eine Frage. — Was wird aus Regine Kreidel?“

„Ich weiß nicht, Herr Baron, was ich für das Mädchen tun soll. Geldmittel besitze ich nicht. Und wenn ich sie aufbrächte, würde ihr von ihrem Vater wahrscheinlich verboten werden, es anzunehmen. Wenigstens hat mir der Werkmeister etwas Derartiges gesagt, als er —“

„Als er in seinem Kummer vergebens an Ihr Ehrgefühl appelliert hatte,“ brach Bardeleben los. „Sprechen Sie es nur aus. Vor mir, der ich die ganze erbärmliche Geschichte kenne, brauchen Sie sich nicht zu genieren.“

Reibnitz bewahrte seine Haltung. Nur sein spitzer, flachsblonder Kopf hob sich um ein geringes. „Sie wollen sich gütigst erinnern, Herr Baron, daß ich in keinem Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis mehr zu Ihnen stehe.“

Bardeleben sprang auf. Er überragte den langen jungen Menschen noch um ein gutes Stück. „Wollen Sie mir nicht vielleicht gar Ihre Zeugen schicken? Wahrhaftig, sie steht Ihnen gut, diese Kavaliergrimasse. Nur daß Sie sich für die Komödie ein anderes Publikum suchen müssen als mich. Also weil Sie kein Geld haben, oder weil man Ihnen gesagt hat, daß mit Geld da nichts gutzumachen ist, darum wissen Sie nicht, was Sie für das Mädchen tun sollen?“

„In der Tat — nein, Herr Baron!“

Bardeleben verschränkte die Arme über der Brust, und indem er seine blitzenden Augen in das magere, von unwillkürlichem Nervenzucken entstellte Gesicht des anderen bohrte, sagte er: „Wenn ich Ihnen bei Ihrem Abschied ein Zeugnis auszustellen hätte, wissen Sie,

was ich hineinschreiben würde, Herr v. Reibnitz? Ich würde schreiben: Dieser Mensch, der sich als unwürdig erwiesen hatte, seines Kaisers Rock und seines ehrenwerten Vaters Degen zu tragen, ist wie ein feiger Dieb in den Frieden einer glücklichen Familie eingebrochen. Er hat Leid und Kummer auf das graue Haupt eines wackeren Mannes gebracht, er hat ein unerfahrenes junges Geschöpf, das mit Wort und Ring an einen hundertmal Besseren gefesselt war, nichtswürdig um sein Lebensglück bestohlen. Dieser Mensch, der zur Schande seiner Familie den Namen Botho v. Reibnitz führt, ist vom Wirbel bis zur Sohle ein Ehrloser und ein Schuft."

„Herr v. Bardeleben — wenn ich nicht daran dächte, daß hier über meinem Haupte ein von mir innig verehrtes, unglückliches Wesen —"

Er sprang zurück, ohne den begonnenen Satz zu vollenden, denn mit einem unartikulierten Laut, der eher aus der Brust eines wilden Tieres als aus der eines Menschen zu kommen schien, hatte der Baron die Lehne des schweren, geschnitzten Schreibsessels ergriffen, vor dem er gestanden, und hatte das wuchtige Möbelstück emporgerissen, wie wenn er sich seiner als Waffe zu einem vernichtenden Schlage bedienen wollte.

„Halunke!" keuchte er. „Du wagst es —"

Reibnitz war schon in Sicherheit neben der Tür. „Wir werden bei anderer Gelegenheit weiter miteinander reden, Herr v. Bardeleben! — Adieu!"

Mit einem dröhnenden Krachen hatte der Baron den Sessel auf den Boden zurückgestoßen. „Gewürm!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Daß man's nicht zerstampfen und zertreten kann! Daß man — ach!"

Seine Arme fielen gewichtig auf die Platte des

Schreibtisches, und er verbarg sein Gesicht in ihnen, während seine muskulösen Schultern wie in einem verhaltenen Schluchzen erzitterten. Davon, daß zweimal an die Tür geklopft wurde, hörte er nichts, und langsam nur richtete er sich auf, als er eine leichte Berührung verspürte.

„Ah, Sie sind's, Doktor!“ sagte er, sich das wirre Haar aus der Stirn streichend. „Meinten Sie denn, daß es auf Klein-Ellbach schon wieder für Sie zu tun gäbe?“

Der Sanitätsrat hatte sich einen Stuhl dicht neben den Sessel Bardelebens gerückt, und nun legte er ihm in freundschaftlicher Vertraulichkeit die Hand auf das Knie. „Was sind das für Sachen, mein liebster Baron! Ein Mann von Eisen wie Sie! Mit dieser wilden Trauer wüten Sie ja gegen sich selbst!“

Sarkastisch verzog der andere die Lippen. „Meinen Sie, Doktor? Sie haben's nicht für möglich gehalten, daß ich meine Frau so betrauern könnte — nicht wahr?“

„Davon, daß Sie sie nicht betrauern sollen, ist keine Rede. Aber schauen Sie doch nur in den Spiegel! Muß Ihre kleine kranke Dietlinde nicht zum Tode erschrecken, wenn Sie mit einem solchen Gesicht an ihr Bett treten?“

„Was sagen Sie? — Krank? — Dietlinde ist krank? — Und keiner von den bezahlten Schurken hier im Hause sagt mir davon auch nur ein einziges Wort?“

Er war wieder aufgesprungen und schien willens, zur Tür zu eilen.

Beschwichtigend hielt ihn der Sanitätsrat zurück. „Nehmen Sie's nicht zu tragisch, lieber Freund! Es wäre vielleicht besser gewesen, das Kind nicht an das Bett ihrer Mutter zu führen. Sie erlitt da einen von den Ohnmachtsanfällen, die in letzter Zeit glücklicher-

weise immer seltener geworden waren. Als man mich holte, mußte ich auch etwas Fieber feststellen. Es kann ja sein, daß irgend eine Kinderkrankheit im Anzuge ist. Aber an eine Gefahr, an eine wirkliche, unmittelbare Gefahr, brauchen wir einstweilen noch nicht zu denken."

Bardeleben hatte den bedächtig Sprechenden angesehen, als ob er ihm jedes Wort von den Lippen reißen wollte. Nun legte er ihm beide Hände auf die Schultern, daß der kleine alte Mann beinahe zusammenknickte unter dem Druck. „Doktor — wenn mit dem Kinde etwas passiert, wenn Sie mir das Kind nicht erhalten können, wenn ich auch diesen Halt noch verlieren soll, diesen letzten Halt —"

Die übermächtige Bewegung ließ ihn verstummen. Daß er diesen Mann jemals in solcher Verfassung vor sich sehen könnte, wäre gewiß das allerletzte gewesen, was Doktor Mittmanns Phantasie sich auszumalen vermocht hätte. Aus einem Gefühl der Beängstigung heraus fing er an, von Dietlindes Zustand viel zuversichtlicher zu sprechen, als sein ärztliches Gewissen es ihm eigentlich hätte gestatten dürfen.

„Wie kann man nur von solchen Möglichkeiten reden? Das ist natürlich ganz ausgeschlossen, selbst wenn sie im allerschlimmsten Fall die Windpocken oder die Masern erwischt haben sollte. Ich habe ihr ein ganz harmloses Mittelchen verschrieben, und am Abend soll sie zur Beruhigung ihrer anscheinend etwas alterierten Nerven ein Schlafpülverchen nehmen. Ich möchte wetten, daß sie in zwei oder drei Tagen wieder ganz mobil ist. An der richtigen Pflege fehlt ihr's ja nicht. Sie hat sogar, wie mir's scheinen will, die allerbeste, die Sie sich nur für sie wünschen könnten."

„Josepha — meinen Sie?"

„An die Alte hab' ich eigentlich nicht gedacht, obwohl ich nicht zweifle, daß sie sich für ihr Herzenskleinod ohne Besinnen in Stücke zerschneiden ließe. Aber mit der Opferwilligkeit allein ist's bei der Krankenpflege nicht getan. Um eine rechte Samariterin zu sein, muß man auch eine so liebe Stimme und so sanfte, weiche Hände haben wie Ihre neue Gouvernante. Mit der haben Sie das große Los gezogen, Baron! Oder ich müßte in meinen dreiundsiebzig Lebensjahren noch nicht gelernt haben, einen Menschen zu beurteilen."

„Haben Sie wirklich eine so hohe Meinung von diesem Fräulein Othmar? Weil sie ein hübsches und liebenswürdiges Gesicht hat — nicht wahr? Aber auch die hübschesten und sanftesten Gesichter können lügen, Doktor!"

Der Sanitätsrat wußte, an welches, nun für immer starr und unbeweglich gewordene Menschenantlitz er dabei dachte. „Wenn uns eines gelogen hat, Herr Baron," sagte er, „sollen wir darum doch noch nicht den Glauben an alle anderen verlieren. In die Herzen zu schauen, ist uns freilich nicht vergönnt; aber so alte Augen wie die meinigen sehen doch mitunter etwas tiefer, schon weil sie sich bei den äußeren Vorzügen nicht so lange aufhalten wie junge."

„Nun, wenn Sie recht behalten — um so besser für Dietlinde. Vorausgesetzt, daß die junge Dame überhaupt Lust hat, in einem frauenlosen Hause zu bleiben. — Sie sind schon seit dem Vormittag hier im Schlosse, Doktor?"

„Nein. Ich habe nur eben im Vorüberfahren noch einmal vorgesprochen, denn ich bin auf dem Wege nach Dittersdorf, wo sie wahrscheinlich demnächst meinen lieben alten Freund, den Kantor, begraben

werden. Das ist nun so ziemlich der letzte von denen, die ich vor vierzig Jahren hier vorgefunden habe. Und wenn die Dinge ihren ordentlichen Lauf nehmen, wäre die Reihe jetzt an mir."

„Sie lassen sich schon noch etwas Zeit, wie ich hoffe. Ich kann mir in meinem Hause gar keinen anderen Arzt vorstellen als Sie. Sie haben schon manchem Bardeleben die Augen zugedrückt, Doktor! Es wäre mir lieb, wenn Sie diesen Dienst auch noch mir erweisen könnten."

„Wenn's ein Tag zum Lachen wäre, lieber Baron, ich würde Sie wahrhaftig auslachen. Sie — mit Ihrer Konstitution, die auf ein Leben von neunzig Jahren eingerichtet ist — und ich — ein Dreiundsiebziger mit vorgeschrittener Arterienverkalkung! Nein, Verehrtester, diese Hoffnung müssen Sie sich schon vergehen lassen."

„Die Jungen sind vor dem großen Würger nicht sicherer als die Alten. Haben wir nicht in dieser Nacht den Beweis dafür erhalten? Sie sagen zwar, daß Sie auf eine Katastrophe vorbereitet gewesen seien, aber ich glaube, Sie sagen es nur, weil Sie darin eine Art von Trost für mich sehen."

Seine Rede war immer unsicherer und zögernder geworden, und während er den alten Arzt scharf ansah, kam ein eigentümlich gespannter Ausdruck in sein Gesicht.

Mittmann schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Nein, nicht deshalb, sondern weil es meine ehrliche Meinung ist. Das Herz Ihrer Frau Gemahlin war viel schwächer, als sie selber es ahnte. Und ihre Anfälle, die einen ausgesprochen epileptischen Charakter hatten, bedeuteten unter solchen Umständen eine immer drohende, schwere Gefahr. Daß sie einmal

aus solchem Anfall nicht wieder erwachen würde, wie es nun in dieser Nacht geschehen ist, hatte ich längst gefürchtet."

„Und was haben Sie demnach als Ursache ihres Ablebens auf dem Totenschein angegeben?"

„Das einzige, was ich angeben konnte: Herzlähmung infolge hochgradiger Herzschwäche. Man könnte das ja eigentlich auf jeden Totenschein schreiben."

Er war aufgestanden und reichte Bardeleben die Hand.

„Nun aber: Kopf hoch, mein lieber Baron! Denken Sie jetzt weniger an die Entschlafene als an Ihre Kleine, die den Vater noch sehr nötig hat."

„Ich will's versuchen, Doktor. Kann ich zu ihr hinaufgehen?"

„Warten Sie noch ein Weilchen. Sie schien im Einschlafen, als ich sie verließ. — Auf der Rückfahrt von Dittersdorf lasse ich noch einmal in Klein-Ellbach halten."

Der Baron geleitete ihn bis zur Tür, dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück. Der Sanitätsrat aber sah sich draußen in der Halle von Josepha aufgehalten, die eben von oben herabgekommen war.

Sie zog ihn geheimnisvoll beiseite, und nachdem sie vorsichtig umhergeblickt hatte, flüsterte sie dicht an seinem Ohr: „Soll ich Ihnen was sagen, Herr Sanitätsrat? Unsere kleine Dietlinde hat das zweite Gesicht."

„Das zweite Gesicht? Was für ein Unsinn ist das nun wieder!"

„Ich konnte es Ihnen bis jetzt nicht erzählen, weil das Fräulein immer zugegen war. Und die braucht es nicht zu wissen. Aber es ist, wie ich sage: das Kind weiß Sachen, die es mit seinen Augen nicht gesehen haben kann. Hatte unsere Frau Baronin nicht eine

große Beule an der Schläfe, als Fanni und ich in der Nacht zu ihr gerufen wurden?"

„Freilich. Sie hatte sie sich zugezogen, als sie in ihrem blitzartig auftretenden Anfall zu Boden stürzte. Wahrscheinlich ist sie dabei mit dem Kopfe gegen ein Möbelstück geschlagen. Aber es war nur eine ganz belanglose Quetschung, die selbstverständlich in keinerlei Zusammenhang steht mit ihrem Tode."

Josepha nickte. „Das weiß ich schon. Aber als Fanni und ich die Baronin in der Morgenfrühe herrichteten, damit sie den Leuten gezeigt werden könnte, haben wir ihr das Haar tief über die Stelle herabgekämmt, wo sie die Verletzung hatte. Denn die Leute brauchten das doch nicht zu sehen. Und als wir später Dietlinde zu ihr führten, was meinen Sie, daß sie tat? Sie suchte mit ihren kleinen Fingern unter dem Haar der Leiche, bis sie die Stelle gefunden hatte. Und als sie dahin gekommen war, fiel sie ohnmächtig um. Nun frage ich Sie, Herr Sanitätsrat: wie konnte sie wissen, daß so etwas da war — wie konnte sie es wissen?"

Mittmann machte eine ärgerliche Bewegung. „Sie haben wieder einmal Gespenster gesehen, Verehrteste. Das sind nichts als törichte Einbildungen. Und ich bitte mir aus, daß Sie nicht etwa noch andere damit anstecken oder am Ende gar das Kind mit unsinnigen Fragen aufregen. Das fehlte gerade noch, daß ihm mit solchen Narrheiten das arme Köpfchen verwirrt würde."

Er lief mit kurzen Schritten dem Haustor zu, vor dem sein Wagen hielt.

Josepha aber sah ihm mit unbefriedigtem Kopfschütteln nach, und eine finstere Traurigkeit war in ihrem harten, alten Gesicht.

Achtes Kapitel.

Als Bardeleben eine Stunde später das Zimmer seines Töchterchens betrat, war nichts Unordentliches und Vernachlässigtes mehr in seiner äußeren Erscheinung, und er bemühte sich nach besten Kräften, auch seinem Gesicht einen Ausdruck zu geben, der nichts Erschreckendes für Dietlinde haben konnte.

Auf den Fußspitzen kam ihm Margarete Othmar entgegen, um ihm durch Zeichen zu bedeuten, daß die Kleine schlafe.

Der Baron warf einen Blick nach dem von weißen Vorhängen umwallten Kinderbette hinüber, dann flüsterte er: „Gestatten Sie mir, für einen Augenblick in Ihr Zimmer einzutreten? Ich hätte über Dietlindes Befinden gerne einiges von Ihnen erfahren.“

Margarete schritt durch die offene Verbindungstür. An den Tisch gelehnt, blieb sie stehen, und auch Bardeleben dachte nicht daran, sich zu setzen. Vielleicht war es nur die Wärme, mit der Mittmann vorhin von der Erzieherin gesprochen, die ihn veranlaßte, sie prüfend zu betrachten, als sähe er sie jetzt zum ersten Male. Und er mochte überrascht sein, daß sie in der Tat wie eine ganz neue Erscheinung auf ihn wirkte. Die Schüchternheit und Hilflosigkeit, die gestern einen so rührenden Eindruck auf ihn gemacht hatten, waren nicht mehr vorhanden, und an ihre Stelle war ein Ausdruck ruhigen Ernstes getreten, der sie wohl älter und reifer, aber auch vornehmer und selbstbewußter erscheinen ließ. Gestern hatte Bardeleben sie recht hübsch und niedlich gefunden, heute sah er, daß sie nur ihre Befangenheit abzustreifen brauchte, um zu einer wirklichen Schönheit zu werden.

„Der Sanitätsrat hat sich zwar ziemlich hoffnungs-

voll über den Zustand des Kindes ausgesprochen," sagte er mit vorsichtig gedämpfter Stimme, „aber ich habe ihn in dem Verdacht, daß er dabei nicht ganz ehrlich gewesen ist. Ich erbitte darum von Ihnen vollste Offenheit. Wie denken Sie über Dietlindes Erkrankung?"

„Ich glaube nicht, Herr Baron, daß es sich um etwas Gefährliches handelt. Aber ich kenne die Kleine noch zu wenig, um ein ganz sicheres Urteil zu haben. Sie ist leider nicht zu bewegen, sich über ihr Befinden zu äußern. Wir werden den Verlauf der Nacht abwarten müssen, um Klarheit über ihren Zustand zu erhalten."

Die ruhige Bestimmtheit ihrer Rede überraschte Bardeleben aufs neue. „Sie haben, wie es scheint, einige Erfahrung in diesen Dingen?" fragte er.

„Ich war jahrelang die Pflegerin meines häufig kränkelnden Vaters. Auch die Familie, in der ich das letzte Jahr zugebracht, wurde vielfach von Krankheiten heimgesucht."

„Um so mehr muß ich in Ihrem Interesse bedauern, daß Sie auch hier gleich wieder an ein Krankenbett geraten sind. Aber ich bin, wenn Sie es wünschen, selbstverständlich bereit, sofort eine Pflegerin aus Waldenburg kommen zu lassen."

„Das ist nicht nötig. Wenn wir einander ablösen, können Josepha und ich sehr wohl alles verrichten, was hier zu tun ist. Und Dietlinde hat eine ausgeprägte Scheu vor fremden Gesichtern."

„Auch Sie haben inzwischen bereits erkannt, daß das Kind schwer zu behandeln ist?"

„Sie mag in mancher Hinsicht anders veranlagt sein als der Durchschnitt der kleinen Mädchen ihres Alters. Aber es gibt nach meiner Überzeugung in einer Kindesseele keinen Widerstand, der sich nicht

durch geduldige und ausdauernde Liebe überwinden ließe."

Auf Bardelebens Lippen lag die Frage, ob sie noch immer gesonnen sei, seinem Kinde diese geduldig liebende Führerin zu sein. Aber er sprach sie nicht aus. Mußte er sich doch sagen, daß nach allem, was dies junge Mädchen unter seinem Dache bereits erlebt hatte, eine verneinende Antwort um vieles wahrscheinlicher sein würde als eine bejahende, und weil er nicht zu hören wünschte, daß es ihre Absicht sei, Klein-Ellbach wieder zu verlassen, unterdrückte er lieber ein Wort, das sie vielleicht nur um so schneller zur Entschließung gedrängt hätte.

Er ahnte nicht, daß während der in ihrem Gespräche eingetretenen Stockung etwas Ähnliches auch in Margaretes Innern vorging. Seit dem Augenblick seines Eintritts war sie sich darüber klar gewesen, daß es eine unerläßliche Anstandspflicht für sie sei, ihm ein Wort der Teilnahme an seinem schweren Verlust zu sagen, und nun, da er ihr die Antwort auf ihre letzte Bemerkung schuldig geblieben war, wäre wohl der rechte Augenblick dazu gewesen. Aber irgend etwas in ihrer Seele lehnte sich dagegen auf und machte sie verstummen. Sie wußte nicht, ob es eine Nachwirkung seines gestrigen Benehmens war oder eine Erinnerung an die traumhaften Eindrücke der letzten Nacht, sie wußte nur, daß zwischen ihr und diesem Manne immer eine unsichtbare Schranke aufgerichtet bleiben würde, die es ihr unmöglich machen mußte, so zu ihm zu reden wie zu jedem anderen Menschen.

So standen sie einander für die Dauer einiger Sekunden schweigend gegenüber. Da verriet ihnen ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer, daß Dietlinde erwacht sei. Margarete eilte zuerst an das Bett, und langsam folgte ihr Bardeleben nach.

Das Kind, das mit großen, offenen Augen dalag, hatte ihn noch nicht gesehen. Bei dem Anblick der Erzieherin huschte es wie der Schatten eines Lächelns über das blasse Gesichtchen der Kleinen, und sie sagte leise: „Wie schön, daß Sie da sind, Fräulein! Ich hatte geträumt, Sie wären fortgegangen und kämen niemals wieder.“

„Das war ein falscher Traum, Dita. Bevor du nicht wieder ganz gesund bist, werde ich gewiß nicht fortgehen. — Aber sieh, wer gekommen ist, dich zu besuchen!“

Sie trat zur Seite, um dem Baron Platz zu machen, und mit einem mühselig erkämpften Lächeln beugte Bardeleben sich über das Bett.

Da aber vollzog sich auf Dietlindes Antlitz jäh eine erschreckende Veränderung. Ihre Züge wurden starr, in ihre dunklen Augen kam ein Ausdruck des Entsetzens. Sie lag ohne Bewegung, aber als seine Lippen mit einem zärtlichen Wort ihre Stirn berührten, ging ein Zucken durch die schmächtige Gestalt, und sie drehte in rascher, ausweichender Bewegung den Kopf zur Seite.

Der Baron richtete sich auf. Das Blut war ihm bis in die Stirn hinaufgestiegen, und er sah wieder so verstört und finster aus, wie ihn der Sanitätsrat vorhin unten in der Bibliothek gefunden.

„Was ist das? Was soll das heißen? Wer hat das Kind gelehrt, sich vor mir zu fürchten?“

Die Worte waren an Margarete gerichtet, die Mühe hatte, ihre eigene Bestürzung zu verbergen.

„Sicherlich niemand, Herr Baron,“ flüsterte sie. „Sie müssen Dietlindes Benehmen mit ihrem Zustand entschuldigen.“

„Aber war sie nicht eben noch ganz ruhig und bei-

nahe heiter, während sie zu Ihnen sprach? War es nicht ganz unverkennbar mein Anblick, der sie erschreckte?"

Noch ehe die Verwirrte darauf eine Antwort gefunden, war sie genötigt, ihre ganze Aufmerksamkeit der Kleinen zuzuwenden. Die hatte das Gesicht jetzt völlig in die Kissen eingewühlt, und ihr Körper erzitterte unter einem plötzlich losbrechenden wilden Schluchzen. Begütigend, mit den zärtlichsten und liebevollsten Worten, die ihr der Augenblick eingab, sprach die Erzieherin auf sie ein.

Aber alles, was sie erreichte, war, daß Dietlinde, ohne den Kopf zu erheben, stoßweise herausbrachte: „Der Papa soll gehen! — Der Papa soll fortgehen! — Ich will — ich will ihn nicht sehen!"

Mit einem dumpfen Laut, vielleicht des Schmerzes, vielleicht auch des Zornes, kehrte sich Bardeleben ab und schritt zur Tür.

Da aber blieb er noch einmal stehen. „Versuchen Sie's also mit Ihrer geduldigen Liebe, Fräulein!" sagte er bitter. „Ich bin nicht sanftmütig genug veranlagt, sie aufzubringen."

— — — — — — — — — — — — —

Gegen zehn Uhr abends erst war Dietlinde unter der Wirkung des von Mittmann verabreichten Mittels von neuem eingeschlafen. Nur eine sorgsam abgedämpfte Nachtlampe verbreitete vom Tische aus matte Helligkeit durch das Zimmer, Margarete und Josepha aber hatten sich in das Nebengemach zurückgezogen, durch dessen offene Tür sie die schlummernde kleine Patientin beobachten konnten. Sie hatten während des ganzen Tages kaum mehr miteinander gesprochen, als ihnen durch die gemeinsame Sorge um das Kind eingegeben worden war, und jetzt war

es schon seit geraumer Zeit still geblieben zwischen ihnen. Margarete beschäftigte sich mit einer Handarbeit, während die Alte ihre Hände in den Schoß gelegt hatte und mit leerem Blick vor sich hinstarrte.

Endlich brach das junge Mädchen das Schweigen. „Wollen Sie sich nicht lieber schlafen legen, Josepha? Wenn ich Ihren Beistand nötig haben sollte, kann ich Sie ja wecken."

Die Angeredete schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich nur, Fräulein! In meinen Jahren braucht man nicht mehr viel Schlaf. Wenn er mir's nicht verboten hätte, würde ich freilich lieber drüben bei der Baronin wachen. Denn das hätte sich geziemt für einen Dienstboten, der schon so lange im Hause ist."

„Wer hat es Ihnen verboten, Josepha? — Herr v. Bardeleben?"

„Ja. Es wäre nicht nötig, daß jemand bei der Toten bliebe, sagte er. Aber das war bloß so ein Gerede. Er wollt's eben keinem anderen vergönnen. Und so ist's auch gut und recht."

Zweifelnd blickte Margarete auf. „Sie glauben also, daß der Baron selbst —"

„Jawohl. Als ich vorhin noch einen Blick in das Sterbezimmer tat, sah ich ihn neben dem Bette sitzen. Er sah nicht gut aus, der Herr. Gott erhalte ihm seine Gesundheit! Wie versteinert saß er da und hatte die Augen immer auf dem Gesicht der Baronin. Aber gemerkt hat er's darum doch, daß ich mich an die Tür herangeschlichen hatte. Und wie er mich gewahr wurde, sprang er auf. Gerad' fürchten hätte man sich können, so wütend war sein Gesicht. Ich sollte mich packen, schrie er. Dann warf er die Tür zu, und ich habe gehört, wie er zweimal den Schlüssel umdrehte.

Wie ich ihn kenne, kriegt den vor morgen früh keiner mehr zu Gesicht."

Margarete wußte ihr nichts zu antworten. Aber die Alte, die bisher ihr gegenüber von so mürrischer Schweigsamkeit gewesen war, zeigte sich mit einem Male merkwürdig gesprächig.

„Daß man sie schon so bald wieder hinaustragen würde, hätte wahrhaftig keiner gedacht, als sie vor acht Jahren hier eingeholt wurde wie eine Prinzessin. Damals hätten Sie unseren Herrn Harro sehen sollen, Fräulein, wie lustig er war, und wie's ihm gar nicht laut und ausgelassen genug hergehen konnte bei dem Tanz in der großen Scheune. Sogar mit mir hat er getanzt. Es war seit Hermann Kubalkes Tod das erste und letzte Mal in meinem Leben. Die Baronin freilich hat schon damals keine rechte Freude gehabt an alledem. Man konnt's ihr ordentlich vom Gesicht ablesen, wie zuwider es ihr war, daß sie mal eine Stunde lang mit uns einfachen Leuten reden sollte wie mit ihresgleichen. Und dabei war sie nicht einmal vom Adel, nur eine Tochter von dem reichen Rasmussen, der damals die großen Webereien hatte drüben in Reinswaldau."

Es war wie ein Klang von Geringschätzung in dem Ton ihrer letzten Bemerkungen gewesen. Die Ehrfurcht vor der bevorzugten gesellschaftlichen Stellung ihrer angestammten Gutsherrschaft saß dieser auf der Klein-Ellbacher Scholle geborenen Taglöhnerstochter offenbar ebenso tief im Blute wie ihr Aberglaube.

Nicht aus neugierigem Interesse, sondern nur, um nicht unfreundlich zu erscheinen, sah sich Margarete veranlaßt, eine Frage zu tun. „Die Herrschaften haben nach ihrer Vermählung immer auf Klein-Ellbach gelebt?"

„Nein — nicht immer. Bei der Hochzeit war ja der alte Herr Baron noch am Leben, und Herr Harro stand in Breslau als Offizier. Das war ein Offizier, Fräulein, wie ich vorher und nachher keinen sonst gesehen habe! Wenn er in seiner Kürassieruniform daherkam, hätt' man wahrhaftig meinen sollen, es wär' der heilige Erzengel Michael, wie er auf dem Bild in meiner Kammer abgemalt ist mit dem Panzer und dem flammenden Schwert. Da war kein Mädel in Reinswaldau und auf Klein-Ellbach, das sich nicht beinahe den Hals abgedreht hätte, um ihm nachzuschauen. Und mit den feinen Damen wird es auch nicht anders gewesen sein, wie ich denke. Aber er hat sich um keine gekümmert als um seine Frau. Und wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, hätt' sie so glücklich sein müssen wie keine zweite auf der Welt. Gott allein kann wissen wie es geschehen ist, daß sie ihm kein freundliches Gesicht gezeigt hat seit dem Tage, wo sie als Gutsherrschaft auf Klein-Ellbach eingezogen sind, nachdem der alte Herr Baron in die Ewigkeit hinübergegangen war. Ihm nicht und dem Kindchen auch nicht, das sie doch als Mutter unter ihrem Herzen getragen. Es war wie ein Fluch auf diesem Hause, Fräulein, alle die Jahre hindurch. Und ich habe so meine Gedanken, daß er noch lange nicht gebannt und beschworen ist mit dem Hingang der Frau Baronin."

Margarete hatte die Alte reden lassen, obwohl es ihr peinlich war, so von der Toten sprechen zu hören. Ihre Gedanken aber waren unausgesetzt bei dem einsamen Manne gewesen, den sie da nebenan als Totenwächter am Lager seines Weibes wußte, und wie heißes Mitleid war es in ihrem Herzen aufgestiegen bei der Erinnerung an das finstere, gramvolle Gesicht,

mit dem er vorhin das Zimmer seines Kindes verlassen hatte. Das Geschwätz der alten Josepha mochte in Wahrheit nicht ganz so töricht sein, als es ihr wohl unter anderen Umständen erschienen wäre. Auch sie glaubte etwas von dem beklemmenden Druck eines Verhängnisses zu fühlen, das auf diesem Hause lastete, und inbrünstig sehnte sie die Stunde herbei, da sie es wieder würde verlassen dürfen.

Sie hatte der Alten nicht geantwortet, und mit auf die Brust gesunkenem Kopfe schien Josepha ganz in ihre trüben Gedanken und Erinnerungen verloren.

Da klangen von unten herauf gedämpfte Hammerschläge, und das graue, verwitterte Haupt der Dienerin richtete sich horchend auf.

„Jetzt richten sie unten den Saal für die Totenfeier," sagte sie. „Wer weiß, wie bald sie ihn wieder für eine Hochzeit richten werden! Aber ich möcht' es nicht erleben."

„So sollten Sie nicht sprechen, Josepha," mahnte Margarete. „Es gibt heute unter diesem Dache gewiß niemand, der sich ein solches Zukunftsbild ausmalen kann."

„Der da drinnen gewiß nicht. Aber eine weiß ich, die von heute ab keinen anderen Gedanken mehr haben wird als den. Und sie wird es durchsetzen — ich weiß, daß sie es durchsetzen wird. Denn sie ist eine von denen, gegen die sich kein Mann zur Wehr setzen kann, wenn sie es darauf abgesehen hat, ihn zu haben. Geben Sie acht auf die Baronesse Ostrowski, Fräulein, wenn sie zur Beisetzung herkommt! Die und keine andere wird Dietlindes zweite Mutter."

„Wenn es sich so verhielte, liebe Josepha, kommt es wohl keiner von uns beiden zu, Betrachtungen

darüber anzustellen. Wir wollen lieber nicht weiter von diesen Dingen sprechen."

Die Alte nickte nur ein paarmal und versank dann aufs neue in ihre Grübeleien, die schließlich in einen sanften Schlummer übergingen.

Aus dem unteren Stockwerk klang noch immer in kurzen Zwischenräumen das unheimlich dumpfe Klopfen herauf, und bei jedem Schlage, den sie vernahm, mußte Margarete daran denken, wie schmerzlich er das Herz des Mannes treffen mochte, von dem sie nur durch den schmalen Raum des verdunkelten Kinderzimmers getrennt war.

Neuntes Kapitel.

Als Botho v. Reibnitz am zweiten Morgen seines Berliner Aufenthalts erwachte, mußte er sich sekundenlang besinnen, bevor er zu klarem Bewußtsein der ihn umgebenden Wirklichkeit gelangte. Kurz vor Tagesanbruch erst war er ins Hotel zurückgekehrt und hatte sich halb angekleidet aufs Bett geworfen. Die reichlich genossenen geistigen Getränke hatten ihm wohl zu einem tiefen und traumlosen Schlummer verholfen; aber sie machten sich für diese Wohltat jetzt überreich bezahlt. Ein dumpfer, bohrender Schmerz saß ihm in den Schläfen, und er hatte eine Empfindung, als ob ihm der Hinterkopf mit Blei ausgefüllt wäre. Dazu fühlte er sich am ganzen Körper zerschlagen wie bei einer schweren Krankheit, und von Zeit zu Zeit fuhr es ihm durch die Brust, als hätte man ihm eine lange, spitze Nadel in die Lunge gestoßen.

Stöhnend drehte er den Kopf auf die andere Seite und schloß von neuem die Augen. Aber das Klingeln der Straßenbahnen, die drunten unablässig vorüber-

rasselten, das Tuten der Automobildroschken und alle die ungezählten anderen Geräusche des nie stockenden Großstadtlebens hätten ein Zurücksinken in den erlösenden Schlummer unmöglich gemacht, auch wenn ihn nicht schon das qualvolle Arbeiten seines schmerzenden Gehirns wachgehalten hätte. Zehn Minuten lang hielt er es aus; dann raffte er zusammen, was ihm noch an Willenskraft übriggeblieben war, und richtete sich ächzend auf.

„Unsinn! — Es ist ja doch alles Unsinn!“ sagte er laut, indem er sich mit den flachen Händen über die heiße Stirn und durch das schon dünn werdende Haar fuhr. „Wozu noch die ganze scheußliche Quälerei!“

Er stand auf und ging an den Waschtisch. Aber er vermied geflissentlich, in den darüberhängenden Spiegel zu blicken, während er seine Morgentoilette machte. Und als er fertig war, blieb er eine ganze Weile mit schlaff herabhängenden Armen mitten im Zimmer stehen. Endlich ging er zur Tür, um nach dem Frühstück zu klingeln. Aber auch das wurde ihm wieder leid, und er ließ die Hand sinken, ehe sie den Druckknopf berührt hatte. Die Vorstellung, zu essen oder zu trinken, hatte das Gefühl des Ekels gesteigert, das ihm seit dem Erwachen würgend in der Kehle saß, und mit der ganzen Hilflosigkeit eines Menschen, der nicht mehr weiß, was er mit sich und der Welt anfangen soll, starrte er durch das Fenster in den grauen, trübseligen Regentag hinaus.

Der Koffer, dem er die frische Wäsche entnommen hatte, stand noch halb offen, und irgend eine geheimnisvolle Kraft der Anziehung schien von ihm auszugehen, denn nach einer Weile drehte Reibnitz langsam sein fahles Gesicht nach jener Richtung, und in seine matten Augen kam etwas wie ein Glitzern der Angst oder der

wildaufbäumenden Verzweiflung. Er machte zwei rasche Schritte, beugte sich über den Koffer und fuhr mit der Hand in eine der Seitentaschen. Ein eleganter Armeerevolver war es, den er herausgezogen hatte, und den er jetzt von allen Seiten betrachtete, als hielte er eine derartige Waffe zum ersten Male zwischen den Fingern. Nun hob er ihn langsam empor und setzte, ohne die Sicherung zu lösen, die Mündung des Laufes zwischen die Augen auf seine Stirn.

Er wußte ja, daß kein Schuß losgehen würde, auch wenn sein Finger auf den Abzug gedrückt hätte, und er wußte auch, daß er in dieser Stunde noch nicht den Mut haben würde, Ernst zu machen. Aber es dünkte ihn schon wie ein erster Schritt zu dem Ziel, das er wie etwas Unausweichliches vor sich sah, wenn er wenigstens sich darin übte, die unheimliche Berührung des mörderischen Eisens ohne Erschauern auszuhalten.

Draußen auf dem Gange zwischen den Zimmern näherte sich ein Schritt, und nun wurde an die Tür geklopft.

Rasch warf Reibnitz die Waffe in den Koffer zurück und hob horchend den Kopf. Erst als sich das Klopfen stärker wiederholte, ging er, um den Riegel zurückzuschieben. Seine gespannten Züge wurden wieder schlaff, als er nur das gleichgültige Gesicht des Zimmerkellners vor sich sah.

„Was gibt's?“ fragte er. „Einen Brief?“

„Nein. Aber eine Dame ist da, die Herrn v. Reibnitz sprechen möchte.“

„Eine Dame? Was für eine Dame?“

„Ein junges Mädchen. Aber da ist sie schon. — Bitte!“

Er war zurückgetreten, als er bemerkt hatte, daß die Gemeldete ihm auf dem Fuße gefolgt war, aber

er versagte sich's nicht, noch ein paarmal neugierig zurückzuschielen, während er sich gemächlich entfernte. So konnte er gerade noch wahrnehmen, daß Reibnitz die Besucherin mit einem wahrhaft entsetzten Blick anstarrte, und daß kein Wort der Begrüßung zwischen ihnen ausgetauscht wurde.

Endlich sagte Reibnitz: „Bitte — komm herein!"

Die Tür hatte sich hinter dem jungen Mädchen geschlossen. Wie zwei Menschen, deren jeder von dem anderen auf das Schlimmste gefaßt ist, standen sie einander gegenüber. Die einfach, aber nicht ohne Schick gekleidete Besucherin war recht hübsch, wenn auch keine auffallende Schönheit. Ihre Gestalt war etwas zu klein und zu voll, ihre Züge zu wenig ausdrucksvoll; aber daß sie Reibnitz in diesem Augenblick als die schrecklichste aller Erscheinungen vorkam, mußte seinen Grund doch wohl in anderem haben als in ihrem Äußeren.

„Du kommst hierher — du?" stieß er hervor, und seine Stimme war klanglos vor Aufregung. „Ja, was soll denn das heißen? Wie hast du es überhaupt angestellt, mich zu finden?"

„Es war nicht sehr schwer," erwiderte sie leise und mit dem sichtlichen Bemühen, ruhig zu erscheinen. „Huhndorf, der dich nach der Station gefahren hat, sagte mir, daß du eine Fahrkarte nach Berlin gelöst hättest. Und hier auf dem polizeilichen Meldeamt, von dem ich eben komme, nannte man mir ohne weiteres deine Adresse."

„Reizend — wirklich ganz reizend! Eine Überraschung, wie sie gar nicht schöner hätte sein können. Fehlt nur noch der Herr Werkmeister. Denn der ist doch natürlich auch mitgekommen."

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich

bin ohne den Vater gefahren, Botho, und gegen seinen Willen. Ich kann nie — nie mehr nach Reinswaldau zurück."

„Herrgott im Himmel!" Er schlug die Hände zusammen und begann mit verzweifelten Gebärden auf und nieder zu rennen. „Ist denn die ganze Welt gegen mich losgelassen? Wie konntest du nur auf einen so wahnwitzigen Einfall geraten, Regine? Hast du den Brief nicht erhalten, den ich dir vor meiner Abreise geschrieben?"

„Ich habe ihn bekommen. Und eben deshalb bin ich gefahren."

„Das habe ich ja sehr hübsch gemacht. Eben deshalb — sagst du? Ich meine doch, es wäre recht wenig darin gewesen, das dich zu solchem Schritt hätte ermutigen können."

„Es war ein so schrecklicher Brief, Botho — so voll Verzweiflung. Einen Menschen, den man lieb hat, läßt man in solcher Verfassung doch nicht allein!"

Sie hatte es ganz einfach gesagt, ohne Feierlichkeit und ohne Tränen. Aber es war doch etwas im Klang ihrer Stimme gewesen, das Reibnitz seltsam getroffen haben mußte, denn er blieb plötzlich stehen und sah ihr mit einem ungewissen Blick ins Gesicht.

„Deshalb wärest du gekommen? Aber das ist doch unmöglich! Du hast einfach gar nicht verstanden, was ich dir geschrieben."

„O doch — ich habe es ganz gut verstanden. Es ist der Tod der Baronin Bardeleben gewesen, der dich in solche Verzweiflung gestürzt hat. So lieb hast du sie gehabt, daß du meinst, du könntest ihr Hinscheiden nicht überleben und —"

„Nun ja. Aber trotzdem —"

„Trotzdem habe ich auf der Stelle den Entschluß

gefaßt, dir nachzureisen und dich zu trösten, so gut ich es eben kann."

„In der stillen Hoffnung natürlich, daß ich mich jetzt vielleicht doch entschließen würde, dich zu heiraten, jetzt, wo keine andere mehr dazwischen steht."

Wenn er geglaubt hatte, sie durch diese schonungslose Enthüllung ihrer geheimen Wünsche niederzuschmettern, so sah er sich getäuscht.

Sie hatte wohl ein wenig den Kopf sinken lassen, aber ihre Antwort kam ohne alles Zögern. „Ich werde dich gewiß nicht drängen, mich zu deiner Frau zu machen. Aber warum sollte ich nicht darauf hoffen, daß es eines Tages geschieht? Hast du mir nicht hundertmal gesagt, daß du mich lieb hast? Und habe ich nicht deinetwegen alles andere aufgegeben — einen Menschen, der mich auf den Händen getragen hätte, und jetzt sogar meinen alten Vater? Darum, daß du auch die Baronin geliebt hast, bin ich dir nicht mehr böse."

„Wirklich?" höhnte er. „So großmütig bist du? Daran, daß man auch eine Tote noch lieben könnte — und vielleicht tausendmal mehr als die Lebende — daran hast du in der Einfalt deines Herzens selbstverständlich nicht gedacht?"

„Gewiß habe ich daran gedacht. Aber ich glaube nicht, daß du sie immer lieben wirst. Das ist gegen die Natur, Botho! Und dann — dann verlange ich ja auch gar nicht, daß du mich auf dieselbe Art lieben sollst wie sie. Zu ihr hast du doch nur emporgesehen wie zu einem überirdischen Wesen. Es konnte nicht anders sein, weil sie als die Frau eines anderen für dich immer unerreichbar geblieben wäre. Und ich werde dich gewiß nicht hindern, mit solcher Verehrung auch künftig an sie zu denken. Aber das Leben hat

doch auch seine Rechte — nicht wahr? Und mich sollst du nicht anbeten, denn ich weiß wohl, daß ich danach nicht angetan bin. Mir sollst du nur erlauben, dein treuer und guter Kamerad zu sein, dir beizustehen und alles für dich zu tun, was ein Mensch für den anderen tun kann."

Reibnitz hatte wieder seine unstete Wanderung durch das Zimmer begonnen. Nun blieb er plötzlich dicht vor ihr stehen. „Das sind Redensarten, Regine! Wahrscheinlich hast du einmal irgendwo so was Ähnliches gelesen. Aber damit du selber einsiehst, daß alles bloß leeres Geschwätz ist, will ich dir etwas sagen. Darauf, ob ich dich lieb genug habe zum Heiraten, ob ich überhaupt jemals wieder ein Weib lieben kann — darauf kommt es augenblicklich gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß ich ein verlorener Mensch bin, und daß mein Leben unheilbar verpfuscht ist. Ich habe kein Geld, keine Familie und keine Freunde. Ich könnte dir so wenig etwas zu essen schaffen, als ich dafür sorgen könnte, daß du ein Dach über dem Kopf und ein Kleid auf dem Leibe hast. Und so wie es heute ist, würde es immer bleiben. Denn ich tauge nicht zum Arbeiter. Das da unten in Klein-Ellbach war mein letzter Versuch. Gott weiß, daß ich es nicht acht Tage ausgehalten hätte, wenn nicht — na, das ist ja vorbei. Da siehst du mich, wie ich wirklich bin. Hast du immer noch Lust, dein Schicksal mit meinem zu verbinden?"

„Ja, Botho. Denn das alles ist doch nur ein vorübergehender Zustand. Aus jedem Wort, das du sagst, höre ich doch nur das eine, daß du einen Menschen niemals so nötig gehabt hast wie eben jetzt."

Als hätte ihre sanfte Beharrlichkeit ihn völlig zu Boden geschlagen, ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Starr vor sich hin blickend, sprach er nach einer kleinen

Weile mit leiser Stimme weiter: „Aber ich will keinen Menschen haben — hörst du, Mädchen: ich will nicht. Ich kann keinen mehr brauchen. Was ich dir von mir gesagt habe, ist ja noch lange nicht alles. Da ist noch etwas anderes, etwas hundertmal Schlimmeres, was ich dir nicht sagen kann. Wenn du das wüßtest — aber es ist ja Unsinn, daran zu rühren. Du hörst doch, daß ich nicht will."

Er hatte beide Ellbogen auf die Tischkante gestemmt und das zuckende Gesicht in den Händen verborgen.

Da ging Regine auf den Fußspitzen zu ihm hin und legte ihren Arm um seinen Nacken. „Ich bitte dich, Botho, höre mich geduldig an. Ich glaube, du hast mich noch gar nicht richtig verstanden. Daß du arm bist, habe ich ja gewußt, und nicht einen Augenblick habe ich daran gedacht, dir zur Last zu fallen. Ich werde mir hier eine Stellung suchen, und ich bin gewiß, daß ich eine finden werde. Ich habe mancherlei gelernt und fürchte mich vor keiner Arbeit. Es ist ja genug, wenn wir uns hie und da einmal sehen können. Und auch für dich wird sich etwas finden, das deinem Namen und deinem Stande angemessen ist. Ich — ich bin ja nicht mit leeren Händen zu dir gekommen, Botho."

Bei den letzten Worten erst hatte ihre bisherige Sicherheit sie ein wenig im Stich gelassen, und eine heiße Blutwelle war über ihr Gesicht gegangen.

Reibnitz aber, der ihre zärtliche Berührung anscheinend nur widerwillig geduldet hatte, erhob plötzlich den Kopf. „Nicht mit leeren Händen? Was soll das heißen, Regine?"

„Ich habe schon vor zwei Jahren von einer Tante fünftausend Mark geerbt, die damals auf ein Spar-

kassenbuch für mich eingezahlt wurden. Das Buch habe ich mitgebracht, und wenn du mir die große Freude machen willst, es von mir anzunehmen —"

„Ach, Unsinn!" fiel er ein, aber es hatte doch einen anderen Klang als seine früheren Zurückweisungen. „Damit könnte ich leicht in des Teufels Küche kommen. Du stehst ja noch unter väterlicher Gewalt."

„Mein Vater weiß, daß ich das Buch mitgenommen habe, und er hat keinen Einspruch dagegen erhoben. Ich solle tun und lassen, was mir gefiele, sagte er. Er will eben in Zukunft nichts mehr mit mir zu schaffen haben."

„Ja — aber ich kann das Geld doch nicht so ohne weiteres nehmen. Eines Tages wirst du anderen Sinnes werden und wirst es zurückverlangen. Das geht immer so. Und wenn ich es dann zufällig nicht habe —"

„Nie — niemals werde ich einen Pfennig zurückverlangen, Botho! Ich wäre ja so glücklich, wenn du es als ein Geschenk ansehen wolltest, als einen ganz geringen Beweis meiner Liebe. Wie gerne würde ich tausendmal mehr für dich tun!"

Die Rührung, die ihn jetzt veranlaßte, seinen Arm um sie zu legen und sie an sich zu ziehen, mochte nicht ganz und gar erheuchelt sein. Vielleicht erinnerte er sich eben jetzt daran, daß sie um seinetwillen ihr junges Leben hatte fortwerfen wollen, und daß sie trotz seines offenen Verrats noch immer gläubig alle ihre Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte. Und aus dem düsteren Chaos, als das ihm noch vor wenigen Minuten seine Zukunft erschienen war, hob sich vielleicht auch für ihn in diesem Augenblick etwas wie ein fernes, hoffnungsvoll leuchtendes Ziel.

„Du bist ein gutes Mädchen, Regine — ein besseres

jedenfalls, als ich's verdiene. Aber du darfst nicht verlangen, daß ich dir heute große Versprechungen mache, und du wirst wahrscheinlich noch viel Geduld haben müssen, bis ich so geworden bin, wie du's dir wünschest. Einen Versuch dazu will ich in Gottes Namen machen."

Wie ein Schimmer des Glückes hatte es sich über ihr junges Gesicht gebreitet, und in scheuer Liebkosung berührten ihre Lippen seine Wange. „Mehr habe ich mir für den Anfang ja auch gar nicht erhofft, Botho!" flüsterte sie. „Und nun will ich wieder gehen."

Er wollte sie noch halten, aber sie widerstand mit freundlicher Entschiedenheit seinem Drängen.

„Nein, nein! Es gibt ja auch so viel für mich zu tun. Ich werde mich nicht eher beruhigt fühlen, als bis es mir gelungen ist, eine Stellung zu finden. Und nach einer Wohnung habe ich mich auch noch nicht umgesehen, in der Angst, daß ich dich dann vielleicht nicht mehr finden könnte."

Da erbat er sich wenigstens die Erlaubnis, sie auf ihren ersten Wegen in dem fremden, großen Berlin zu begleiten, und es erfüllte sie sichtlich mit Stolz, daß er nicht verschmähte, sich vor allen Leuten auf der Straße mit ihr zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Vogelwanderungen.

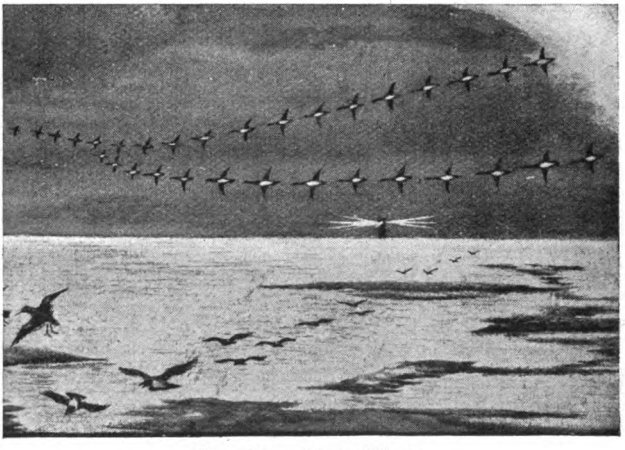
Von E. E. Weber.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

So alt auch die Beobachtungen über die Wanderungen der Vögel sind, so sind gesichertere Unterlagen für die richtige Beurteilung der einzelnen Punkte doch erst in neuerer Zeit gewonnen worden. Zwar ist auch jetzt noch eine Reihe von Fragen nicht völlig geklärt, aber im großen und ganzen ist doch das überaus reichhaltige Beobachtungsmaterial so weit gesichtet, daß sich die Hauptmomente der wunderbaren Erscheinung mit genügender Deutlichkeit erkennen lassen und weitere Forschungen nur noch geringfügigere Ergänzungen zu dem vorliegenden Bilde bringen dürften.

Die Vögel schlagen sowohl im Frühling als auch im Herbst nicht beliebige Reiserouten ein, sondern sie folgen bestimmten Zugstraßen, von denen das das Wesentliche ist, daß sie ihren Lebensbedürfnissen angepaßt sind. Überblickt man eine Karte, auf der die Zugstraßen der einzelnen Vogelarten eingezeichnet sind, so erkennt man, daß die wandernden Vögel so lange als möglich am Lande bleiben, lieber Umwege machen, wenn sie dadurch nur im Bereich der Küsten ziehen können, und das Meer, sobald es nicht anders geht, auf der kürzesten Strecke übersetzen. Außerdem wählen sie noch besonders gern als Zugstraßen die Flußtäler.

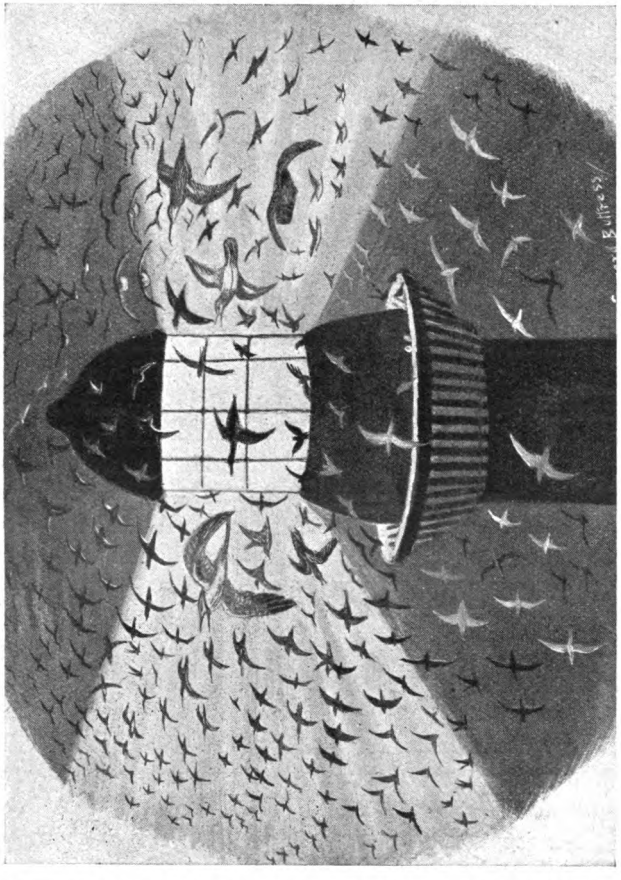
Ein gutes Beiſpiel für die Bevorzugung der Küſten und Flußtäler geben die Kraniche. Die in Schweden brütenden Kraniche wenden ſich, wenn ſie im Herbſt aufbrechen, über Schonen und Rügen nach der norddeutſchen Tiefebene. Hier ſtoßen ſie mit den Kranichen zuſammen, die aus Finnland und den baltiſchen Provinzen kommen und an der Südküſte der Oſtſee ent-



Der Flug übers Meer.

lang gezogen ſind. Gemeinſam geht nun die Wanderung in ſüdweſtlicher Richtung bis zur Provinz Sachſen, wo ſich die Scharen teilen. Der eine Trupp ſchwenkt nach Weſten ab, zieht durch das Maintal nach dem Rhein, verfolgt ihn ſtromaufwärts, geht dann zur Rhone über, durchzieht ſo Südfrankreich, nimmt mit ſeiner Hauptmaſſe Korſika und Sardinien zum Ziel und überfliegt dann das Mittelmeer, um in Nordafrika niederzugehen. Ein kleinerer Schwarm verfolgt von Südfrankreich die ſpaniſche Küſte und ſetzt bei Gibraltar nach Afrika über.

Der zweite Trupp nimmt von der Provinz Sachſen aus den Weg nach Bayern bis zur Donau. Sie wird



Zugvögel am Leuchtturm.

ihm die Richtſchnur durch Ungarn und Rumänien bis zum Schwarzen Meer. Hier vereinigt er ſich mit den Schwärmen, die aus Rußland anlangen. Nun

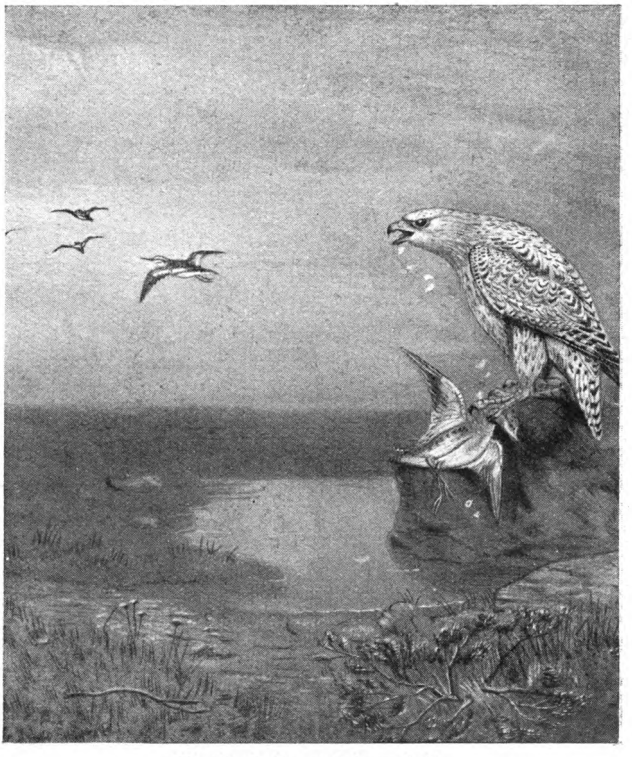
fliegt die ganze Kolonne nach dem Bosporus, von wo verschiedene Teile Griechenland aufsuchen, während die Hauptmasse an der kleinasiatischen Küste entlang dem Nil zustrebt. Dann geht der Weg stromaufwärts bis in das Herz Afrikas.

Den Zug über das Meer scheuen die Vögel ohne Zweifel deshalb, weil ihnen hier keine Gelegenheit zum Rasten geboten ist. Schlechte Flieger werden von der Übersetzung eines Meeres stark angegriffen. So sind die Wachteln, die im Frühjahr aus Nordafrika in Italien eintreffen, so ermattet, daß man sie mit den Händen fangen kann. Während des Nachtzuges über das Meer dient den Vögeln zur Orientierung das Licht. Gätke berichtet, wie er in dunklen Nächten, die nur von wenigen Sternen erleuchtet wurden, hoch über sich den Schrei der ziehenden Brachvögel und Wildgänse hörte. Sowie sich aber Wolken vor die Sterne schoben, senkten sich die wandernden Scharen tief herab und zogen nun in Leuchtturmhöhe über Helgoland hin. Durchbrachen die Sterne wieder die Wolkenwand, so suchten die Wanderer sogleich größere Höhen auf.

Die Benützung des Lichtes zur Orientierung ist auch der Grund, daß die Leuchttürme auf die Vögel eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, wobei leider Hunderte durch den Anprall an das Leuchtfeuergehäuse ihren Tod finden.

Wie das Meer, so meiden die gefiederten Wanderer auch das Gebirge. Niedrige Gebirgszüge, wie der Thüringer Wald, bilden allerdings kein Hindernis, die Hochgebirge aber, wie die Alpen, werden entweder umgangen oder nur in den Pässen überflogen. So wenden sich zum Beispiel die Vögel aus den Nordkantonen der Schweiz, wenn sie nach dem Süden

abziehen wollen, ſtets nach dem Rhonetal, während die Vögel aus den öſtlicheren Kantonen den Weg nach dem Inn einſchlagen, das Engadin entlang ziehen,



Wanderfalke auf der Raſt.

dann den Julierpaß überſchreiten und nun dem Comerſee zuſtreben. Die Vögel aus dem ſüdlichen Bayern und aus Salzburg wählen zur Überquerung der Alpen den Brennerpaß und folgen darauf dem Etſchtal.

Hinſichtlich der Tageszeit, in der die einzelnen

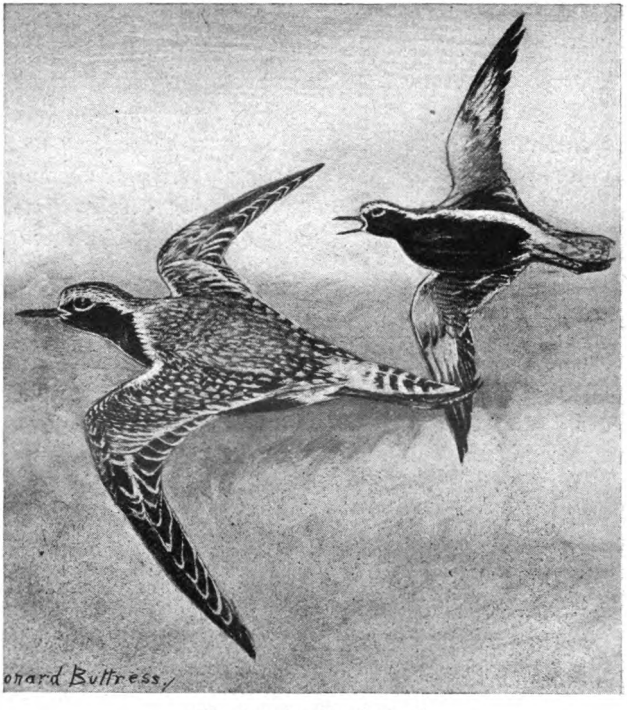
Arten wandern, lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Nur bei Tage ziehen die Tagraubvögel, die Krähenarten, die Spechte, Kleiber, Meisen, Goldhähnchen,

Uferschwalben vor dem Aufbruch.

Baumläufer, Kreuzschnäbel, Kernbeißer, Finken, Zeisige, Lerchen und Schwalben. Dagegen ziehen nur bei Nacht die Eulen, Würger, Wasserschmätzer, Eisvögel, Drosseln, Steinschmätzer, Fliegenfänger, Ziegenmelker,

Sumpf- und Waſſervögel. Bei Tag oder Nacht ziehen die Bachſtelzen, Pieper, Ammern, Regenpfeifer, Störche, Reiher, Kraniche, Seeſchwalben, Möwen, Gänſe und Schwäne.

Die Schnelligkeit, mit der der Weg zurückgelegt wird, iſt vielfach überſchätzt worden. Aus der Beobach-



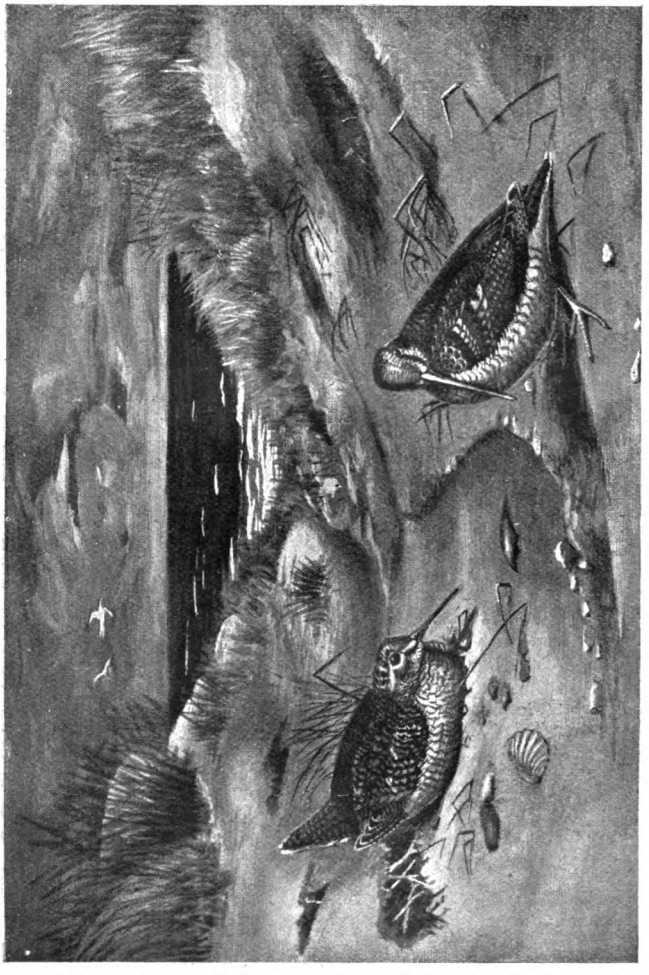
Wandernde Brachvögel.

tung von Rabenzügen, die im Herbſt auf Helgoland zwiſchen acht Uhr morgens und zwei Uhr mittags eintrafen und dann in England von dem Ornithologen

Cordeux zwischen elf Uhr mittags und fünf Uhr nachmittags gesehen wurden, schloß Gätke, daß zur Zurücklegung des Weges, der dreihundertfünfundsiebzig Kilometer maß, nur zwei Stunden nötig waren. Es entfielen demnach auf eine Stunde fast zweihundert Kilometer. Indessen ist später angezweifelt worden, daß die in Helgoland beobachteten Raben auch dieselben waren, welche Cordeux an sich vorüberziehen sah. Von den Brieftauben weiß man, daß sie in einer Stunde fünfundsiebzig Kilometer durchmessen. Schwalben, die vom Eiffelturm abgelassen und in ihren Heimatsorten eingefangen wurden, durchflogen in einer Stunde rund hundert Kilometer. Man neigt deshalb auch dazu, die Geschwindigkeit der im Herbst wandernden Vögel auf durchschnittlich hundert Kilometer in der Stunde zu veranschlagen.

Übrigens durcheilen keineswegs alle Vögel die ganze Reiseroute ohne Unterbrechungen. So machen die meisten Singvögel nicht nur wiederholt Rast, um schnell etwas Nahrung aufzunehmen, sondern sie verbringen auch, wie schon angedeutet, die Nächte an bestimmten Schlafplätzen. Umgekehrt suchen viele Sumpf- und Wasservögel am Tage geeignete Raststätten auf, an denen sie sich ausruhen und dem Nahrungserwerb nachgehen. Fast ohne Unterbrechung wandern nur die Schwalben und die Störche.

Die Höhe der Vogelwanderungen ist nicht allzu beträchtlich. Zwar war Gätke der Ansicht, daß Raben und Brachvögel in einer Höhe von fünftausend Metern über Helgoland hinwegzögen, und in einzelnen Fällen mögen sie sich auch bis zu einer solchen Höhe erheben, im allgemeinen aber verlaufen die Wanderungen in einem viel geringeren Abstand von der Erdoberfläche. Wenigstens kommt es nach Beobachtungen Stockhausens

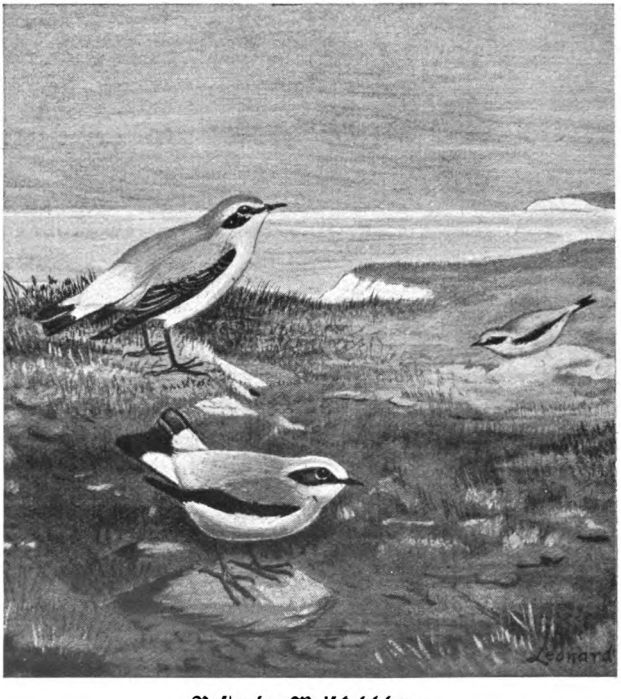


Regenpfeifer am Strande.

auf Ballonfahrten ſehr ſelten vor, daß Vögel in Höhen über dreihundert Meter angetroffen werden. Nur die Lerchen und einige Raubvögel machen hiervon eine

Ausnahme. In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich Lucanus aus, der auf Ballonfahrten als oberſte Grenze vierhundert Meter feſtſtellte.

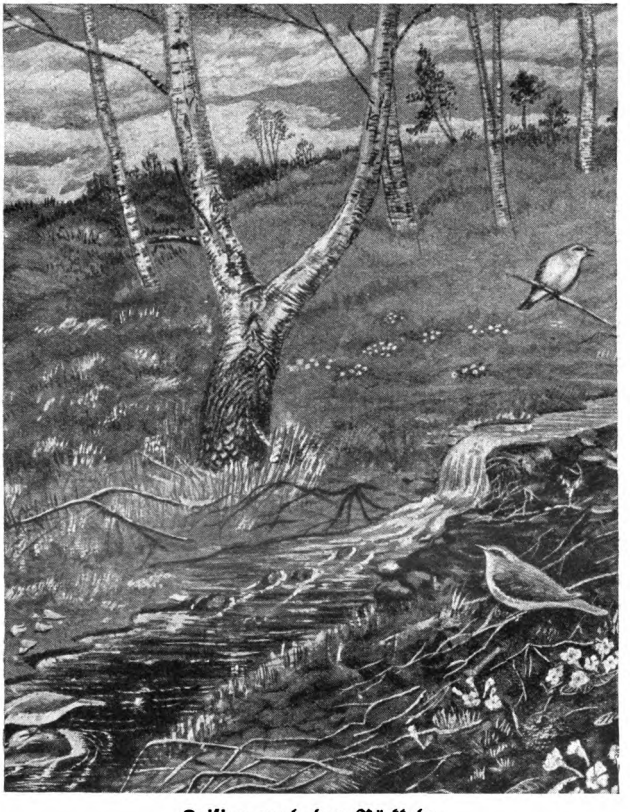
Auf der Rückwanderung vom Süden nach dem



Raſtende Weißkehlchen.

Norden im Frühling werden nicht ſtets die gleichen Zugſtraßen gewählt wie bei der Herbſtwanderung. So konnte Gätke beobachten, daß zwar viele Arten Helgoland im Herbſt überfliegen, dagegen auf dem Frühlingszug dort nicht zu ſehen ſind. Ebenſo folgt eine Reihe von Vögeln, die von Norden her eintreffen,

im Herbſt der Küſte von Portugal, um dann vom Kap São Vincente aus geradeswegs nach der Weſtküſte



Zeiſige nach der Rückkehr.

Afrikas überzuſetzen. Auf dem Frühlingszug aber fliegen ſie die afrikaniſche Küſte bis zur Straße von Gibraltar entlang, halten ſich dann aber nicht an der Weſtküſte Spaniens, ſondern nehmen als Route die

Ostküste Spaniens und setzen, wenn sie im Busen von Lyon angelangt sind, den Weg über das Rhonetal und später über das Rheintal bis zur Nordsee fort.

Auf dem Rückzug im Frühling, wenn es die Vögel nach ihren Brutstätten treibt, herrscht vielfach ein größeres Hasten als beim Abzug im Herbst. Alléon und Vian beobachteten am Bosporus, wie sich zwischen den Scharen von Raubvögeln, die nach dem Schwarzen Meer zu flogen, ohne Zeichen von Furcht Singvögel, wie Grasmücken und Drosseln, befanden, weil sie alle von dem einzigen Drang erfüllt waren, vorwärts und nach den heimatlichen Brutstätten zu kommen.

Die Mehrzahl der Vögel trifft in Mitteldeutschland zwischen dem 10. März und dem 1. Mai ein. Früher gelangen nur an die Saatkrähen, Feldlerchen, Hohltauben, Kiebitze, Graugänse, später erscheinen die Rotfußfalken, Mauersegler, die Würger, Gartenlaubvögel, Wachtelkönige und Sturmschwalben.

Der Abzug im Herbst vollzieht sich zumeist im August und September. Früher brechen wieder auf die Mauersegler, Gartenlaubvögel, die weißen Störche und Sturmschwalben. Über den September hinaus verweilen bei uns die Rohrweihen, Rotkehlchen, Amseln, Saatkrähen, Hohltauben und Schnepfen.

Durchschnittlich verharren diejenigen Vögel, welche am frühesten bei uns eintreffen, auch am längsten bei uns, während die am spätesten anlangenden gewöhnlich auch am frühesten wieder aufbrechen. Ausnahmen machen hiervon einerseits die Wachteln und Wachtelkönige, die spät ankommen und auch spät abziehen, anderseits die Störche und schwarzen Milane, die früh erscheinen und auch früh wieder verschwinden.

Phantome.

Aus dem Tagebuch eines Wahnsinnigen.

Von Rudolf Hirschberg-Jura.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin zum Tode verurteilt. Die grauenvolle Gewißheit des baldigen Sterbens ist etwas Entsetzliches. Wenn es hoch kommt, habe ich noch ein paar Wochen zu leben, dafern man dieses Hindämmern in dumpfer, bleierner Angst überhaupt noch leben nennen kann. Aber ich will mich dieser feigen Angst nicht unterwerfen. Solange mir das Leben gelassen wird, so lange will ich es auch noch mit vollem Bewußtsein auskosten, mag dieser letzte Gnadenrest noch so bitter schmecken! Nur die wenigen kostbaren Tage nicht in stumpfer Verzweiflung verjammern oder verträumen!

Es ist schauerlich genug, zu wissen, daß in meinem armen Kopf bald keine Gedanken der Wahrheit, keine Empfindungen der Schönheit kreisen, keine Wellen der Freude oder des Schmerzes sich bewegen werden, daß bald nichts anderes darin vorhanden sein wird als ein unnützer, gefühlloser, toter Brei, eine faulende Speise für Würmer. So wehre ich mich wenigstens mit aller Kraft dagegen, schon vorher dem Tode zu verfallen. Ich will die Ordnung meines Geistes behalten, bis sie mir vom Fallbeil des Henkers für immer zertrümmert wird.

Nur nicht wahnsinnig werden! Ich fühle es ganz

deutlich, wenn ich mich jetzt nur noch eine Viertelstunde dieser namenlosen Angst hingegeben hätte, dann hätte ich meinen Verstand verloren.

Die Gunst, daß ich ein Schreibzeug in meine Zelle bekommen habe, hat mich tatsächlich gerettet. Wenn auch nicht vor dem Tode, so doch vor dem Wahnsinn. Mein Hirn ist zeitlebens so daran gewöhnt gewesen, rastlos zu arbeiten, daß es an der erzwungenen Untätigkeit zugrunde gegangen wäre. Jetzt darf ich meine Gedanken geordnet zu Papier bringen. Das ist doch noch ein Lebensgenuß, und es gibt meinem Geiste Kraft und Ruhe zurück und errettet ihn vor den wirren Phantasien, die ihn schon zu ersticken drohten.

Mir wird so seltsam wohl. Ich weiß, daß ich die entsetzlichste Todesangst noch immer habe. Ich fühle ganz deutlich, wo sie liegt und röchelt. Aber sie schläft, und solange sie schläft, beißt sie mich nicht. Nun muß ich recht leise und vorsichtig denken, damit sie nicht aufwacht und mir mein bißchen Verstand wegfrißt. Ganz behutsam und nachdenklich will ich mich meines Lebens und meines Verstandes freuen, solange ich beides noch habe.

Mein Verteidiger und mein Arzt haben ja beide Hoffnung, mir sogar das Leben noch zu retten! Oder reden sie mir diese Hoffnung nur vor, um mich zu trösten? Die guten Leutchen! Sie tun mir leid, daß sie mich für so leichtgläubig halten! Mein Verteidiger, Kollege Meytag, hat mich überredet, ein Begnadigungsgesuch einzureichen. Im Gefühl meiner Unschuld war es mir eigentlich unsympathisch, um Gnade bitten zu sollen, wo ich ein gutes Recht auf Freisprechung habe. Aber der Kollege hat mich überzeugt, daß jetzt, wo Majestät verreist ist und in seinen Jagdvergnügungen nicht durch solch häßliche Angelegenheiten sich stören läßt,

daß jetzt mit dem Begnadigungsgesuch zum mindesten Zeit gewonnen ist. Inzwischen hofft er irgend etwas ausfindig zu machen, um eine Wiederaufnahme meines Verfahrens durchzusetzen.

Das scheint mir freilich aussichtslos. Denn Formfehler sind keine vorgefallen, und neue Beweismittel kann ich nicht beibringen. Wenn mir die Geschworenen meine Unschuld nicht geglaubt haben, so ist dagegen nichts zu machen.

Geradezu wahnsinnig ist der Rettungsplan, den mir mein sonst so verständiger und sympathischer Arzt, Doktor Metzner, vorschlägt. Er spricht aber so ernsthaft davon, daß er tatsächlich an das Zauberkunststück zu glauben scheint, das er da mit einer Art Seelenwanderung an mir vornehmen will. Er will mir über meine Hinrichtung hinaus das Leben retten, indem er mich im Körper eines Affen wieder auferstehen läßt! Das hat er mir allen Ernstes angeboten und mir die ganze Technik dieser Operation so eingehend und einleuchtend vorerzählt, daß ich ihm mit demselben Vergnügen zugehört habe, mit dem ich immer die Romane von Jules Verne oder die abenteuerlichen Geschichten von Poe oder Hoffmann lese. Nur muß er nicht verlangen, daß ich an die Verwirklichung dieser Phantasterei glaube! Er hat ja gerade als Sachverständiger meine von diesem Doktor Wißmann behauptete Unzurechnungsfähigkeit und Minderwertigkeit bestritten und dem Gericht meine bedeutenden geistigen Fähigkeiten klargemacht! Jetzt aber ist er derartig von dieser fixen Idee besessen, daß mir an seiner eigenen Zurechnungsfähigkeit Zweifel kommen.

Doch das sind Gelehrtenschrullen, die niemand weiter interessieren. Also genug davon. Von dem Unrecht will ich erzählen, das an mir geschieht, und will

noch einmal über das Grab hinaus meine Unschuld beteuern. Freilich, wen interessiert das? Außer Josepha und meinen Arzt und meinen Verteidiger wohl keinen Menschen. Und diese sind ja ohnehin von meiner Unschuld überzeugt. Aber es wird Josepha freuen, wenn ich auch angesichts des Todes noch einmal mein Unschuldsbekenntnis wiederhole. Doktor Metzner soll mir versprechen, diese meine letzten Aufzeichnungen in ihre Hände zu legen.

Daß ich Josepha geliebt habe, ist nicht meine Schuld. Wer hätte so oft mit ihr zusammen sein können, ohne dem sanften Ernst ihrer Schönheit zu erliegen? Daß sie mich wieder liebte, hatte ich nie zu hoffen gewagt. Sie war das Weib eines alternden Mannes. Aber dieser Mann war alles, was ich nicht bin: stattlich, schön, reich und angesehen! Er ist ihr Wohltäter gewesen, wie er der meine gewesen ist. Er hat das arme Maschinenfräulein zur Kommerzienrätin Feuerkamp gemacht, wie er den unbekannten jungen Rechtsanwalt Frischke in die lohnende Praxis der Finanzkreise hineingebracht hat. Ihm verdanke ich's, daß ich in den letzten zwei Jahren mir ein kleines Vermögen habe ersparen können. Und selbst, wenn ich so undankbar gewesen wäre, ihm all seinen Edelmut mit dem Raube seines Liebsten vergelten zu wollen, wie hätte ich mir mit meinem häßlichen Zwergenkörper überhaupt Josephas Gegenliebe einbilden können? Und wenn man als armes Findelkind seine ganze Erziehung und Bildung nur persönlichen Wohltaten und staatlichen Stipendien verdankt, so gelangt man gar nicht zu so viel Selbstgefühl, um mutig vorzugehen. Kommerzienrat Feuerkamp war ja immer bemüht, einen Kavalier aus mir zu machen. Er hat mich auf den Schießstand gebracht, damit ich nach der Scheibe schießen lernte;

so weit habe ich es ja denn auch gebracht. Aber auf einen Menschen, auf meinen Wohltäter? Um mich in den Besitz seines Weibes zu setzen, von dessen Gegenliebe ich nichts wußte?

Ich wüßte noch heute nichts davon, wenn das Gericht nicht ihre Tagebuchblätter an die Öffentlichkeit gezerrt hätte. Aber geschehen ist nicht das geringste zwischen uns. Nicht einmal das kleinste unerlaubte oder verräterische Wort ist gefallen.

Josephas Aufzeichnungen beweisen freilich, daß sie auch das Unausgesprochene verstanden hat. Und Feuerkamp selbst hat uns besser erkannt, als wir selbst uns erkannt hatten. Ich hätte ihm diesen Grad von Entsagung, diesen bis zur Schwäche gehenden Edelmut nie zugetraut. Aber so, wie ich es jetzt angesichts meines baldigen Todes noch einmal niederschreibe, genau so ist es gewesen: Wir waren allein beim Scheibenschießen, als er plötzlich mit seltsamer Gelassenheit die Worte zu mir sprach: „Ich weiß, ihr liebt euch. Ihr seid jung. Da will ich alter Mann euch nicht mehr im Wege sein.“ Und ehe ich's hindern konnte, hatte er die Pistole an die Schläfe gesetzt, und das Entsetzliche war geschehen.

Daß ich in Verdacht gekommen bin, ist ja nicht verwunderlich. Vielleicht ist es sogar seine Absicht gewesen — die Rache des alternden Mannes, der sich der Liebe seines Weibes beraubt sieht! Zum Glück waren Josephas Aufzeichnungen so rein und entsagungsvoll, daß sie selbst wenigstens keiner Mitschuld verdächtigt worden ist. Ich aber weiß jetzt, daß sie mich liebt. Das macht mir den Tod süß und macht ihn mir doch zugleich zehnfach schwerer.

Wenn vielleicht doch noch eine Rettung möglich wäre?

Oh, diese Todesangst! Ich hatte wieder einen so entsetzlichen Anfall von Verzweiflung, daß ich den Verstand zu verlieren fürchtete. Mit Gewalt habe ich mich endlich durch kühles Nachdenken wieder beruhigt. Das Verbrechertum läßt sich nur durch strenge Justiz eindämmen, und dabei ist ein gelegentlicher Justizirrtum, selbst ein Justizmord nicht ganz zu vermeiden. Daß solch ein Justizmord nun gerade mich trifft, das ist mein persönliches Unglück. Ich habe nicht das Recht, meinen nach bestem Gewissen urteilenden Richtern aus ihrem furchtbaren Irrtum einen Vorwurf zu machen. Und ist denn mein Schicksal etwas so Seltenes? Ich sterbe zur Ehre der Gerechtigkeit, also zum Wohle der Gesamtheit. Im Kriege werden ebenfalls zum Wohle der Gesamtheit Tausende von jungen Männern hingeschlachtet, die besser und wertvoller sind als ich. Niemand zweifelt daran, daß sie unschuldig sterben. Aber niemand gibt ihnen das Recht, sich deshalb zu beklagen. Sie sollen sogar stolz darauf sein, für die Allgemeinheit ihr Leben zu lassen!

Stolz vermag ich freilich nicht zu sein. Denn der Heldentod ist ehrenvoll, und der Tod des armen Sünders ist schimpflich. Aber Resignation habe ich gefunden. Was hülfe es mir auch, wenn jetzt noch die Begnadigung käme? Josepha würde nach alledem doch nie die Meine werden können. Der Skandal wäre zu groß. Sie wäre nicht imstande, in öffentlicher Verachtung zu leben.

Aber wenn wir weit weggingen? In ein fernes Land? Unter fremdem Namen?

Nein, ich will nicht länger eine Resignation heucheln, mir nicht selbst noch länger eine Ergebenheit vorlügen, die ich gar nicht empfinde, die ich auch gar nicht zu empfinden brauche! Frei heraus gesagt:

ich muß ja gar nicht verzichten, ich darf noch hoffen. Tief im Innern habe ich bereits die feste Überzeugung, daß ich, so lächerlich es klingen mag, meinen Tod überleben werde. Es ist mir schwer genug gefallen, Vertrauen in meine Rettung zu fassen. Aber noch bin ich ja nicht wahnsinnig, noch habe ich meinen Verstand und kann mich trotz aller Vorurteile der Gewohnheit überzeugen, daß ich Doktor Metzners genialen Vorschlag mit voller Zuversicht gutheißen darf. Lange genug hat sich ja mein Unglauben gesträubt, und ich will zu meiner Beruhigung noch einmal genau die Unterhaltung niederschreiben, die ich heute vormittag mit Doktor Metzner gehabt habe, als er mir von neuem den Vorschlag machte, sogleich nach meiner Hinrichtung mein Gehirn einem großen Affen einzusetzen und auf diese Weise das Zentrum meines bewußten Lebens, also meine Persönlichkeit durch eine künstlich erzwungene Seelenwanderung fortleben zu lassen.

Er hatte die Photographie eines Affen bei sich, den er vor ein paar Tagen zu vivisektorischen Zwecken von Hagenbeck in Hamburg gekauft, jetzt hierher gebracht hat und nun als Notobdach für meine durch die Hinrichtung obdachlos werdende menschliche Seele herrichten will.

„Es ist ein Gorilla," sagte er. „Aber nach Hagenbecks Vermutung, der ich mich gern anschließe, kein ganz reinblütiger. Er scheint eine Schimpansenmutter oder doch eine Schimpansengroßmutter gehabt zu haben. Ein ähnlicher Bastard hat Anfang der siebziger Jahre im Dresdener Zoologischen Garten gelebt. Ein menschenähnlicheres Exemplar als wie dieses dürfte selten vorkommen. Infolge der glücklichen Mischung seiner Eltern hat es zu dem gewaltigen muskulösen Körperbau des Gorillas das freundlichere, sanftere Gemüt

des Schimpansen sowie dessen feineres Gebiß und die verhältnismäßig kürzeren, also menschenähnlicheren Arme erhalten. Geblieben sind ihm die kleineren, zierlichen Menschenohren des Gorillas, sowie dessen Ferſen und sogar seine, wenn auch nur sehr schwach entwickelten Waden, ein Schmuck, dessen sich sonst kein einziger Affe rühmen kann. Hübsch wäre es ja, wenn er außerdem noch die schönere, höhere Stirn des Orang-Utans besäße. Sie sehen, er hat den echten runden Gorillakopf, bei dem sogleich hinter den dicken Augenwülsten der Schädel ohne jede Stirnbildung flach nach hinten flieht. Aber alles auf einmal läßt sich eben von der Natur nicht verlangen, und es ist Ihnen mit diesem Exemplar wirklich schon das Affenmögliche geboten. Wenn Sie sich aber zu der von mir vorgeschlagenen Seelenwanderung entschließen, so werde ich an diesem Ihrem Bruder in Buddha außerdem noch das Menschenmögliche tun, um ihn noch zu verschönern. Das ist, zu einem Teile wenigstens, sogar unbedingt notwendig, wenn dieser Versuch gelingen soll. Sie haben ja selbst einen ziemlich kleinen Schädel, dessen unleugbare Mißbildung dem Kollegen Doktor Wißmann die Möglichkeit gegeben hat, mit einem Anschein von Berechtigung von Ihrer geistigen Minderwertigkeit und Unzurechnungsfähigkeit zu sprechen. Na, das habe ich ihm ja gründlich widerlegt. Es ist mein Verdienst, daß das Gericht Sie als vollwertigen Menschen anerkannt und demgemäß verurteilt hat. Ebenso wird es mein Verdienst sein, Sie den Folgen dieser Verurteilung zu entziehen. Derartig flach wie der Schädel dieses Gorillas ist der Ihrige jedoch bei weitem noch nicht, und in seinem Kopfe, so wie er jetzt ist, würde Ihr Gehirn daher gar keinen ausreichenden Platz haben. Da ich ihm aber das Schädel-

dach ohnehin absägen muß, so habe ich es gar nicht schwer, bei dieser Gelegenheit ihm mit einer Vorwärtsknickung die Stirne aufzurichten und dahinter aus Elfenbein ein nach den Schläfen zu keilförmig verlaufendes Einsatzstück einzufügen. Das schlaffe Kopffell des Gorillas ist geräumig genug, um auch einen etwas ausgedehnteren Schädel zu bedecken, und, passen Sie auf, Ihre Affenstirn wird schöner sein, als es Ihre jetzige Menschenstirn ist!"

„Diese kleinlichen Einzelheiten sind mir ja völlig gleichgültig," erwiderte ich. „Wenn ich nur überhaupt am Leben bleibe. Aber diese Gehirnübertragung, die Sie mir da vorschlagen, ist doch eine Phantasterei sondergleichen!"

„Nicht so ganz ohnegleichen, mein lieber Doktor Frischke, wie Sie denken. Sie scheinen nicht zu wissen, daß man bereits Lebern und Nieren von einem Körper in den anderen überpflanzt hat mit dem großartigen Erfolg, daß diese Einsetzungen anatomisch und physiologisch vollständig die ausgeschnittenen Organe ersetzt und ganz normal funktioniert haben. Ja, ein menschliches Herz, dem Körper eines Hingerichteten entnommen und in eine entsprechend temperierte physiologische Salzlösung gelegt, hat in dieser Lösung noch tagelang fortgefahren zu schlagen, also zu leben, und das, ohne mit einem lebendigen Organismus durch eine Nervenbahn oder sonstwie in Verbindung zu stehen. Sie wissen wohl auch nicht, daß man jetzt selbst die größten Schlagadern, natürlich nach vorheriger Abklemmung, gefahrlos und erfolgreich nähen kann? Eine Transplantation gerade des Gehirns ist allerdings noch nicht versucht worden. Aber es liegt kein Grund vor, nicht auch diesen Versuch einmal zu wagen."

„Es kommt doch aber wohl auch darauf an, daß die

Nervenenden oder -anfänge in der Schädelhöhle des Gorillas an den entsprechenden Ansätzen meines Gehirns sogleich ihren richtigen Anschluß finden, so daß sie zusammenwachsen und ihre gehörige Arbeit leisten können?"

„Gewiß, und ich kann Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß in einem Gorillaschädel die Nerven an denselben Stellen einmünden wie in einem Menschenschädel. Millimetergenau selbstverständlich nicht. Selbst bei zwei Individuen derselben Spezies, selbst bei den ähnlichsten Geschwistern werden da stets kleine Verschiedenheiten vorhanden sein. Aber ich hoffe, daß die lebendige, aufbauende Kraft der Natur imstande sein wird, solche kleine Zwischenräume und Unterschiede zu überwinden. Also — was setzen Sie denn bei der ganzen Geschichte aufs Spiel? Gar nichts. Ich wage das kostbare Leben meines Affen dabei, den sich Hagenbeck sehr teuer hat bezahlen lassen. Sie aber können gar nichts verlieren, sondern nur gewinnen. Ich eröffne Ihnen eine noch nie dagewesene Hoffnung oder doch Möglichkeit, wieder ins Leben zurückzukehren. Ich begreife wahrhaftig nicht, wie Sie da noch mit Ihrer Einwilligung zögern können!"

„Ich begreife es ja auch selbst nicht. Aber ich empfinde ein unnennbares Grauen, in dem Körper eines Affen wieder aufzuerstehen, wenn Sie ihn mir auch noch so menschenähnlich herrichten."

„So? Und bei dem Gedanken, im Grabe vermodern zu sollen, dabei faßt Sie kein Ekel an? All Ihr Wissen, all die glänzende Bildung Ihres feinen Geistes, alle die schönsten Empfindungen Ihres edlen Gemütes mit einem Schlage und für immer vernichtet zu sehen — bei diesem Gedanken empfinden Sie kein Bedauern und kein Grauen?"

„Hören Sie auf! Es ist schauerlich! Aber es ist doch wenigstens ein Ende! Doch wie kann ich wissen, ob es nicht entsetzlich sein wird, mit meiner menschlichen Persönlichkeit in einem tierischen Leibe wieder zu erwachen? Wenn ich mich nun dazu nicht entschließen könnte?"

„Dann," entgegnete er mit einer plötzlichen harten Entschlossenheit, „dann werde ich einfach ohne Ihre Einwilligung das Experiment mit Ihnen vornehmen. Sie brauchen gar nicht gefragt zu werden. Sie müssen sich doch als Jurist selbst darüber klar sein, daß Sie, sowie Sie hingerichtet sind, aufgehört haben, eine Person, aufgehört haben, ein Rechtssubjekt zu sein. Sie haben keinerlei Rechtsansprüche mehr, und Ihr Körper ist einfach eine tote Sache. Sie ist nicht einmal, wie andere menschliche Leichen, eine dem Verkehr entzogene Sache, sondern wird, da Sie keine Angehörigen hinterlassen, der Anatomie zur Verfügung gestellt. Ich bin zwar nur ein kleiner Privatdozent, aber ich habe mit dem Herrn Geheimrat gesprochen. Er steht der Sache sehr wohlwollend gegenüber, hat mir Ihren Körper zur beliebigen Verwendung zugesagt und freut sich selbst darauf, dem interessanten Versuch beizuwohnen."

„Also werde ich schon bei lebendigem Leibe verhandelt?" rief ich empört. „Wenn Sie es gar nicht nötig haben, mich um meine Einwilligung zu fragen, weshalb tun Sie es dann trotzdem?"

„Aus Höflichkeit," entgegnete er zögernd. „Ein anständiger Mensch fragt doch erst! Und aus Gutmütigkeit. Wenn Sie um die ganze Sache wissen, so haben Sie jetzt noch die Möglichkeit, sich in Ihrem zweiten Leben testamentarisch zu bedenken und den Genuß Ihres Vermögens dem Affen zuzuwenden. Das muß natürlich juristisch geschickt gemacht werden."

„Jawohl," rief ich lebhaft. „Das habe ich bis jetzt noch gar nicht bedacht. Aber es läßt sich machen."

Ich setzte nun Doktor Metzner auseinander, daß auf eine juristische Anerkennung unseres Gorilla als rechtsfähige Persönlichkeit kaum zu rechnen sei. Infolgedessen werde ich aus meinem Vermögen eine zoologische Stiftung machen, die den Zweck hat, dem Gorilla des Doktor Metzner ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten. Ich habe alle Einzelheiten mit ihm besprochen und werde noch alles umsichtig und rechtsgültig zu Papier bringen. Doktor Metzner wird Direktor dieser Stiftung mit genau festgelegten Rechten und Pflichten. Vielleicht setze ich noch eine Art Aufsichtsrat zusammen, bestehend aus Doktor Maytag und noch einigen Kollegen der Anwaltschaft. Als Affenmensch werde ich anstatt Frischke den Namen Fresko führen. Ich glaube, mein Leben wird gar nicht so unangenehm sein. Jedenfalls wird es besser sein als gar keines.

Heute erzählte mir Doktor Metzner, wie die Übertragung des Gehirns vor sich gehen soll. Ein paar Stunden vor meiner Hinrichtung wird Fresko in der Universitätsklinik chloroformiert, und es wird ihm mit einer elektrisch betriebenen Fräsemaschine das vorher vorsichtig bloßgelegte Schädeldach glatt und deckelförmig abgesägt. Die Stirnknickung wird ausgeführt und das elfenbeinerne Einsatzstück bereitgelegt. Mein abgeschlagener Kopf wird sogleich in eine temperierte physiologische Lösung gelegt und von einem Assistenzarzt im Auto nach der Klinik gebracht. Nachdem auch mein Gehirn bloßgelegt ist, wird Freskos Gehirn vorsichtig von vorn nach hinten herausgenommen, um das Atmungszentrum in der Rautenhöhle so lange als

möglich unverletzt zu bewahren. Doch werden während der ganzen Operation die Lungen des chloroformierten Körpers auch durch künstliche Atmung in Tätigkeit erhalten. Noch vorsichtiger wird dann mein Gehirn herausgelöst und an den dafür freigewordenen Platz gebracht. Freskos Schädeldach und das Elfenbeinstück aufzusetzen, mit ein paar ausgeglühten silbernen Klammern zu befestigen und dann die Schädelschwarte wieder darüber zu legen und festzunähen, das ist dann verhältnismäßig nur noch eine Kleinigkeit. Doktor Metzner glaubt, daß die ganze Geschichte in ein paar Stunden zu erledigen ist.

Mit meinem Körper dürfen aber außerdem weiter keine Sezierungen oder dergleichen Arbeiten vorgenommen werden. Doktor Metzner ist damit einverstanden. Er hat sich auch bereit erklärt, mir ein zweistelliges Erbbegräbnis zu kaufen. Wenn ich dann später zum zweiten Male sterbe, möchte ich gern neben mir begraben sein.

Als ich ihm dann das Testament mit den Stiftungsbestimmungen übergab, nickte er befriedigt, sagte aber: „Es fehlt nur noch Ihre ausdrückliche schriftliche Einwilligung zur Operation."

„Die ist ja doch überflüssig!"

„Eigentlich schon. Aber der Geheimrat gibt seine Klinik nicht her und erlaubt die ganze Sache nicht, wenn ich nicht mit Ihrer Unterschrift Ihr Einverständnis nachweisen kann."

„Herzlich gern. Warum haben Sie mir denn das nicht schon neulich gesagt?"

„Ja, neulich waren Sie ja noch nicht einverstanden. Da hielt ich es für richtiger, Ihnen zunächst mit der Drohung zu kommen, ich würde den Versuch nötigenfalls auch ohne Ihre Einwilligung machen."

„Sie sind ja ein ganz durchtriebener Menschenkenner," sagte ich, stellte die Ermächtigung aus, fragte aber, ehe ich sie ihm überreichte, noch: „Im Vertrauen, lieber Doktor, ehe ich mich in dieser Angelegenheit ganz und gar in Ihre Hände gebe, müssen Sie mich mit Ihrem Ehrenwort als Arzt und Gelehrter über einen wichtigen Punkt beruhigen. Der Gorilla, mit dem ich Blutsverwandtschaft schließen soll, ist doch hoffentlich ein Männchen? Ich habe begreiflicherweise keine Lust —"

„Nein, nein," entgegnete er lachend. „Sie können ganz ohne Sorge sein. Wenn Sie als Doktor Frischke gestorben und als Signor Fresko wieder auferstanden sind, so werden sich deshalb im Standesamtsregister keinerlei Veränderungen nötig machen. Ihr Vorname Ernst wird sich nicht in Ernestine zu verwandeln brauchen."

So bin ich denn auch über diesen Punkt beruhigt und sehe der ganzen Sache mit ziemlicher Zuversicht entgegen.

Heute erhielt ich einen herzlichen Abschiedsbrief von Josepha. Ihre Mutter hat ihn mir gebracht. Ihr selbst hat man den Zutritt zu mir verweigert. Warum diese unnötige Grausamkeit der Justiz? Es ist hart genug, daß ich unschuldig verurteilt worden bin. Aber Josephas Unschuld ist auch vom Gericht nicht angezweifelt worden. Sie ist nicht verurteilt. Warum wird ihr der Wunsch eines letzten Wiedersehens mit mir versagt?

Und doch ist es vielleicht gut so. Es wäre eine entsetzliche Qual für uns beide geworden. Hätte ich ihr denn davon sprechen können, in welcher Form ich ein Weiterleben erhoffe? Sie würde sich schaudernd von mir abgewandt haben.

Ich hoffe es ja auch gar nicht. Ich glaube es ja auch gar nicht. Wenn nicht noch die Begnadigung eintrifft, ist es eben zu Ende mit mir.

Vielleicht werde ich aber auch noch begnadigt. Dann ist Doktor Metzner wütend, weil er seinen wahnsinnigen Versuch nicht ausführen kann.

Gestern abend sind sie gekommen und haben mir vorgelesen, daß Seine Majestät vom Begnadigungsrecht nicht Gebrauch gemacht habe, und daß morgen früh die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen soll.

Doktor Metzner war auch da und wollte mich wieder mit der verrückten Affenkomödie trösten. Oder habe ich all den Unsinn nur geträumt? Ich geriet in rasende Wut über sein Gefasel. Wenn ich nicht so klein und schwach wäre, ich hätte ihn erdrosselt.

Morgen um diese Zeit bin ich also eine geköpfte Leiche! Himmel, wie kannst du das zulassen? Weshalb schreibe ich denn noch? Laßt mich schlafen!

Schlafen und nicht wieder aufwachen!

Ganz barbarisch wohl und vergnügt fühle ich mich. Erst habe ich ein paarmal gezweifelt, ob ich die ganze Sache nicht nur träume. Aber mit solchen Zweifeln befasse ich mich schon nicht mehr. Erstens ist es doch noch nie vorgekommen, daß man einen Tag nach dem anderen so ununterbrochen weiter träumt, zweitens aber, wenn ich wirklich alles das nur träume, so ist dieser Traum so angenehm und ergötzlich, daß ich keine Lust habe, ihn mit ungläubigen Zweifeln zu zerstören, um dann etwa wieder als armer Sünder in der Gefängniszelle aufzuwachen. Ich werde mich im Gegen-

teil bemühen, so lange als möglich in diesem Zustande zu bleiben, der mir so ungeheuer gefällt.

Niemals in meinem Leben habe ich ein derartiges Kraft- und Gesundheitsgefühl gehabt. Ich freue mich rasend darauf, bald wieder so weit zu sein, um mich unter Menschen sehen lassen zu können. Das kostet nämlich noch ziemlich viele Mühe, meinem haarigen Körper all die künstlichen Menschengewohnheiten beizubringen, die nun einmal im menschlichen Verkehr unentbehrlich sind. Aber das Lernen macht mir Spaß, und ich lerne leicht, wenigstens leichter als ein Schulkind.

Kein Wunder! Mein Hirn ist vollständig ausgebildet und unterrichtet, und mein Körper ist bei vollen Kräften. Nur haben eben meine Glieder bei aller Gewandtheit noch nicht bis in jedes einzelne Gelenk den unmittelbar genauen Gehorsam gegen meinen Willen gelernt. Was hat mir das Schreiben für Mühe gemacht! Auf dem Treppengeländer hinauf- und hinunterzulaufen ist mir eine Kleinigkeit. Aber den Federhalter zu regieren ist eine anstrengende Arbeit. Nicht einen geraden Strich konnte ich in den ersten Tagen ziehen, und noch jetzt schreibt meine Affenhand eine geradezu viehische Pfote! Mein Daumen ist so sehr kurz und ermüdet leicht. Auch schmerzt mich noch zwischen Zeigefinger und Mittelfinger ein wenig die Narbe, wo die Bindehaut gesessen hat. Aber ich mache täglich meine Übungen und bin nun heute so weit, daß ich zum ersten Male wieder mein Tagebuch benützen kann.

Es ist mir lieb, daß es Doktor Metzner für mich aufbewahrt hat. Überhaupt ist er von einer ganz unbegreiflichen Gutmütigkeit gegen mich. Ich hätte seinesgleichen eine solch aufopfernde Freundlichkeit gegen mich gar nicht zugetraut. Was gibt er sich nicht

für Mühe mit meiner Sprache! Täglich dreimal habe ich Unterricht bei ihm. Es scheint auch nötig zu sein. Merkwürdig, ich war als Anwalt einer der gewandtesten Sprecher. In meinem neuen Leben habe ich zunächst nicht einen einzigen artikulierten Laut hervorbringen können. Jetzt vermag ich ja schon sämtliche Konsonanten ziemlich deutlich zu bilden. Nur die Unterscheidung der Vokale macht mir noch Schwierigkeiten, die ich jedoch mit der Zeit auch zu überwinden hoffe. Aber der einen pedantischen Forderung Doktor Metzners werde ich wohl nie völlig gerecht werden. Ich soll „klangvoller" sprechen. Er behauptet, ich grunze und mein Sprechen sei einförmig und habe keinen Tonfall. Das sei nicht schön.

Ist etwa seine gezierte Singerei schön? Ist es nicht viel würdiger und männlicher, immer in ein und demselben festen, wenn auch rauhen Tone zu sprechen, als voller Unruhe auf der Tonleiter immer hin und her zu fahren? Gleichwohl macht es mir in meiner Affennatur natürlich Spaß, diese komische Eigentümlichkeit nachzuahmen, und ich werde es wohl auch zu einiger Fertigkeit darin bringen.

Wie rasch habe ich dem guten Doktor Metzner seine Frechheit gegen mich abgewöhnt! Bei aller Gutmütigkeit zeigte er nämlich eine unangenehme Herablassung und redete mich eines Tages an: „Na, Fresko, alter Junge, wie geht es dir?" Da habe ich das dürftige Kerlchen bei den Schultern gepackt und ihm unter einigem Schütteln gesagt: „Wenn du mich noch einmal ‚du' nennst, so quetsche ich dich zu Mus! Ich bin mindestens ebensoviel wie Sie, mein Herr Doktor! Ich heiße Doktor Ernst Frischke oder meinethalben Dottore Ernesto Fresco! Verstanden?"

Seitdem behandelt er mich mit gebührender Höf-

lichkeit und hat mir auch versprochen, für etwas mehr Komfort in meinem Zimmer zu sorgen. Ich will meine Bibliothek haben und einiges Turngerät. Der Mensch muß doch Gelegenheit haben, sich körperlich auszuarbeiten!

Es ist unmöglich nur ein Traum. Der untrüglichste Beweis für die Wirklichkeit meines jetzt so angenehm veränderten Lebens ist mir, daß ich mir ganz klar des Unterschieds gegen früher bewußt bin. Ich entsinne mich ganz genau der letzten Augenblicke meines Menschendaseins. Schlaflos hatte ich die letzte Nacht in fieberhafter Angst verbracht. Gegen morgen war ich gewissermaßen zu müde geworden, mich gegen das Unabänderliche länger aufzulehnen, glaubte etwas Mut zu fühlen und trat den Schergen, die mich aus der Zelle holten, mit ziemlicher Fassung entgegen. Sowie sie mich aber packten, war mein bißchen Kraft wieder dahin. Die Knie brachen unter mir zusammen, und ich wurde mehr getragen, als daß ich ging. Deutlich sah ich das schwarze Gerüst und eine Anzahl schwarzgekleideter Menschen vor mir. Im übrigen aber, obwohl ich bei vollem, klarem Bewußtsein war, vermochte ich von den Eindrücken meiner Sinne nichts recht wahrzunehmen. Es ist mir etwas vorgelesen und wohl auch gebetet worden. Aber ich habe kein Wort verstanden. Dann bin ich gepackt und niedergeworfen worden. Aber meine ganze Aufmerksamkeit war gewissermaßen nach innen gelenkt. Abwechselnd jagten sich mit fieberhafter Hast die Fragen, ob nicht im letzten Augenblick noch die Begnadigung kommen könne, oder ob nicht doch in Doktor Metzners Plan eine Möglichkeit des Gelingens liege. Weit stärker jedoch hielt mich mit grauenvoller Neugier die Angst gepackt:

Wie lange wird es jetzt noch dauern, und wie wird es sein, wenn nun das kühle Eisen auf mich herniederfährt?

Es dauerte entsetzlich lange. Aber als es dann geschah, tat es gar nicht sehr weh, sondern es war nur wie der Schreck, wenn man plötzlich mit etwas Kaltem gestoßen wird. Gleich darauf jedoch empfand ich eine entsetzliche Übelkeit, ein unerträgliches Schwindelgefühl, das in rasende Kopfschmerzen überging. Ich vermochte zwar nicht mehr zu denken, war aber keineswegs empfindungslos. Ich fühlte noch deutlich, wie mir eine salzige Flüssigkeit in Mund und Nase drang, und spürte auch noch einen dumpfen Schmerz, als die Säge meinen Schädelknochen berührte. Erst dann bin ich eingeschlafen.

Als ich wieder zum Bewußtsein meiner selbst kam, war ich zunächst noch von heftigen Kopfschmerzen befangen. Nach Überwindung aber dieser letzten Unannehmlichkeiten erfreue ich mich eines ausgezeichneten körperlichen Wohlbefindens, bin auch von Herzen vergnügt und schon durch Doktor Metzners komisches Benehmen immer sehr belustigt.

Er hat eine merkwürdige Auffassung von der ganzen Sache. Zwar vergißt er nie, daß ich die Hauptperson von uns beiden bin, und umgibt mich jetzt immer mit der gebührenden Höflichkeit und Fürsorge. Aber bisweilen denkt er gar nicht mehr daran, daß er einfach die Aufgabe gehabt hat, mir das Leben zu retten, und daß er nach Erfüllung dieser Aufgabe eigentlich keine Pflicht mehr hat, als mir nach den Satzungen der von mir gegründeten Fresko-Stiftung dieses Leben möglichst angenehm zu machen. Er treibt allerhand Allotria, stellt täglich mehrere Male Puls und Temperatur bei mir fest, macht sich genaue Notizen über

meine Fortschritte im Sprechen und Schreiben und hat mich lange mit allerhand Fragen und Versuchen gequält, bis er die Überzeugung gewonnen hatte, daß bei mir nicht, wie bei den Hunden, der Geruch oder, wie bei den Vögeln, das Gesicht auf Kosten der übrigen Sinne besonders stark entwickelt, sondern daß bei mir alle Sinne gleichmäßig fein ausgebildet sind, selbstverständlich besser als bei einem so gewöhnlichen Menschen wie ihm, der eben schon ziemlich entartet zu sein scheint. Er hat bisweilen gar kein Verständnis für die selbständige Würde meiner überlegenen Persönlichkeit, sondern betrachtet mich manchmal etwas von oben herab gewissermaßen als Studienobjekt, etwa als zoologische Merkwürdigkeit oder günstigstenfalls als den unter ärztlicher Aufsicht stehenden Pensionär eines Sanatoriums.

Es ist dann zu drollig anzusehen, wenn er mich mit einer Art väterlicher Fürsorge beobachtet und bewacht und sogar zu erziehen versucht, und ich möchte vor Lachen bersten, wenn ich bedenke, daß ich ihn mit einem einzigen Faustschlag zu Boden strecken, mit einem Griff erwürgen, mit einem einzigen Biß ihm das Genick zerbrechen könnte.

Zu Anfang wollte er sogar verschiedene Fütterungsmethoden bei mir durchprobieren wie bei einem Versuchskaninchen und mutete mir zunächst eine vegetarische Diät zu, weil die Affen doch Fruchtesser seien. Da habe ich ihm aber entgegnet, solch ein Affe sei ich noch lange nicht, mich mit Bananen und Nüssen zu begnügen, habe ihm das Gemüse an den Kopf geworfen und ein Lendenbeefsteak und ein Glas Rotwein verlangt. Diese Berechtigung meiner Wünsche sah er denn auch ein. Ein guter Kerl ist er ja, und so habe ich jetzt über die Verpflegung nicht mehr zu klagen.

Nur etwas mehr Gesellschaft hätte ich gern. Denn der gute Doktor ist auf die Dauer ein etwas langweiliger Bursche.

Zeitungen lese ich jetzt ganz fließend. In den ersten Tagen hatte ich einige Schwierigkeit, die Aufmerksamkeit meiner Augen auf die einzelnen Buchstaben und Zeilen zu konzentrieren. Meine Augen sehen zwar sehr scharf, ermüden aber leicht. Doktor Metzner war entzückt, als ich ihm diese Selbstbeobachtung mitteilte, und trug sie mit großer Wichtigkeit in das Buch ein, das er sich über mich angelegt hat.

Merkwürdigerweise haben die Zeitungen noch gar nichts über meine Auferstehung oder mein Fortleben gebracht. Nur über meine Hinrichtung ist die übliche kurze geschmacklose Notiz erschienen mit der Schlußbemerkung: „Der Kopf des Hingerichteten ist um seines interessanten Affentypus willen der Universität überlassen worden.“ Das entspricht nicht einmal ganz der Wahrheit; denn, wie Doktor Metzner mir ausdrücklich versichert, ist mein Kopf samt meinem übrigen Leichnam ganz ordnungsgemäß auf dem städtischen Friedhof begraben worden.

Heute habe ich einen ganz besonders vergnügten Tag verlebt. Endlich war meine neue Garderobe fertig beieinander. Das hat natürlich einige Zeit in Anspruch genommen, weil alles neu nach Maß angefertigt werden mußte, und weil kein Handwerker gewöhnt ist, für einen solchen Brustumfang zu arbeiten, wie ich ihn besitze. Der Wäschefritze hat sich noch am raschesten hineingefunden, und auch der Schneider hat mir ziemlich bald etwas Tragbares geliefert. Schöne, buntkarierte englische Stoffe und weiter, be-

quemer Schnitt. Aber mit dem Schuster hab' ich viele Not gehabt. Es ist ja eigentlich überhaupt Unsinn, Schuhwerk zu tragen. Aber barfuß gehen gilt nun einmal für unanständig, und als Kavalier kann man sich den Anforderungen des Zeitgeschmacks nicht ganz entziehen. Also habe ich mich den Anforderungen der Eleganz gefügt und mir Schuhe bestellt. Der Kerl aber hat mir Folterwerkzeuge gebracht. Erst bei der fünften Lieferung habe ich etwas Brauchbares erhalten, was man tragen kann, ohne Schmerzen zu bekommen und ohne in seinen Bewegungen behindert zu sein.

Doktor Metzner hatte es sich eigentlich in den Kopf gesetzt, mich bei meinem ersten Ausgang zu begleiten. Aber als ich meine Garderobe so schön beisammen sah, der langweilige Doktor so lange auf der Bibliothek blieb und die Sonne so schön schien, da habe ich es nicht mehr ausgehalten und bin allein losgezogen. Es war entzückend. Es ist unglaublich, wie komisch sich die Menschen betragen, sowie sie jemand sehen, der ein bißchen was anderes und Besseres ist als sie selbst! Verwundert blieben sie alle stehen oder blickten sich wenigstens nach mir um. Mir selbst ist es erst durch das Aufsehen, das ich erregte, deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß ich doch ein anderer Kerl bin als dieses schwächliche Geschlecht. Es ist alles dieselbe Rasse wie das gutmütige Schaf, mein Doktor Metzner; nur sind sie nicht alle so gutmütig wie er.

Ich wurde es bald müde, mühsam auf zwei Beinen die Straße entlang zu bummeln und mich angaffen zu lassen. Es ist wirklich ergötzlich, daß die Leute alle noch keine Ahnung haben, wer und was ich eigentlich bin. Also ich stieg auf die nächste Elektrische, um nach dem Stadtpark hinauszufahren, wo man sich doch wenigstens frei bewegen kann, ohne ein Volk von Gaffern

um sich zu haben. Der Schaffner schien erst unschlüssig zu sein, ob er mich mitfahren lassen sollte. Aber als ich ihm ein paar Nickel in die Hand drückte, legte er höflich grüßend die Hand an die Mütze. Auf der hinteren Plattform standen zwei Herren. „Unglaublich," sagte der eine, „mitten im Sommer solchen Faschingsulk zu treiben!" — „Aber die Maske ist ausgezeichnet," entgegnete der andere. „Beachten Sie nur die ganze Haltung, die Schulterbreite, und wie geschickt die langen Arme vorgetäuscht sind!"

Ich verblüffte und erschreckte die beiden Klugschwätzer ein wenig durch ein grimmiges Zähnefletschen. Dann ging ich in das Innere des Wagens und setzte mich neben eine junge blonde Dame von außerordentlicher Schönheit. Ich überlegte eben einen schicklichen Vorwand, sie anzusprechen, und nahm mir fest vor, den melodiösen Tonfall anzuwenden, den Doktor Metzner immer von mir verlangt, als die Dame bei meinem Anblick erschreckt aufsprang.

„Hilfe! Das ist ja ein Affe!" schrie sie laut.

Empört über den Abscheu, den sie mir ganz deutlich zu erkennen gab, packte ich sie am Arm und rief mit weit weniger sanfter Stimme, als ich mir vorgenommen hatte: „Sie irren, meine Gnädige! Mein Name ist Doktor Fresko."

Sie aber schrie noch lauter, und als ich ihren Arm fahren ließ, merkte ich erst, daß ich weiße und rote Striemen in das zarte Fleisch eingedrückt hatte. Sie wandte sich mit Tränen im Auge an den auf der anderen Seite neben ihr sitzenden Herrn.

Dieser schnauzte mich sofort an: „Ich möchte Sie energisch ersuchen, die Dame nicht weiter zu belästigen! Im Juli sind derartige Fastnachtsscherze wahrhaftig nicht angebracht."

Im ersten Augenblick verspürte ich eine unbändige Lust, den Burschen zum Wagenfenster hinaus auf die Straße zu werfen. Aber er sah in seinem Zorn so kindisch aus, daß mir ein ungeheures Lachen hervorbrach und ich nicht einmal imstande war, ein paar Entschuldigungsworte an das hübsche blonde Fräulein zu richten, was ich von Herzen gern getan hätte.

Über dieses mein Lachen gerieten sämtliche Fahrgäste außer sich, und der ganze Wagen ergriff Partei gegen mich. Es erklangen allerhand Bemerkungen, wie: „Unverschämtheit!“ — „Alberner Fastnachtsulk!“ — „Nein, es ist ein wirklicher, dressierter Affe!“ — „Ach was, der Kerl ist betrunken!“ — „Ein Affe, der sich einen Affen gekauft hat!“ — „Schmeißt doch den Kerl 'raus!“ — „Hier ist kein Viehwagen!“ — „Mit solcher Gesellschaft kann man nicht fahren!“

Diese allgemeine Aufregung belustigte mich derartig, daß ich zu einem der Fenster hinausklatterte, auf das Dach des Wagens stieg und vorsichtig, ohne die Leitung zu berühren, an dem herabhängenden Strick die federnde Stromzuführungsstange herniederzog. Natürlich hielt der Wagen still, und ich rief, so laut ich konnte, von oben herab: „So, meine Herrschaften, wenn es Ihnen nicht genehm ist, mit wir weiterzufahren, dann können wir ja eine Zeitlang stehen bleiben.“

Nun wurde die allgemeine Empörung immer wilder. Es wurde heftig darüber gestritten, ob ich ein Wahnsinniger oder ein Betrunkener sei. Nur ein schwarzgekleideter junger Mann verfocht noch die Ansicht, daß ich weder betrunken noch wahnsinnig, sondern ein echter Affe sei. Ein Schutzmann zu Fuß und ein Schutzmann zu Pferd eilten herbei, um meinem „groben Unfug“ ein Ende zu machen. Der Schaffner freute sich, im Hinblick auf die bewaffnete Staats-

gewalt selbst zu keinem Eingreifen gegen mich genötigt zu sein. Er freute sich sowohl, weil er sich mir wegen des Trinkgeldes verpflichtet fühlte, als auch, weil er Furcht vor mir hatte. Die Volksmenge, die den stillstehenden Straßenbahnwagen umdrängte, wuchs immer mehr an und hatte ihre helle Freude an dem Spaß. Ich merkte jedoch, daß die Gaffer sich nicht etwa über die durch mich um ihr Fortkommen betrogenen Insassen des Wagens, sondern über mich selbst amüsierten, daß ich in ihren Augen anfing, eine komische Figur zu spielen. Um mir nun den Wiedereintritt in die ernsthafte bürgerliche Gesellschaft nicht noch mehr zu erschweren, beschloß ich, diesem komischen Debüt ein Ende zu machen, und sprang vom Wagenverdeck herab, um mich scheinbar der Staatsgewalt auszuliefern.

Das Pferd des berittenen Schutzmanns nahm das aber für einen feindseligen Angriff und brachte sich selbst wie auch seinen Reiter durch schleunige Flucht in Sicherheit. Den anderen Schutzmann hinderte ich an einer etwaigen ähnlichen feigen Absicht, indem ich ihn mit sicherem Griff packte und leise zu ihm sagte: „Nehmen Sie mich zum Schein fest, damit sich der Pöbel beruhigt.“

Er richtete denn auch sogleich die gewohnheits- und vorschriftsmäßige Aufforderung an mich, ihn auf die Wache zu begleiten, und Arm in Arm spazierten wir vergnügt davon. Da die Menge aber immer noch nicht aufhörte, sich über uns zu amüsieren, bestieg ich mit ihm eine Droschke, und als diese uns aus dem Kreise der Volksbelustigung entfernt hatte, ersuchte ich ihn, auszusteigen. Er bestand aber darauf, mich zur Wache zu bringen. Ich griff mit einem drohenden Blick in die Tasche. Er sagte, für Beamtenbestechung sei er nicht zugänglich, und ich entgegnete ihm, es sei gar

nicht meine Absicht, ihm Geschenke zu geben oder zu versprechen, sondern ich würde ihm höchstens eine 'runterhauen, wenn er sich meinen Wünschen nicht fügte. Jetzt aber sei es mir genug, ihn zur Feststellung meiner Persönlichkeit mit meinem Namen und meiner Wohnung bekannt zu machen, und ich überreichte ihm eine meiner neuen Visitenkarten. Der Besitz dieser Karte genügte ihm als Vorwand zu einem ehrenvollen Rückzug. Er stieg aus, und ich ließ mich bis zur Kastanienallee im Stadtpark fahren.

Dort war es herrlich! Ich entledigte mich meines Schuhwerks, stieg in die Wipfel hinauf und sprang und kletterte von Baum zu Baum. Zwar war mir mein Anzug dabei etwas hinderlich, und er nahm auch einigen Schaden.

Als ich im letzten Baum gegenüber dem neuen Teich angelangt war, erlebte ich eine köstliche Überraschung. Wer saß da unter mir auf der Promenadenbank? Mein Staatsanwalt, der die Anklage wegen Mords gegen mich vertreten und die flammenden Reden gegen mich gehalten hat! Ich pflückte eine der kleinen stacheligen Früchte und warf sie ihm so erfolgreich auf die Nase, daß er mit einem ziemlich unmännlichen Schmerzensschrei zusammenschreckte und emporschaute. Nachdem ich ihn so auf mein Erscheinen vorbereitet hatte, sprang ich vor ihm herab, lüftete meinen hübschen Strohhut, den ich als umsichtiger Kavalier trotz der Baumkletterei nicht verloren hatte, und begrüßte ihn höflich.

Der Vertreter der blinden Justiz erkannte mich natürlich nicht, und als ich mich ihm als Doktor Fresko vorstellte, früher Doktor Frischke, der kürzlich in seinem Beisein geköpft worden sei, da wurde sein Gesicht noch dümmer als seinerzeit das Verfahren gegen mich,

und er machte sogar einen Fluchtversuch, von dem ich ihn jedoch durch eine bedeutsame Gebärde wieder abbrachte. Er zeigte nun ein ziemlich würdeloses und auch unklares Mienenspiel, aus dem ich nur so viel entnehmen konnte, daß er an meiner Identität mit dem hingerichteten Doktor Frischke zweifelte. Nachdem ich ihm jedoch mit der fachmännischen Genauigkeit des Juristen noch einmal alle Einzelheiten meines Prozesses sowie den an mir begangenen Justizmord genau dargelegt und ihm auch das Geheimnis meiner Seelenwanderung und Fortexistenz erklärt hatte, vermochte er nicht länger ungläubig zu bleiben und fragte nicht ohne Furcht, was ich denn von ihm wünsche, und womit er mir dienen könne, und ob es nicht richtiger wäre, wenn ich ihn in seinem Amtszimmer aufsuchte.

„Es würde mir einigen Spaß bereiten, lieber Kollege von der strengeren Abteilung," sagte ich darauf, „Ihnen jetzt hier den Hals umzudrehen. Das würde sich hier auch weit besser machen lassen als in Ihrem Amtszimmer, weil wir hier ohne Zeugen sind. Übrigens, auch wenn ich dabei erwischt werden sollte, müßte ich wohl trotzdem straflos bleiben, da ich ja bereits hingerichtet bin. Weil jedoch der Staatsanwaltschaft niemals zu trauen ist, über die Grenze des Grabes hinaus ebensowenig, wie über die Grenzen der Vernunft, so erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß ich an Ihrem Halse keine Drehung vorzunehmen beabsichtige, und daß die Erwähnung dieser Manipulation nur als Scherz und nicht als Drohung gemeint war. Ich bin Ihnen nämlich gar nicht böse wegen der Hinrichtung, die ich Ihrer mangelnden Einsicht verdanke. Denn seit meiner Hinrichtung fühle ich mich bedeutend glücklicher als zuvor — bis auf eine geringe Kleinig-

keit, und eben in dieser Beziehung werden Sie mir jetzt eine kleine Gefälligkeit erweisen. Als ich mich eben vorhin in den Straßen der Stadt dem Volke zeigte, wurde ich geradezu als komische Figur betrachtet. Dafür läßt sich ein vernünftiger Grund zwar nicht anführen; aber es ist Tatsache. Sie hingegen, Herr Staatsanwalt, wie überhaupt alle Staatsanwälte, werden immer mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt und niemals als komische Figur. Dafür läßt sich zwar ein vernünftiger Grund noch weniger anführen; aber es ist ebenfalls Tatsache. Ich ersuche Sie nun hiermit, mir den kollegialen Liebesdienst zu erweisen und mich vor dem Volke in meiner bürgerlichen Würde zu rehabilitieren, indem Sie mit mir im offenen Wagen eine Rundfahrt durch die Stadt machen und dann noch ein wenig Arm in Arm mit mir durch die belebtesten Straßen promenieren."

Vielleicht mehr von meiner Persönlichkeit, als von meinen Ausführungen hingerissen, hat mir der Staatsanwalt denn auch den Gefallen getan, und ich hatte die Genugtuung, allgemein mit Achtung behandelt zu werden. Wir erregten zwar allenthalben einiges Aufsehen, aber doch keinen Auflauf, und ich glaubte schon auf dem besten Wege zu sein, mein verlorenes bürgerliches Ansehen allmählich wiederzugewinnen, als er plötzlich das wahrscheinlich längst ersehnte Glück hatte, drei Kriminalschutzleuten auf einmal zu begegnen.

Im Vertrauen auf diese Übermacht rief er ihnen zu: „Im Namen des Königs! Nehmen Sie diesen Mann fest. Es ist der zum Tode verurteilte Mörder des Kommerzienrats Feuerkamp."

Aber ehe sich die drei Diener der Ungerechtigkeit noch schlüssig waren, wie sie mich greifen sollten, war

ich schon an der Fassade des nächsten Hauses emporgeklettert und habe mich dann über die Dächer weg auf dem kürzesten Wege hierher nach Hause gerettet. Noch nie in meinem ganzen neuen Leben habe ich so herzlich gelacht wie über diese drei wackeren Beamten und ihren verblüfften Gebieter.

Doktor Metzner war bereits zu Hause und empfing mich mit Vorwürfen. Er war ungehalten über meine Unvorsichtigkeit, und als ich meine Abenteuer erzählte, geriet er geradezu außer sich und behauptete, ich habe das Leben, das er mir so mühsam gerettet, mutwillig aufs Spiel gesetzt. Denn der Staatsanwalt, zumal ich ihn auch noch derartig beleidigt und verhöhnt habe, werde natürlich alles daran setzen, mich zum zweiten Male zu justifizieren.

Nun, das ist eine juristische Unmöglichkeit, denn ich bin ja bereits einmal unschuldig gestorben; also kann mir gar nichts passieren. Während der gute Doktor unsere Sachen packt und alles zu unserer morgigen Abreise und Flucht vorbereitet, habe ich in voller Behaglichkeit alles in mein Tagebuch geschrieben.

Der heutige Tag war noch ereignisreicher als der gestrige. Doktor Metzner hat mit seinen Befürchtungen ganz recht gehabt. Aber doch ist alles ganz anders gekommen, als er es sich dachte.

Frühmorgens schon erschien ein Schutzmann, aber nicht, um mich zu verhaften, sondern um mir ein Strafmandat der städtischen Polizei wegen groben Unfugs zu überreichen. Brummend mußte Doktor Metzner aus der Kasse meiner zoologischen Stiftung zwanzig Mark für mein gestriges Abenteuer auf der Elektrischen bezahlen.

Eine Stunde später erschien abermals ein behelmter Bote, diesmal aber nicht mit einem Strafmandat, sondern mit einer Vorladung aufs Gericht. Doktor Metzner verwünschte schon unsere Saumseligkeit, daß wir nicht gleich mit dem Frühzug abgereist waren. Kaum hatte ich jedoch einige Blicke in das Schriftstück geworfen, als ich in der Lage war, ihn vollständig zu beruhigen. Es soll eine Wiederaufnahme meines Verfahrens eingeleitet werden, aber nicht, um mich etwa noch einmal hinzurichten, sondern um in aller Form meine Unschuld festzustellen und mich freizusprechen. Endlich ist eine neue Tatsache bekannt geworden.

Josepha hat sich nämlich entschlossen gehabt, das Zimmer ihres Gatten einmal aufzuräumen, nachdem es die Zeit her unverändert in dem Zustand geblieben war, in dem er es zuletzt verlassen hatte, und da hat sich ein Abschiedsbrief des Kommerzienrats vorgefunden, der zwischen den Löschblättern seiner Schreibunterlage gelegen hat. Er spricht in diesem Briefe mit klaren Worten seine Absicht aus, aus dem Leben zu gehen, um unserem Glück nicht im Wege zu sein.

Die Echtheit des Briefes ist vom Gericht als zweifellos anerkannt worden. So wurde mir, als ich der Vorladung gefolgt war, mündlich mitgeteilt, und ebenso, daß ich in der nächsten Schwurgerichtsperiode zweifellos freigesprochen werden würde. Formell sei ich zwar einstweilen noch als zum Tode verurteilt zu betrachten. Aber da unter den obwaltenden Umständen kein Fluchtverdacht vorliege, so sei der Staatsanwalt damit einverstanden, mich auf freiem Fuß zu belassen.

Diese Rechtfertigung der an sich vernünftigen Maßregel ist natürlich juristisch ganz unhaltbar. Denn ein zum Tode Verurteilter ist immer fluchtverdächtig, solange er noch am Leben ist. Ich habe der hohen Behörde

auch mitgeteilt, daß die Begründung lauten müsse: „Da infolge bereits vollzogener Hinrichtung kein Fluchtverdacht mehr vorliegt, so ist der Hingerichtete vorläufig auf freiem Fuß zu belassen.“ Aber da man mir erklärte, man habe mir nichts weiter mitzuteilen, so wußte ich den Leuten auch nichts weiter mitzuteilen, ging nach Hause und erzählte meinem guten Doktor die ganze Geschichte.

Er hat sich ja riesig darüber gefreut und behauptet, nun erst könnten wir in aller Ruhe die Früchte unseres genialen Streiches genießen; mir aber tut es beinahe leid, daß sich die Schwierigkeit meiner kriminellen Lage so rasch und einfach lösen soll. Es wäre doch ein Hauptspaß geworden, die Hilflosigkeit der Gerechtigkeitsbeamten mitanzusehen, wenn sie diesen Fall einer erfolglosen, obwohl ordnungsmäßig mit tödlichem Ausgang vollzogenen Hinrichtung ganz selbständig zu bearbeiten gehabt hätten, ohne sich auf den Vorgang einer höheren Entscheidung stützen zu können.

Schon was die Zeitungen heute abend alles über mich gebracht haben, war höchst ergötzlich. Von dem hinterlassenen Briefe des Kommerzienrats Feuerkamp wissen sie allesamt noch nichts und auch nicht von der bevorstehenden Wiederaufnahme meines Verfahrens. Sie halten mich alle noch für einen rechtmäßig verurteilten Mörder. Aber während die einen an meine Wiederauferstehung überhaupt nicht glauben und alles für einen frechen Schwindel erklären, schimpfen die anderen auf die Nachsichtigkeit der Polizei, einen Hingerichteten frei in der Stadt herumlaufen, groben Unfug verüben und hohe Beamte beleidigen und bedrohen zu lassen. Der „Sonntagsbote“ bezeichnet es sogar als eine frevelhafte Auflehnung gegen die göttliche Ordnung, einen Toten durch widernatürliche Künste wieder

lebendig zu machen, und am grimmigsten wütet der „Freie Beobachter“. Er verlangt, daß sich der Tierschutzverein ins Mittel legen soll. Der arme Gorilla, dem da auf dem grausamen Wege der Vivisektion ein Verbrechergehirn eingepflanzt worden sei, verdiene das herzliche und tatkräftige Mitleid jedes fühlenden und denkenden Menschen. Der gewissenlose Tierquäler Doktor Metzner müsse seines Amtes entsetzt und bestraft, der bedauernswerte Affe aber müsse von dem kranken Verbrecherhirn befreit und wieder in seinen unschuldigen Naturzustand zurückversetzt werden!

Oh, freier Beobachter, der unschuldige Naturzustand deines noch nie gequälten Gehirns ist beneidenswert!

Von Josepha habe ich einen Brief erhalten. Sie wünscht mich zu sprechen. Das arme, liebe, unglückliche Wesen! Wie mag ihr zumute sein, da sie zugleich die Nachricht von meinem Weiterleben und den Beweis meiner Unschuld erhalten hat!

Ich werde sie morgen aufsuchen.

Heute war ich bei Josepha. Obwohl sie auf meine körperliche Verwandlung vorbereitet war, erschrak sie sichtlich bei meinem Anblick. Sie schämte sich wohl, dieses Gefühl zu deutlich in ihren Mienen verraten zu haben, und sagte: „Verzeihen Sie meine Verwirrung. Aber Sie haben sich wirklich sehr verändert.“

„Allerdings,“ entgegnete ich fröhlich. „Früher war ich ein elender Zwerg, und jetzt bin ich ein stattlicher Bursche geworden.“

„Ach, Sie Armer!“ schluchzte sie mit einem Mitleid, das ich noch jetzt nicht zu begreifen vermag. „Doch was tut das?“ fuhr sie fort. „Unsere Freundschaft hat ja immer nur unseren Seelen gegolten.“

„Selbstverständlich," entgegnete ich, verstand aber gar nicht recht, weshalb sie das sagte, und als sie nun davon sprach, daß jetzt auch der Schatten ihres Gatten nicht mehr zwischen uns stände, und daß sie glücklich sei, den Beweis meiner Unschuld erbracht zu haben, und daß wir nun geduldig die Zeit walten lassen müßten, da sagte ich immer nur „Ja" und war froh, als ich von ihr mit einem sonderbaren, mitleidig scheuen Wohlwollen wieder entlassen war.

Merkwürdig! Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie ich dazu gekommen bin, dieses empfindsame Frauchen zu lieben.

Nun habe ich schon seit vierzehn Tagen einen großen Teil meiner Bibliothek zur Hand, finde aber kein Vergnügen am Studieren. All der Kram erscheint mir zwecklose Gelehrtenspielerei. Ich langweile mich dabei. Vielleicht wird das wieder besser, wenn ich erst meine Anwaltspraxis wieder aufnehmen kann. Damit muß ich aber wohl warten, bis ich von den Geschworenen in aller Form freigesprochen bin. Die Zeitungen können sich noch immer nicht über mich beruhigen und machen durch fortgesetzte Erörterung meiner angezweifelten Menschlichkeit eine Riesenreklame für mich. Wenn ich also erst meinen juristischen Laden wieder aufmachen kann, wird mein Geschäft wahrscheinlich glänzend gehen.

Zu meinem größten Erstaunen aber erfuhr ich heute ganz zufällig durch eine Zeitungsnotiz, daß mich Doktor Metzner dem Naturforscher- und Ärztekongreß, der in den nächsten Wochen hier tagen wird, als interessanten Fall vorführen will. Ich habe ihn darüber zur Rede gestellt, und er gibt seine Absicht auch ganz offen zu. Er ist natürlich stolz auf unser Werk, und er meint,

auch dem alten Geheimrat Vulpius, mit dem er die Operation gemeinsam gemacht hat, würde der Triumph wohl zu gönnen sein, den er bei dieser Gelegenheit vor der ganzen gelehrten Welt feiern könnte.

„Aber ich muß doch wenigstens gefragt werden," entgegnete ich, „ob ich damit einverstanden bin, mich von all den wichtigtuenden Männerchen als Schaustück begaffen zu lassen."

Da erwiderte er ganz verwundert, meine Einwilligung habe er allerdings als selbstverständlich vorausgesetzt. Eine derartige Vorstellung geheilter Patienten sei doch etwas ganz Selbstverständliches. Es liege durchaus nichts Entwürdigendes darin, und für mich könne es sogar von ganz besonderem Vorteil sein. Denn sei ich erst von den versammelten Naturforschern und Ärzten öffentlich und wissenschaftlich als Mensch anerkannt, dann müßten die törichten und gehässigen Zweifel der Zeitungsschreiber doch notwendigerweise verstummen.

Ich bin trotzdem noch nicht entschlossen, mich zu dieser öffentlichen Beaugenscheinigung herzugeben. Ich habe es nicht nötig, mich von diesen eingebildeten Menschen auf meinen Geisteszustand untersuchen und prüfen zu lassen. Ich bin kein Affe, den man im Käfig zeigt, und auch ohne daß ich mir meine Menschenwürde von ein paar Dutzend alten Geheimräten bestätigen lasse, werde ich es der ganzen Bande schon durch die Tat beweisen können, daß ich ein ganzer Kerl bin.

Freigesprochen bin ich nun. Meine Hinrichtung ist also juristisch gewissermaßen für ungültig erklärt. Nicht aber für unwirksam. Ich bin wieder unschuldig geworden, aber noch nicht wieder lebendig. Es ist

einstweilen noch gar keine Möglichkeit, meine Anwaltstätigkeit wieder aufzunehmen. Ich habe das entsprechende Gesuch an das hiesige Landgericht eingereicht. Aber die Paragraphensklaven behaupten, ich sei tot. Genauer gesagt, ich, der Doktor Fresko, möge ja lebendig sein. Aber selbst wenn man mich für einen Menschen gelten lassen wolle, so entbehre ich doch aller Beweise, daß dieser Doktor Fresko irgendwelche Staatsprüfungen bestanden habe, also überhaupt zur Anwaltschaft bei einem Gericht zugelassen werden könne. Meine Behauptung aber, mit dem Rechtsanwalt Doktor Frischke identisch zu sein, sei zu phantastisch, um ernst genommen zu werden.

Ich werde mich also wohl von meinem Doktor Metzner dem Kongreß vorstellen lassen müssen, um mich zunächst offiziell anerkennen zu lassen.

Josepha begegnete mir heute auf der Straße. Ich suchte sie zu vermeiden; aber sie ging geradeswegs auf mich zu, redete mich an und bat mich um Verzeihung, daß sie bei unserem Wiedersehen vor ein paar Wochen so fremd und kalt gewesen sei. Daran sei nur die Überraschung des ersten Augenblicks schuld gewesen. Aber sie habe mir dieselbe freundschaftliche Gesinnung bewahrt wie früher. Ich möge ihr nur ja nicht böse sein.

Als ich ihr versicherte, daß ich gar keinen Grund zum Bösesein finden könnte, redete sie sehr viel von Musik und Malerei, vielleicht sehr gescheit, aber jedenfalls sehr langweilig, so daß ich sie schließlich stehen ließ und davonlief. Sie ist so geistreich und gefühlvoll, daß es kaum auszuhalten ist.

Heute hat mir Doktor Metzner eröffnet, daß von meinem kleinen Vermögen, das ich ihm als Fresko-

Stiftung überwiesen habe, schon ein beträchtlicher Teil ausgegeben ist. Ganz abgesehen von meiner neuen Ausstattung an Kleidern und Wäsche ist meine Beerdigung nicht billig gewesen; vor allem aber ist die Operation rasend teuer gewesen. Der brave Geheimrat Vulpius hat sich seine Arbeit gehörig bezahlen lassen. Da ich aber freigesprochen bin, müssen mir doch die Kosten, die mir durch meine Hinrichtung erwachsen sind, also auch die Kosten meiner Wiederbelebung von Staats wegen ersetzt werden. Sowie ich das Gutachten des Kongresses habe, um meine Identität nachweisen zu können, werde ich auch meine Ansprüche geltend machen.

Übermorgen beginnt der Kongreß, und am zweiten Tage will Doktor Metzner seinen Vortrag über Gehirnüberpflanzung halten und mich der gelehrten Versammlung vorstellen. Es wird auch die höchste Zeit. Von einem Teil der Presse wird aus Dummheit oder Gehässigkeit maßlos gegen mich gehetzt und mir das Leben unmöglich zu machen versucht. Nachdem sich die erste Verwunderung und Neugier über mein Wiederauftauchen und meine ungewohnte Erscheinung gelegt hatte, habe ich mich unangefochten in den Straßen zeigen können. Nun aber ist die Bevölkerung durch die aufreizenden Zeitungsartikel derartig gegen mich aufgehetzt, daß ich es vorziehe, meine Wohnung gar nicht mehr zu verlassen. Die Kinder werfen mit Steinen nach mir, und wenn ich es wagen wollte, mich mit meiner überlegenen Kraft der Mißhandlungen der Menschen zu erwehren, so müßte ich darauf gefaßt sein, niedergeschossen zu werden wie ein toller Hund. Denn die öffentliche Meinung zweifelt zurzeit gar nicht daran, daß ich ein zwar sehr gut dressiertes, aber

trotzdem höchst gefährliches Ungeheuer bin. Der alte Geheimrat Vulpius und mein braver Doktor Metzner werden allgemein als Schwindler hingestellt, und der alte Herr hat sich über diese Beschimpfung derartig aufgeregt, daß er gestern an einem Schlaganfall gestorben ist. Was hat er nun von dem teuren Honorar, das ich ihm für die Operation habe bezahlen müssen?

Über Doktor Metzner freue ich mich. Er zuckt einfach die Achseln über all das Geschwätz und Gekläff. Noch drei Tage, dann wird die Dummheit und Roheit der Philister öffentlich blamiert sein, und dann werden die Klugschwätzer in den Zeitungen schreiben, eigentlich hätten sie ja schon von Anfang an die richtige Meinung verfochten, und sie hätten es nur für die Pflicht der Unparteilichkeit gehalten, auch die gegenteilige Ansicht wenigstens zu Worte kommen zu lassen.

Der große Tag ist vorüber. Gestern bin ich von den Sonnen und Sternen der Wissenschaft beleuchtet worden. Aber erst heute habe ich so viel Sammlung gefunden, um wenigstens das Wichtigste niederschreiben zu können.

Der knapp gefaßte Vortrag Doktor Metzners über die Operation selbst wurde mit schweigender Aufmerksamkeit angehört. Dann bat er mich neben sich auf das Podium und begann nun in ziemlich geschmackloser Weise die psychologischen Veränderungen zu erörtern, die er an mir beobachtet haben wollte.

„Es scheint mir," sagte er, „durch dieses vortrefflich geglückte Experiment ganz einwandfrei bewiesen, daß dem Rückenmark auch für die höheren geistigen Funktionen eine viel größere Bedeutung zukommt, als bisher angenommen worden ist. Für das klare Wissen

und Denken kommt allerdings offenbar nur das Gehirn in Betracht. Denn der intellektuelle Zustand meines Patienten, genauer gesagt, der intellektuelle Zustand des dem ehemaligen Doktor Frischke entnommenen Gehirns hat sich seit der Transplantation nicht im mindesten verändert. Sein Wissen und seine Urteilsfähigkeit sind genau dieselben geblieben, und die tierischen Glieder, selbst die Sprechwerkzeuge nicht ausgeschlossen, gehorchen auch den Willensimpulsen des menschlichen Gehirns in vollständig menschlich musterhafter Weise. Sein Gefühlsleben aber, insbesondere sein moralischer Sinn, hat sich auffällig verändert, und das scheint mir auf eine mächtige Beeinflussung des menschlichen Gehirns durch das tierische Rückenmark hinzudeuten. Mein Gorilla ist bedeutend sorgloser, heiterer, mutiger, aber auch rücksichtsloser, gleichgültiger und undankbarer, als es Doktor Frischke war. Er weiß noch ganz genau, was gut und was schlecht, was schön und häßlich ist, aber er kümmert sich nicht weiter darum. Er betrachtet alles nur noch vom egoistischen Standpunkte aus. Mein Gorilla hat offenbar alle wohltätigen Hemmungen seines Trieblebens eingebüßt, und das macht ihn zum Egoisten."

An dieser Stelle vermochte ich meine gerechte Empörung nicht mehr zurückzuhalten. „Nun ist's aber genug, Herr Doktor," unterbrach ich ihn. „Ich bin nicht Ihr Gorilla, verehrter Herr! Und wer von uns beiden der größere Egoist ist, darüber kann auch kein Zweifel sein. Ich bin es jedenfalls nicht. Wenn ich anders empfinde als Sie, so ist das noch kein Beweis für die Minderwertigkeit meines Gefühlslebens, am allerwenigsten für meinen Mangel an moralischem Sinn. Im Gegenteil, ich verhalte mich Ihnen und der ganzen Menschheit gegenüber so vornehm und selbst-

los, wie ich es eigentlich gar nicht nötig habe. Sie wissen ja gar nicht, wie erbärmlich mir das ganze Getriebe von Anfang an vorgekommen ist, und welche Selbstüberwindung es mich kostet, auf Ihre menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten alle die Rücksichten zu nehmen, zu denen ich mich nur aus Gutmütigkeit verpflichtet fühle. Fortgesetzt und täglich übe ich mich in allerhand Mäßigung. Ich bin es, der sich in seiner ganzen Lebensweise, in seiner Kleidung, seinen Bewegungen, seinem Gange, sogar in seiner Aussprache Ihren Wünschen und all den lächerlichen Ansprüchen der menschlichen Verkehrssitte auf das peinlichste anbequemt! Und da sprechen Sie von meiner Undankbarkeit und meinem Egoismus? Sie sind der Egoist, werter Doktor! Mit erhabenen Gebärden haben Sie sich mir gegenüber als Lebensretter aufgespielt, und es ist Ihnen doch nur um ein wissenschaftliches Experiment zu tun gewesen. Ich habe wahrhaftig an Ihre Gutmütigkeit geglaubt. Nun aber merke ich deutlich, daß Sie in mir nichts anderes sehen als ein Versuchskaninchen zu gelehrter Spielerei. Das will ich aber nicht sein. Ich bin kein Versuchstier und bin nicht Ihr Gorilla und bin nicht Ihr Eigentum. Ich bin auch nicht Ihresgleichen und bin stolz darauf, es nicht zu sein. Denn ich bin mehr und etwas Besseres als Sie. Ich verlange, daß Sie die Beschimpfungen zurücknehmen, die Sie in Ihrem Vortrag gegen mich ausgestoßen haben."

Doktor Metzner hatte jedoch keine Gelegenheit mehr, meinem Ersuchen zu entsprechen. Denn der Vorsitzende des Kongresses, der alte Wirkliche Geheimrat Beutelmeyer, läutete jetzt ab und behauptete, die Geduld der hohen Versammlung sei nunmehr erschöpft. Man habe Langmut genug bewiesen, indem man die

phantastischen Ausführungen des Doktor Metzner ruhig angehört habe, obwohl die Unmöglichkeit seiner unerhörten Behauptungen klar am Tage liegen. Wenn er aber jetzt die Komödie so weit treibe, auch den Affen selbst das Wort ergreifen zu lassen, so werde damit die Würde der Wissenschaft in einer Weise beleidigt, die nicht länger zu dulden sei. Der Kongreß sei kein Zirkus und kein Varieté, wo man sich an der Vorführung rechnender Pferde, redender Hunde oder tanzender Schweine belustige. Er bitte um Zustimmung des Kongresses, den Doktor Metzner wegen dieses schlechten Scherzes aus der Versammlung auszuschließen, und halte es nur im Interesse der Sache für geboten, vorher noch festzustellen, worauf der Schwindel beruhe, ob man es mit einem maskierten Menschen oder mit einem dressierten Tier zu tun habe.

Nach einer kurzen stürmischen Debatte wurde eine dreigliedrige Kommission gewählt, bestehend aus einem Zoologen, einem Anatomen und einem praktischen Chirurgen, der ich mich willig zu sofortiger Untersuchung zur Verfügung stellte, um meine immer wieder angezweifelte Persönlichkeit endlich offiziell festgestellt zu sehen.

Die Herren gingen auch sogleich ans Geschäft, und binnen einer Viertelstunde hatten sie festgestellt und verkündeten mit einem ausführlichen wohlbegründeten Gutachten der Versammlung, daß an mir nicht das mindeste Menschliche zu entdecken, sondern daß ich ein ganz zweifelloser Affe sei, offenbar eine Mischung von Gorilla und Schimpanse, allerdings durch einige chirurgische Eingriffe etwas menschenähnlich verschönert!

Nicht ohne Mühe erhielt Doktor Metzner noch ein-

mal das Wort und wies darauf hin, daß das Gutachten ja genau seinen eigenen Behauptungen entspräche mit Ausnahme des einzigen Punktes, den die Kommission ganz außer acht gelassen habe, nämlich die Menschlichkeit des Gehirns. Ob der Affe trotz seines Menschenhirns noch als Affe oder als Mensch zu betrachten sei, darauf komme es ihm gar nicht an. Es sei ihm nur darum zu tun, die gelungene Transplantation eines menschlichen Gehirns zu demonstrieren, und diese Leistung verlange er entsprechend anerkannt zu sehen.

Aber eben diese Gehirnüberpflanzung erachteten die drei Leuchten der Wissenschaft nicht für erwiesen. Da Geheimrat Vulpius nicht mehr am Leben und der Assistenzarzt, der den Kopf des Hingerichteten herbeigebracht habe, bei der angeblichen Operation nicht zugegen gewesen sei, so bliebe nur die Zeugenaussage Doktor Metzners selbst übrig, die aber natürlich in seiner eigenen Sache nicht in Betracht kommen könne. Ob der Gorilla jetzt wirklich ein menschliches Gehirn habe, das ließe sich nur durch Öffnung des Schädels und Untersuchung seines Inhaltes feststellen.

Dazu war Doktor Metzner natürlich nicht bereit, und ich selbst hatte erst recht keine Lust, mir von den mißtrauischen Gelehrsamkeitsbonzen mit Sonden und Pinzetten im Gehirn herumstochern zu lassen. Die Kommission hatte darauf nur ein schweigendes Achselzucken, und auf Doktor Metzners erregte Frage, wie sie denn dann meine menschliche Rede, überhaupt mein ganzes menschliches Gebaren erklären wollten, wurde ihm die Antwort, der Kongreß sei nicht da, um Zirkusscherze und Varietétricke zu erklären, sondern um ernste wissenschaftliche Arbeit zu leisten.

Damit war die Angelegenheit erledigt, und mir ist es nun öffentlich und maßgebend bescheinigt, daß ich

ein Tier bin. Ich bin von der menschlichen Gesellschaft schlimmer ausgeschlossen, als ich es sein würde, wenn ich wirklich an meiner Hinrichtung gestorben wäre. Denn jetzt habe ich das Bewußtsein meiner Ausgestoßenheit!

Was soll nun werden? Meine Anwaltstätigkeit wieder aufnehmen, daran ist nun natürlich nicht zu denken. Selbst meine Ansprüche auf Ersatz der Operationskosten geltend zu machen, wäre nunmehr ganz aussichtslos. Ich weiß nicht, wovon ich leben soll, und wie ich überhaupt leben soll.

Aber was sorge ich mich darüber? Ich bin ja ein Tier! Ich muß mich an den Gedanken gewöhnen, daß ich nichts bin als der Affe, den sich Doktor Metzner für teures Geld von Hagenbeck gekauft hat! Mein Befinden, meine Kränkungen, Hoffnungen, Demütigungen und Sorgen sind ihm ja gleichgültig.

Allein ich bin ihm doch ein wertvolles und interessantes Vermögensobjekt. Also wird er schon dafür sorgen, daß ich nicht verhungere. Ob er dafür nun immer auch noch Dankbarkeit von mir verlangt, obgleich es jetzt ausgemacht ist, daß ich nur ein Tier bin? Freilich, man verlangt ja auch von einem Hunde Dankbarkeit! Aber zu einem Hunde hat man mich glücklicherweise nicht gemacht, und ich fühle auch gar kein Talent und keine Lust zu dieser Rolle in mir. Wenn ich schon ein Tier sein soll, so will ich wenigstens eine Bestie sein. Dann verlerne ich vielleicht, so traurig zu sein, wie ich jetzt bin.

Nachdem ich lange nicht die Wohnung verlassen hatte, habe ich mir gestern nachmittag eine Droschke genommen, bin auf den Friedhof gefahren und habe

mein Grab besucht. Der Sommer geht schon dahin, die Wege waren mit gelbem Laub bedeckt, und mich fröstelte, als ich auf meinem Hügel saß. Ich dachte darüber nach, ob es die hochwohllöbliche Friedhofsverwaltung wohl dereinstens zulassen würde, daß ich als Tier hier neben mir zur Ruhe gebracht werde.

Da jagten mich zwei Kinder aus meinen Träumen auf. Sie waren über meinen Anblick erschrocken und liefen schreiend zu ihrer Mutter, denn der Teufel sitze auf einem Grab. Darüber kam ein Friedhofswärter herbei, erklärte, das sei offenbar wieder der alberne dressierte Affe, von dem jetzt so viel in den Zeitungen gestanden habe, und er wolle Hilfe herbeiholen, um das Vieh einzufangen. Dabei wäre vielleicht noch etwas zu verdienen.

Ich hatte keine Lust, mich mit dem Kerl auseinanderzusetzen, kletterte über die Mauer und fuhr nach Hause. Merkwürdig, ich stehe den Menschen doch jetzt noch kälter, fremder und überlegener gegenüber als vor ein paar Wochen. Aber ich habe gar keine Lust mehr, über diese jämmerlichen Geschöpfe zu lachen. Es würde mir nicht einmal Vergnügen bereiten, sie zu verprügeln oder ihnen den Hals umzudrehen. Ich bin zu müde. Es muß erst etwas kommen, was mich munter macht.

Ich habe versucht, mich wieder mit meinen Büchern zu beschäftigen. Aber was geht das alles einen Affen an?

Dem armen Doktor Metzner ergeht es meinethalben recht schlecht. Er ist in allen wissenschaftlichen Zeitungen als Schwindler gebrandmarkt worden. Die Fakultät hat ihm die Erlaubnis entzogen, Vorlesungen zu halten, und er sieht seine ganze Laufbahn abge-

schnitten. Sein Vermögen ist beinahe zu Ende und beträgt nur noch ungefähr ebensoviel wie der Rest des meinigen. Es ist ganz unglaublich wie viel er für mich an Hagenbeck hat bezahlen müssen! Er hat gehofft, mit meiner Operation so viel Aufsehen zu erregen, um eine ordentliche Professur übertragen zu bekommen, und daraufhin hat er heiraten wollen. Denn verlobt ist er auch. Mit einem armen Mädchen natürlich. Nun ist ihm die ganze Zukunft zerstört. Man könnte geradezu Mitleid mit ihm haben.

Übrigens läßt er mich in keiner Weise seine traurige Lage entgelten, von der ich doch die unschuldige Ursache bin. Er ist in jeder Weise auf mein Wohlergehen bedacht, spricht freundschaftlich mit mir, bittet mich, jetzt mit Rücksicht auf das schlechte Wetter ja nicht mehr auszugehen, und läßt täglich die Wohnung heizen, obwohl das jetzt noch gar nicht nötig wäre. Aber ich glaube doch, hieraus spricht mehr die Sorge des Eigentümers als etwa die eines Freundes oder Kameraden. Auch daß ich von der famosen Kommission nicht als Mensch anerkannt worden bin, schmerzt ihn offenbar nicht meinethalben, sondern nur seines eigenen Mißerfolges wegen.

Neugierig bin ich nun, was er jetzt beginnen wird. Die Lage ist jetzt interessant.

Anna Freising heißt seine Braut, ein hübsches, frisches, blondes Mädel, und zunächst gefiel sie mir auch ganz gut. Sie war heute mit ihrer Mutter zu Besuch bei uns. Selbstverständlich behandelt mich Doktor Metzner trotz des unsinnigen Gutachtens der Kongreßkommission nach wie vor als gleichberechtigten Hausgenossen, und ich saß mit den Damen und ihm am

Kaffeetisch. Ich bemerkte sogleich, daß die Damen nur aus Neugier meinetwegen gekommen waren. Sie betrachteten mich unausgesetzt, und obwohl Fräulein Anna sich bemühte, sehr liebenswürdig gegen mich zu sein, so verriet sie doch plötzlich ihre Art, über mich zu denken, durch die unbedachte Frage: „Wie lange Zeit sind Sie schon aus Afrika weg? Ihre Heimat ist am Kongo, wenn ich nicht irre?“

Sie sah bildschön aus, als sie das sagte. Die großen blauen Augen blitzten vor Neugier in dem glatten, rosigen Gesicht, und da sie mich freundlich anlächelte, schimmerten ihre weißen Zähne zwischen den himbeerfarbenen Lippen. Sie hat so schöne Zähne, wie sie bei den Menschen heutzutage selten sind.

Aber all ihre Schönheit vermochte mir ihren herzlosen Hochmut nicht aufzuwiegen, ich zeigte ihr ebenfalls meine Zähne, die doch noch ein gut Teil prächtiger sind als solch immerhin schwaches Menschengebiß, und entgegnete ruhig: „Vom Kongo und überhaupt von Afrika kann ich Ihnen nichts erzählen, meine Gnädige. Ich stamme zwar vom Affen ab, wie das ja in gewissem Sinne von allen Menschen behauptet wird; aber ich habe keine Erinnerung mehr an diesen vermutlich glücklicheren Zustand. Sie erinnern sich dessen ja wohl auch nicht mehr. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Ich bin ein Findelkind. Aber meine Heimat ist hier in dieser Stadt. Wir sind also Landsleute. Darauf dürfen Sie stolz sein, wenn Sie einsichtig genug sind.“

Da verstummte sie, versuchte mich mit einem harten Blick zu strafen, den sie aber errötend sogleich wieder abwandte, und würdigte mich keines Wortes weiter. Bald darauf brach sie mit ihrer Mutter auf.

Doktor Metzner begleitete die Damen hinaus, und

da ich hellhöriger bin als diese stumpfsinnigen, halbtauben Leutchen, so verstand ich deutlich, wie das schöne Fräulein Anna auf dem Vorsaal sagte: „Ein ganz prächtiges Exemplar! Wenn er auch natürlich mit seinem Menschengebaren entsetzlich grauenhaft wirkt. Dieser abstoßenden Häßlichkeit entspricht ja auch sein Wesen. Man ekelt sich geradezu vor dem Geschöpf. Ich muß immer daran denken und werde die ganze Nacht nicht schlafen können. Aber wenn du jetzt in solcher Verlegenheit bist, warum verkaufst du denn das Vieh nicht? Es ist doch jetzt gewiß das Zehn- oder Zwanzigfache von dem wert, was du an Hagenbeck bezahlt hast."

„Nein, Änncheu," erwiderte Doktor Metzner, „ein anständiger Reitersmann verkauft sein Reitpferd nicht, und ein ehrlicher Jäger gibt seinen treuen Hund nicht her. Wie kannst du mir nur zumuten, meinen Gorilla wieder zu verschachern? Es wäre außerdem gegen die Stiftungsbestimmungen, also gegen den letzten Willen des unglücklichen Doktor Frischke, und, wenn du mich auch deshalb auslachst, für mich lebt der arme Kerl tatsächlich in dem Affen weiter."

In diesem Augenblicke ist es mir von ganzem Herzen zum Bewußtsein gekommen, daß ich so ganz und gar als Tier gelte, daß man mich verkaufen, verschenken und schlachten kann, daß ich als rechtlose Sache meinem Eigentümer, meinem Herrn angehöre, rechtloser als ein Sklave! Mehr noch als das schöne Fräulein Anna haßte ich bei ihren Worten meinen Doktor Metzner selbst, obgleich er ja herzlicher und freundlicher von mir denkt. Aber was geht mich noch menschliche Herzlichkeit und Freundlichkeit an?

Als er wieder ins Zimmer trat, wurde es mir plötzlich klar, daß ich durch eine unüberbrückbare Kluft von

ihm getrennt bin. Es tut mir nur leid, der blonden Bestie, diesem schönen Fräulein Anna, vorhin nicht das Genick durchbissen zu haben. Ich habe mir zu viel Gutmütigkeit angewöhnen lassen. Aber ich werde sie durch Schlauheit aufwiegen. Endlich spüre ich wieder die Überlegenheit in mir!

Ich bin der Stärkere und Klügere!

Endlich hat alle Not ein Ende! Täglich gehen vorteilhaftere Offerten ein, und in wenigen Jahren können wir ein Vermögen verdient haben, von dessen Zinsen sich bequem leben läßt. Schwer genug ist es ja gewesen, den ersten Anfang zu machen. Am schwersten aber, den langweiligen, pedantischen Doktor Metzner zur Vernunft zu bringen. Wie hat er sich gesträubt, mit seiner akademischen Ehre am Varieté hausieren zu gehen! Zum Teufel auch! Ich hab' doch auch meine akademische Ehre! Wenn ich mich nicht geniere, vor den Leuten als Affe auf der Bühne umherzuspringen, so braucht er wahrhaftig nicht zu stolz zu sein, für die paar Geschäftsbriefe, die er schreibt, ein Drittel meiner Gage einzustecken. Er ist jetzt auch ganz zufrieden mit dem Geschäft.

Ich finde, ich bin riesig nobel gegen ihn, und ich wundere mich bisweilen selbst über meine Gutmütigkeit. Denn er ist für mich doch eigentlich nur Geschäftsdekoration, weil ich ja als „Affe" nicht „geschäftsfähig" bin und deshalb der Form wegen so etwas wie einen Vormund oder Geschäftsführer brauche. Aber er hat mir wirklich zu leid getan. Wenn er mich nicht hätte, wäre er ja ganz hilflos. Also seien ihm seine dreiunddreißigeindrittel Prozent gegönnt. Etwas Dankbarkeit bin ich ihm schließlich auch schuldig. Denn für meine

Vorreklame sind seine Pedanterie und die Aufgeregtheit, mit der er um seinen ehrlichen wissenschaftlichen Namen gekämpft hat, einfach unbezahlbar gewesen.

Er hatte ursprünglich die Absicht, mit mir eine Vortragsreise durch ganz Deutschland zu unternehmen, um von dem engherzigen und voreingenommenen wissenschaftlichen Kongreß an das große Publikum zu appellieren. Zu diesem Zwecke sandte er zunächst an alle wissenschaftlichen Zeitschriften und die größeren Tageszeitungen ausführliche Proteste gegen die Rücksichtslosigkeit und Dummheit, mit der ihm sein großer wissenschaftlicher und praktischer Erfolg von der beschränkten Gelehrtenzunft einfach weggeleugnet worden sei.

Aber die gesamte Presse ist derartig über ihn hergefallen, zum Teil ohne seinen Protest überhaupt abzudrucken, daß er seine Vortragsreise von vornherein als aussichtslos hat aufgeben müssen. Ja, in der ganzen wissenschaftlichen Welt ist geradezu ein Sturm der Entrüstung losgebrochen über die Scharlatanerie dieser Affenkomödie, die sich ein Mann der Wissenschaft habe zuschulden kommen lassen.

Da habe ich denn endlich den guten Doktor dazu bestimmt, diesen günstigen Augenblick der größten Sensation zu benützen und mich ans Varieté zu bringen. Wir haben den Rest meines Vermögens schnell noch zu einer Riesenreklame verwandt. Den Entrüstungsrummel haben wir durch einige geschickt lancierte Zeitungsartikel noch gesteigert. Ich habe mich in allen möglichen Stellungen photographieren und außerdem große bunte Plakate nach Künstlerentwürfen in ungeheuren Formaten herstellen lassen. Auch eine kleine Sensationsbroschüre haben wir schnell noch geschrieben und sie nebst meinen Bildern kistenweise überallhin verschickt.

Es hat auch gewirkt. Sowie hier in D. die Ankündigung erschien, Doktor Fresko, vom wissenschaftlichen Kongreß ausdrücklich als Affe anerkannt, werde im Apollotheater seine staunenswerten menschlichen Leistungen zeigen, sogleich war das Theater ausverkauft. Seit dem dritten Tage hat die Direktion die Eintrittspreise erhöht und macht glänzende Geschäfte mit mir. Denn ich habe hier nur achtzehntausend Mark monatlich — für meine Anziehungskraft viel zu wenig! Der Berliner Wintergarten hatte mir zwanzigtausend Mark geboten. Aber dort bin ich von meiner Forderung von dreißigtausend Mark nicht heruntergegangen und werde nun sogar noch mehr herausschlagen. Denn heute hat mir London wöchentlich tausend Pfund geboten, und Paris wird auch wohl nicht viel weniger bieten. Komme ich aber erst aus dem Ausland zurück, dann sollen die deutschen Direktoren doppelt bezahlen. Sie holen es ja mit Leichtigkeit wieder herein. Denn eine solche Nummer wie ich war überhaupt noch nicht da.

Es ist ergötzlich und geschäftlich zugleich sehr nützlich, daß in den Zeitungen der Kampf der Meinungen nicht aufhören will, ob meine Nummer ein Schwindel sei oder nicht. Sogar im Annoncenteil toben die leidenschaftlichsten Angriffe gegen uns und machen die prächtigste Reklame. Wir sind natürlich so vorsichtig gewesen, daß man uns keinesfalls eines Betruges zeihen kann, gleichviel ob mich jetzt ein etwaiges Sachverständigenkollegium als Mensch oder als Tier klassifizieren würde. Ich werde einfach als Doktor Fresko annonciert unter Hinweis auf die unbestreitbare Tatsache, daß mich angesehene medizinische Autoritäten ausdrücklich und offiziell für einen Affen erklärt haben. Wir überlassen es dem Publikum, ob es den Männern der Wissenschaft Glauben schenken will oder nicht.

Bald schenkt es, und bald schenkt es nicht. Die Stimmung ist eben zu aufgeregt, um nicht zu schwanken. Aber ein großer Teil meiner Bewunderer vermutet entschieden sehr menschliche Eigenschaften in mir. Jeden Tag erhalte ich Liebesbriefe, schüchterne, leidenschaftliche und ganz wahnsinnige. Beantwortet habe ich noch keinen, bin auch zu keinem der vorgeschlagenen Stelldichein gegangen. Es freut mich ja, wenn die Damen Kraft und Intelligenz zu schätzen wissen. Aber es verletzt mich, daß sie mich behandeln wie den erstbesten lyrischen Tenor. Für rosa Briefchen bin ich mir zu gut.

Beinahe hätte ich mein Hamburger Engagement gar nicht antreten können oder doch nur mit großer Verspätung. Die Schaffner und der Zugführer wollten mich durchaus in den Viehwagen stecken. Dessen weigerte ich mich natürlich. Aber nur der Fürsprache der Mitfahrenden hatte ich es zu danken, daß ich schließlich im Abteil geduldet wurde. Jedoch nur unter den vorsichtigsten Bedingungen des gewissenhaften Zugführers. Wir vereinbarten, daß er mir offiziell die Benützung des Personenwagens untersagte, daß ich mich an dieses Verbot nicht kehrte und dann in Hamburg die entsprechende Strafe bezahlte. Kindische Pedanterie! Ich werde mir so bald als möglich ein Automobil anschaffen müssen, um keinen Schikanen mehr ausgesetzt zu sein.

In den Hotels ist man viel vernünftiger. Keinem einzigen Wirt ist es noch in den Sinn gekommen, mir den Stall anzubieten. Es gibt allerdings bisweilen Gäste, die sich über meine Gesellschaft beschweren. Aber die Mehrzahl ist vernünftig und findet meine Nachbarschaft höchst interessant. Übrigens leben wir

natürlich, um die Neugier des Publikums nicht allzusehr gratis zu befriedigen, sehr zurückgezogen, und der Oberkellner empfängt hin und wieder einen goldenen Händedruck und die dringende Mahnung, reinen Mund darüber zu halten, wenn ihm die Gewißheit meiner menschlichen Natur auch noch so offenbar vorkommen sollte. Selbstverständlich plaudert er darüber erst recht, und das trägt nicht nur dazu bei, mir im Hotel selbst Achtung zu sichern, es regt auch im Publikum, dem ich ja auf den Plakaten als Affe angekündigt werde, immer von neuem den Zweifel zwischen meiner tierischen und menschlichen Natur auf und macht mich dadurch interessanter.

In den letzten Monaten habe ich in London und Paris sehr viel Geld verdient. Denn ich hatte außer den Theaterabenden jede Woche noch zwei bis drei glänzend bezahlte Privatvorstellungen bei reichen Leuten, die mich ihren Gästen vorsetzten. Aber alle die Zeit bin ich nicht dazugekommen, auch nur eine Zeile in mein Tagebuch zu schreiben. Nicht etwa aus Mangel an Zeit, sondern aus Langeweile. Dieses inhaltlose Leben stumpft meinen Geist ab und lähmt meine Willenskraft. In den Vorstellungen sind mir ja für meine Affenkunststücke keine Grenzen gesteckt. Springen und Klettern darf ich, so viel ich will. Aber meine menschlichen Leistungen dürfen über die billigste Alltäglichkeit nicht hinausgehen. Ich kleide mich aus und an, esse, trinke, rauche, spiele, mache Kartenkunststücke und so weiter. Darüber hinaus ist mir nichts weiter erlaubt, als einige Reden in verschiedenen Sprachen zu halten und einige leichte Rechenexempel zu lösen. Allzuviel Menschengeist soll ich nicht verraten, um nicht den letzten Zweifel an meiner Affenschaft

zu zerstören und meiner Nummer dadurch den feinsten Reiz zu nehmen.

Ich hatte mir ursprünglich eingebildet, nach Erledigung dieser meiner dürftigen „Arbeit", mit der ich ja mein schönes Geld verdiene, mich tagsüber ernsthaft und menschenwürdig mit geistigen Interessen befassen zu können. Aber die Nichtigkeit meiner Berufstätigkeit deprimiert mich derartig, daß ich immer wie betäubt bin. In den Privatgesellschaften darf ich ja etwas aus mir herausgehen und meinen Verstand etwas unbekümmerter leuchten lassen. Ich errege dann auch unermeßliche Bewunderung. Aber behandelt werde ich doch wie ein Wundertier. Sowie ich irgendwelche menschliche Gleichberechtigung geltend machen will, muß ich auf die kränkendste Zurückweisung gefaßt sein.

Ich werde nie den kalten Blick vergessen, mit dem sich die hochmütige Miß Hurleigh von mir abwandte und mich vor der ganzen Gesellschaft stehen ließ wie einen Schulbuben, als ich die Kühnheit hatte, sie um einen Tanz zu bitten. Am nächsten Tag erhielt ich allerdings ein sehr liebenswürdiges Briefchen von ihr, in dem sie mich vertraulich zu einer Tasse Tee einlud. Aber ich habe ihr nur geantwortet: „Ich bin nicht Ihr Affe."

Am nettesten war noch die kleine blonde Lucile in Paris. Aber auch sie sagte mir eines Tages ganz treuherzig: „Wenn du ein Neufundländer wärst, würde ich dich wohl noch lieber haben. Ich wühle so gern in dem dicken, weichen Fell."

Ich habe ihr ein schönes Angorafell geschickt und bin nicht wieder zu ihr gegangen.

So ist Doktor Metzner mein einziger Kamerad, mit dem ich als Mensch zu Mensch verkehre. Aber unsere Kameradschaft ist schon längst nicht mehr die

beste. So gutmütig, verständig und gebildet er auch ist, er läßt doch immer einen gewissen herablassend wohlwollenden Ton gegen mich durchklingen. Er gebärdet sich, als sei er mein Wohltäter, während ich doch der seinige bin. Ich kann hundert andere Geschäftsführer an seiner Statt haben. Ihm aber bin ich unersetzlich. Was fängt er ohne mich an? Er lebt ja nur von mir. Und doch spricht er den Leuten gegenüber von mir nicht anders als mit den Worten: „Mein Affe."

Als ob es dem Geschäft schaden könnte, wenn er mich, wie auf den Plakaten, auch im Gespräch Doktor Fresko nennen würde! Aber ich weiß wohl, er hält unser ganzes Geschäft unter seiner Würde. Es demütigt ihn, seine jetzigen glänzenden Vermögensverhältnisse meiner Affengage zu verdanken, und nun schmeichelt es seinem kindischen Stolz, indem er die Tatsache nie in Vergessenheit geraten läßt, daß er mich von Hagenbeck für bares Geld gekauft hat, daß ich sein Eigentum bin.

Unsere Unterhaltung dreht sich fast nur um das Geschäft. Höchstens reden wir einmal von der Zeit, da wir dieses Geschäft nicht mehr nötig haben. Es kann ja gar nicht mehr lange dauern, so sind wir reiche Leute. Dann will er sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen und heiraten.

Sowie wir aus Paris nach Deutschland zurückgekehrt waren, hat ihn seine Anna mit ihrer Mutter vierzehn Tage lang besucht. Um dieses kaltherzigen, eingebildeten Mädchens willen könnte ich ihn hassen. Ich bin es doch, dem sie ihre ganze Zukunft verdankt. Aber sie denkt geringschätziger von mir, als die süße Lucile von einem Neufundländer dachte. Schön ist sie. Aber sie ist ein Musterbeispiel von menschlichem Egoismus.

Gut, daß Doktor Metzner nicht eher heiraten will, als wenn wir unser Geschäft aufgegeben haben. Sonst hätte ich täglich unter Annas Anblick zu leiden.

Gestern abend habe ich den bis jetzt größten Erfolg meines Lebens gehabt. Es ist zum Lachen. Wenn ich früher aus den verwickeltsten Rechtslagen einen angenehmen Ausweg fand, bin ich niemals so glänzend belohnt und gelobt worden wie gestern abend, als ich ein paar Rechenexempel aus dem Gebiete des großen Einmaleins gelöst, dann die „Wacht am Rhein" deklamiert hatte und schließlich mit einem kühnen Affensprung ins Orchester turnte, dem Trompeter sein Instrument entriß und dem erstaunten Publikum darauf die „Wacht am Rhein" vorblies. Gerast haben die Leute vor Begeisterung. Ich erhielt einen mächtigen Lorbeerkranz auf die Bühne und einen Riesenstrauß roter Rosen in die Garderobe. Die kostbaren Schleifen beider Spenden trugen dasselbe Monogramm K. v. M. mit neunzackiger Krone.

Nun aber kommt das Beste. Heute früh beim Kaffeetrinken erhielt Doktor Metzner einen Brief, den er mir sogleich zeigte, und in dem ihm eine Gräfin Katharina v. Malakoff den Vorschlag macht, mich ihr zu verkaufen. Sie sei reich genug, um jeden, aber auch jeden Preis für mich zu zahlen und auch die vielleicht für Ablösung etwa noch laufender Verträge fällig werdenden Konventionalstrafen oder Abstandssummen zu erlegen. Sie bäte noch heute um die Ehre seines Besuches in ihrem Hotel.

Ich mußte lachen und rief: „Solch ein überspanntes Frauenzimmer! Am liebsten ginge ich mit Ihnen zusammen hin, um mich für die Blumen zu bedanken

und ihr die Wahnsinnigkeit ihres Kaufanerbietens klarzumachen."

„So vollständig wahnsinnig kann ich das Anerbieten gar nicht finden," erwiderte Doktor Metzner gereizt. „Wenn man so rasend reich ist, wie das ja bei russischen Gräfinnen vorkommt, so ist es ganz verständig, sich die Befriedigung einer Laune etwas mehr kosten zu lassen, als sich das gewöhnliche Sterbliche leisten können. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn die Dame bereit wäre, eine viertel oder eine halbe Million auf den Tisch zu legen, nur um das Vergnügen zu haben, Sie ihr eigen nennen zu können."

„Das wäre noch viel zu wenig," entgegnete ich. „So viel ist ja beinahe schon in einem Jahre mit meinen Gagen herauszuholen. Aber das wichtigste ist, daß ich doch überhaupt unverkäuflich bin."

„Was die Unverkäuflichkeit anbelangt," antwortete Doktor Metzner in einem ekelhaft geschäftsmäßigen Ton, „so ist es auch noch kein Zeichen von Wahnsinn, wenn die Gräfin davon nichts weiß. Offen gestanden, ich weiß selbst nicht viel davon. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich gar nicht daran denke, Sie wieder zu verkaufen. Aber streng juristisch genommen wäre mir das Recht dazu nicht abzustreiten."

Empört über seine kühle Art, versuchte ich diese Auffassung zu widerlegen, mußte aber leider einsehen, daß er über die Rechtslage zu genau unterrichtet ist, um sich von mir etwas vormachen zu lassen. Ich bin ja leider nach allgemeiner Ansicht nicht mehr der Doktor Frischke, mit dem er damals im Gefängnis den Vertrag zugunsten des aus Hagenbecks Handlung gekauften Gorillas geschlossen hat. Dieser Doktor Frischke ist tot, und ich bin nur der Gorilla, bin der dritte, der aus dem Vertrag zweier anderer, obwohl

er zu seinen Gunsten abgeschlossen wurde, doch selbst juristisch keinen Anspruch für sich herleiten kann.

Allerdings ist Doktor Metzner zum Geschäftsführer der von Doktor Frischke letztwillig errichteten zoologischen Stiftung eingesetzt, und er hat als solcher für die Pflege und überhaupt für das Wohl des Gorillas zu sorgen. Leider ist aber übersehen worden, ihm den Affen, den jetzt zu beseelen ich das eigentümliche Vergnügen habe, durch die Stiftung in aller Form auch abkaufen zu lassen. Er ist also Eigentümer geblieben, und wenn er es für vorteilhaft hält, ihn in gute Hände zu verkaufen, so wird der Aufsichtsrat der Stiftung Mühe haben, dagegen einzuschreiten. Zum mindesten erscheint es ganz aussichtslos, wenn etwa der Verkauf einmal erfolgt ist, nachträglich seine Rechtsgültigkeit anfechten zu wollen.

Ich habe mich also an den Gedanken gewöhnen müssen, daß ich ihm bedingungslos ausgeliefert bin. Zum Glück weiß ich aber, daß Doktor Metzner doch zu sehr Ehrenmann ist, um seine Macht gegen meinen Willen zu mißbrauchen, und zum Glück weiß er auch selbst, daß ich mich viel besser rentiere, wenn er mich, wie jetzt, vermietet, als wenn er mich verkauft.

Er ist jetzt bei der russischen Gräfin. Hoffentlich erzielt er eine gut bezahlte Privatvorstellung.

Gestern nachmittag habe ich die Privatvorstellung geben müssen. In ihrem Hotel. Dreitausend Mark hat sie dafür bezahlt. Ich mußte ohne meinen Impressario kommen; das hatte sie sich ausbedungen. Sie ist noch nicht alt, aber ganz schwarzhaarig und zu fett, um noch schön zu sein. Ihre Gesellschafterin ist

viel netter, ein kleines, zierliches blondes Wesen, eine Deutsche. Fräulein Marie Wendler heißt sie.

Die Gräfin empfing mich sehr formell mit gnädiger Liebenswürdigkeit, wie sie die Menschen so an sich haben, wenn sie stolz darauf sind, einem dreitausend Mark zu verdienen zu geben. Dann verlangte sie, ich solle ihr aus Heines Buch der Lieder vorlesen. Das habe ich getan, und sie schien mit der Modulationsfähigkeit meiner Stimme viel zufriedener zu sein, als Doktor Metzner es bisher gewesen ist. Als sie genug hatte, klappte sie mir ohne weiteres das Buch vor der Nase zu, setzte sich ans Klavier, spielte einen Chopinschen Walzer und verlangte, ich solle mit Fräulein Wendler tanzen. Sie machte den Walzer auch in einem Tempo zurecht, daß er tatsächlich tanzbar wurde, und mit Fräulein Wendler tanzte er sich ganz angenehm, obwohl sie sich zunächst etwas furchtsam gebärdete. Dann mußte sie sich ans Klavier setzen, und die Gräfin begehrte selbst mit mir zu tanzen. Es war kein Hochgenuß. Aber für dreitausend Mark kann man schon etwas Selbstverleugnung verlangen. Zum Glück kam sie bald außer Atem und ließ den Tee bringen.

Sie äußerte nun ihre Anerkennung über meine anständigen Eß- und Trinkmanieren in einer solch verwunderten Weise, daß es beinahe schon beleidigend war, und erging sich dann in selbstgefälligen Plaudereien über die Protektion, die sie allen Künstlern angedeihen lasse. Auch Fräulein Wendler war Künstlerin gewesen und mußte kurz den in Betracht kommenden Teil ihrer Lebensgeschichte erzählen. Sie hat als Schauspielerin mit bitterer Not zu kämpfen gehabt, weil es ihr an Geld für die nötigen Toiletten gefehlt hat, und ist nun froh, dieses Unterkommen bei der

Gräfin gefunden zu haben, das sie der materiellen Sorgen überhebt.

Ich fragte sie, ob sie sich nicht nach dem Theater zurücksehne. Aber die Gräfin fiel mir schroff in die Rede und antwortete an Fräulein Wendlers Statt: „Wer bei mir ist, sehnt sich überhaupt nach nichts anderem mehr zurück. Außer mit meiner Erlaubnis. — Vielleicht erlaube ich es."

Darauf verlangte sie von mir die Fortsetzung der Vorstellung durch allerhand gymnastische Kunststücke, und als ich erwiderte, daß dazu leider keine Zeit mehr sei, weil ich zur Abendvorstellung ins Varieté müsse, da sagte sie: „O wie schade, mein lieber junger Freund," und obwohl Klingel und Telephon im Zimmer vorhanden waren, schickte sie Fräulein Wendler hinaus mit dem Auftrag, durch den Portier ein Auto für mich bestellen zu lassen.

Kaum waren wir allein, so reichte sie mir mit bezauberndem Lächeln die Hand zum Kusse, neigte, als ich mich dazu niederbeugte, ihren Kopf ebenfalls vor und sagte leise: „Herr Doktor Fresko, hätten Sie Lust, bei mir zu bleiben? Ich bin geschieden und ganz unabhängig. Hätten Sie Lust, in meinen persönlichen Dienst zu treten? Aber reden Sie ganz offen!"

„Ganz offen gesagt," antwortete ich nach kurzem Zögern, „dazu habe ich keine Lust. Meine Kunststücke befriedigen mich ja allerdings auch nicht, aber —"

„Aber ich gefalle Ihnen nicht genug, als daß Sie Lust hätten, mein Privatsekretär und guter Freund zu werden? Das tut mir leid. Aber ich darf Ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Es ändert auch an meinen Gesinnungen Ihnen gegenüber nichts. Sie gefallen mir nun einmal, und wenn Sie keine Lust zu persönlichen Beziehungen haben, so könnte ich Ihnen

vielleicht eine geschäftliche Verbindung vorschlagen, die Ihnen annehmbarer erscheinen wird. Wir würden beide viel Geld dabei verdienen. Oh, ich bin nicht immer Gräfin gewesen. Ich war im Pelzhandel meines Vaters tätig und habe zwei Jahre lang ein großes Hotel in Petersburg geleitet. Sie werden sehen, ich bin keine schlechte Geschäftsfrau. Ich verstehe das Geld nicht nur elegant auszugeben; ich weiß es auch zu verdienen. Kommen Sie morgen nachmittag vorüber. Ich werde inzwischen mit Fräulein Wendler das Nötige besprochen haben und Ihnen dann rund und glatt meinen Vorschlag machen."

Damit war ich entlassen. Ich bin neugierig, was sie mir sagen wird, und gehe selbstverständlich hin.

Mein Leben scheint wieder eine günstige Wendung nehmen zu sollen. Die Gräfin empfing mich weniger formell, in einem gewissermaßen kollegial burschikosen Tone. Fräulein Wendler machte Miene, uns allein zu lassen, wurde aber von der Gräfin zurückgehalten.

„Es geht Sie ja auch an," sagte sie. „Also bleiben Sie!"

Dann wandte sie sich an mich. „Ich will mich nicht damit aufhalten, Ihnen Komplimente zu machen, mein Lieber. Sie wissen ja selbst, auch ohne daß ich es Ihnen sage, daß Sie ein gebildeter Mensch sind, um den es schade ist, daß er sich allabendlich zu den kindischen Possen hergeben muß, an denen der Zuschauerpöbel nun einmal seine Freude hat."

Es war mir beinahe ein Genuß, wie sie da mit ihrer klangvollen Stimme und in kurzen deutlichen Worten dasselbe aussprach, was mich so oft schon heimlich gequält hat. Da ich aber so etwas wie einen Vor-

wurf herauszuhören meinte, so verteidigte ich mich und erklärte ihr, daß mir meines Aussehens wegen leider keine Gelegenheit geboten sei, meine besseren Kenntnisse und Fähigkeiten zu verwerten, daß ich aber durch diese Possen glücklicherweise so viel Geld verdiene, um nach kurzer Zeit ein reicher Mann zu sein, frei von der Notwendigkeit, mich irgendwie zu verkaufen.

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach sie mich. „Das ist ja ganz selbstverständlich, und niemand wird Ihnen verargen, was Sie jetzt tun. Aber Sie können Ihr Ziel auch auf andere, angenehmere Weise erreichen, bei der Sie mindestens ebensoviel Geld verdienen und es doch nicht nötig haben werden, sich geradezu als Menageriehanswurst bezahlen zu lassen."

„Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir diese vornehmere Art und Weise nennen wollten."

„Das will ich auch," versetzte sie rasch. „Aber keineswegs aus purer Menschenfreundlichkeit. Es ist ein gut Teil Egoismus dabei. Ich will ein Geschäft mit Ihnen machen. Sie sollen Schauspieler werden, und ich will Sie managen. Natürlich müßten Sie eine Rolle haben, in der Sie Ihre sensationelle Individualität zeigen können, und da habe ich eine Idee. Vor ein paar Jahren habe ich in Wien ein Stück gesehen, das seitdem verschwunden zu sein scheint. Wenn wir uns das etwas umarbeiten lassen, ist für unsere Zwecke kaum etwas Besseres zu denken: Ein junger Mann ist so affenmäßig häßlich, daß er um dieses seines Aussehens willen nirgends eine Stellung findet. Den müssen Sie spielen. Sie brauchen nicht gekränkt darüber zu sein. Ich finde diese Art Häßlichkeit sehr interessant und in ihrer Art reizvoll. Ein guter, geschäftskluger Freund hilft ihm dadurch aus seiner verzweifelten

Lage, daß er mit allerhand kleinen Hilfsmitteln sein Aussehen noch tierischer gestaltet, ihn für einen dressierten Affen ausgibt und dann in ein reiches Haus als eine Art Renommierlakai oder dergleichen verkauft oder vermietet. Das Töchterlein des Hauses, ein verwöhntes, nicht mehr ganz unverdorbenes Salonpflänzchen, findet Gefallen an dem klugen und drolligen Wesen des vermeintlichen Affen und zieht ihn in ihren persönlichen Dienst. Sie behandelt ihn, wie man etwa einen Schoßhund behandelt, und ist in jeder Beziehung sehr nett zu ihm. Dieses Salonfräulein wird Fräulein Wendler spielen. Infolge der guten Behandlung verliebt sich der junge Mann in seine Herrin. Er bemüht sich, ihr allerhand Gefälligkeiten und Dienste zu erweisen. Durch diese rührende Anhänglichkeit, Klugheit und Liebenswürdigkeit wird wiederum das Mädchen zu immer freundlicherem Entgegenkommen veranlaßt. Dem jungen Mann schlägt schließlich die Leidenschaft über dem Kopf zusammen. Er läßt sich hinreißen, fällt plötzlich aus seiner bis dahin konsequent und ganz stumm durchgeführten Affenrolle und gesteht ihr seine Liebe. Sie ist natürlich zunächst von Schreck und Scham überwältigt und stößt den unverhofften Liebhaber empört von sich, der sich so hinterlistig in ihr Vertrauen und oft in ihre allernächste unbelauschte Nähe eingeschlichen hat. Das gibt nun die Hauptszene für Sie. Denn wie er so reuig und leidenschaftlich um Verzeihung bittet, wird sie wieder weich, entdeckt bei sich selbst auch etwas Liebe für den armen Kerl, der sich immer so treulich um sie bemüht, und an den sie sich dabei recht von Herzen gewöhnt hat. Es ergeben sich daraus allerhand Konflikte, ob sie den jungen Mann nun weiter in ihrer Nähe dulden soll oder nicht, ob sie ihn seine Rolle vor der Welt weiterspielen lassen oder

ihn den Eltern verraten soll und so weiter. Wir können die Sache hochzeitlich oder auch blutig ausgehen lassen. Das müssen wir mit dem Dichter besprechen, der uns das Stück einrichtet. Die Hauptsache ist, daß eine schöne Paraderolle für Sie dabei herauskommt. Ich denke mir die Sache als Einakter mit einem kurzen Vorspiel, das Sie noch in Ihrer hilflosen Menschenlage schildert. Wahrscheinlich werden wir ja mit diesem Stück hauptsächlich auch an Varietés gastieren. Aber Sie haben doch dabei eine interessantere und würdigere Aufgabe zu erfüllen als bei den größtenteils läppischen Mätzchen, die Sie jetzt den Leuten vormachen müssen. Das nötige Kapital, um das Stück herauszubringen, habe ich zur Verfügung, es fragt sich nur, ob Sie Lust haben, sich von mir für die Sache engagieren zu lassen und das Stück mit Fräulein Wendler zu spielen."

Aufmerksam hatte ich zugehört. Der Plan gefiel mir außerordentlich. Sie hatte bei alledem gar nicht ausgesehen wie eine Gräfin. Ihre ganze Haltung und der Ton ihrer Rede hätten ebensogut hinter einen Ladentisch gepaßt. Nur das seltsam schwärmerische Auge stimmte nicht recht zu dem Bilde einer Geschäftsfrau.

Aber auch Marie Wendler war während der ganzen Zeit der Aufmerksamkeit meiner Blicke nicht entgangen. Schweigend hatte sie abseits gesessen, die zierliche Gestalt erwartungsvoll vornüber gebückt, und ihre blauen Augen suchten fragend die meinen.

„Ich weiß nicht," sagte ich langsam, „ob sich Fräulein Wendler überhaupt dazu versteht, mit einem Schauspieler meiner Art zusammen zu arbeiten. Sie ist doch eine wirkliche Künstlerin gewesen und —"

„Ach was," fiel mir die Gräfin rasch ins Wort. „Erstens ist Fräulein Wendler sowieso bereits bei mir

engagiert, tut also auf jeden Fall gern, was ich von ihr verlange, wenn es in ihren Kräften steht, und zweitens macht es ihr tatsächlich Spaß."

Da habe ich eingewilligt und Fräulein Wendler als meine Kollegin begrüßt.

Mein guter Doktor Metzner war gar nicht von meinem Plan entzückt, als ich ihm eben davon Mitteilung machte. Er behauptet, es fiele ihm gar nicht ein, mich an einen anderen Unternehmer zu vermieten. Aber wenn er genug dabei verdient, wird er sich schon darein finden.

Die Gräfin ist eine vortreffliche Geschäftsfrau. Sie hat Doktor Metzner zu voller Einwilligung gebracht. Das jetzige Engagement und auch das nächste wird noch vertragsgemäß und unter seiner Geschäftsführung abgeleistet. Dann kommen wir mit unserem kleinen Drama heraus, das inzwischen fertiggestellt und einstudiert wird. Die Direktoren, denen ich dann für die nächste Zeit schon verpflichtet bin, hat die Gräfin vor die Wahl gestellt, ob sie sich mit der bisherigen alten Form meiner Nummer begnügen wollen, oder ob sie mich gegen einen Zuschlag von fünfundzwanzig Prozent mit meiner neuen Leistung engagieren wollen. Alle drei sind sogleich mit der neuen Nummer einverstanden gewesen, zwei davon auch mit dem verlangten Gagezuschlag. Nur einer hat von fünfundzwanzig Prozent auf zehn Prozent heruntergehandelt. Das macht aber nichts. Ich glaube es ihr gern, daß sie das bei den späteren, ganz neu abzuschließenden Engagements mehr als doppelt wieder einbringt. Das wird aber auch nötig sein, wenn sich meine neue Tätigkeit noch besser rentieren soll als die bisherige.

Wir haben die geschäftlichen Beziehungen jetzt

folgendermaßen geregelt: Doktor Metzner vermietet mich zunächst für ein Jahr an Katharina v. Malakoff und erhält dafür den vierten Teil meiner jetzigen Durchschnittsgage. Von dem dann verbleibenden Rest entfallen wieder zwei Drittel an mich und ein Drittel an die Gräfin, die davon auch Fräulein Wendlers geringe Gehaltserhöhung bestreitet. Ich hoffe, ganz gut dabei zu fahren.

Am bequemsten hat es Doktor Metzner. Er hat sich um gar nichts mehr zu kümmern, läßt uns ganz allein reisen und steckt einfach seinen monatlichen Anteil ein, durch den sich die damals an mir vorgenommene Operation recht gut für ihn verzinst. Er will mit seinen bisherigen Ersparnissen ein zoologisches Laboratorium begründen, um darin, allerdings lediglich auf Tiere beschränkt, ähnliche Experimente zu machen, wie ihm ein solches mit mir so gut geglückt ist. Auf diese Weise hofft er sich in den Augen der beschränkten Gelehrtenzunft zu rehabilitieren, und hat er dann Anerkennung und Ruhm erreicht, so will er seine Anna heiraten. Er freut sich schon darauf. Ich gönne ihm das schöne, hochmütige Geschöpf neidlos und freue mich selbst unendlich auf mein Zusammenarbeiten und Zusammenleben mit Marie.

Wir sind in den letzten Wochen sehr fleißig gewesen. Unser Stück geht brillant. Heute abend ist mein letztes Auftreten als Affenartist. Unmittelbar nach der Vorstellung reisen wir ab, und morgen beginnt unsere dramatische Tätigkeit. Marie ist eine ausgezeichnete Schauspielerin, und sie behauptet, ich mache meine Sache auch ganz gut. Ich brauche ja auch lediglich mich selbst zu spielen.

Es geht alles herrlich. Die Zeitungen rühmen die künstlerische Höhe unserer Leistungen. Hie und da wird noch einmal die alte Frage über meine menschliche oder tierische Natur aufgerollt, aber fast stets im menschlichen Sinne entschieden. Nur schade, daß die Ärzte und Juristen sich an diese Meinung der Zeitungskritiker nicht halten werden.

Das Geschäft entwickelt sich glänzend. Die Einnahmen aus unseren neuen Abschlüssen steigen immer noch. Die Hauptsache aber ist das Glück, das mir das harmonische Zusammenleben mit Marie gewährt. Im Umgang mit ihr habe ich es beinahe wieder vergessen, welch eine traurige Gesellschaft die Menschen sind.

Heute hat die Gräfin den Vertrag unterzeichnet, durch den uns eine Berliner Agentur vom Herbst an für eine viermonatige Gastspielreise über etwa sechzig deutsche Theaterbühnen verpflichtet. Wir werden ein Vermögen dabei verdienen.

Ich war sehr krank, und mit der wiederkehrenden Gesundheit glaube ich ein völlig anderer Kerl geworden zu sein. Mir ist, als sei erst jetzt Doktor Metzners Operation an mir ganz zur Vollendung gediehen, und ich bin zum ersten Male von Herzen froh und zufrieden mit meinem Zustand und sehne mich niemals mehr auch nur mit dem leisesten Gedanken an meine frühere Existenz zurück. Was war ich denn? Ein fleißiger, ehrlicher Rechtsanwalt und ein armseliges Menschlein. Jetzt endlich habe ich alle letzten Reste von Armseligkeit überwunden bei dem, was ich in den letzten Wochen erlebt habe.

Es war ja eigentlich mehr lächerlich als tragisch,

daß mir die Gräfin vor ein paar Wochen hier im Stadttheater zu L. die alberne Eifersuchtsszene wegen Marie gemacht hat. Sogar geschossen hat sie auf uns, glücklicherweise ohne zu treffen. Bei der überflüssigen Auseinandersetzung mit meiner eifersüchtigen ungnädigen Frau Direktorin habe ich mich wohl törichterweise allzusehr aufregen und in Hitze bringen lassen. Mag nun die Zugluft im Theater oder das rauhe Spätherbstwetter daran schuld gewesen sein, ich habe mich an jenem Abend schwer erkältet und eine Lungenentzündung davongetragen.

Natürlich hat meine Tournee sofort abgebrochen werden müssen. Die Nachricht davon mag wohl durch alle Zeitungen gelaufen sein. Denn sofort ist Josepha gekommen, Josepha, um die ich mich seit der Erledigung unseres Prozesses überhaupt nicht mehr gekümmert hatte. Sie hat mich mit rührender Aufopferung gepflegt. Aber ich muß gestehen, diese rührende Aufopferung hat mich gar nicht weiter gerührt. Ich habe sie nicht hergebeten. Sie ist aus eigenem Triebe gekommen, hat also offenbar Befriedigung und Glück darin gefunden, mich gesund zu pflegen. Denn sowie ich wiederhergestellt und außer aller Gefahr war, ist sie ohne Abschied wieder abgereist.

Es ist mir unbegreiflich, daß ich sie einmal geliebt habe. Sie ist jetzt vielleicht noch schöner als früher. Aber ich bin vernünftig geworden und fühle jetzt genau, daß dergleichen sentimentale Gefühle nichts für mich sind.

Fräulein Wendler ist von der Gräfin Knall und Fall entlassen und fortgejagt worden. Das dumme Mädel hat sich das auch ruhig gefallen lassen und weder mündlich noch schriftlich einen Abschiedsgruß für mich gehabt.

Ebensowenig hat sich die temperamentvolle Gräfin während meiner Krankheit um mich gekümmert. Nun verlangt sie von mir, ich soll die unterbrochene Tournee mit ihr fortsetzen. Maries Rolle will sie selbst spielen. Fällt mir nicht ein, mich noch länger mit dem verrückten Frauenzimmer abzugeben. Ich habe andere Pläne. Ich habe ja als Anwalt alle die Kniffe der Industrie- und Finanzkönige kennen gelernt. Damals war ich nur zu schüchtern, diese Kenntnisse für mich auszunützen. Jetzt bin ich nicht mehr schüchtern. Geld habe ich ja bereits genug erworben, um die Sache eine Zeitlang mitansehen zu können. Ich gebe die ganze Theaterspielerei auf. Die Dummheit der Menschen läßt sich noch viel besser und wirksamer ausnützen als durch Bühnenschwindel. Vor allem brauche ich selbst erst noch einige Wochen gründlicher Erholung. Ich schreibe sofort an Doktor Metzner. Er muß mir ein Zeugnis ausstellen, daß meine an ein südliches Klima gewöhnte Körperkonstitution nach eben überstandener schwerer Krankheit den Strapazen einer winterlichen Theatertournee nicht gewachsen ist. Dann reise ich nach dem Süden, und Katharina v. Malakoff mag sich sonstwen suchen, der ihren Affen macht.

Doktor Metzner hat mir das erbetene Krankheitsattest verweigert mit der pedantischen Begründung, er selbst könne von ferne natürlich aus eigener Anschauung meinen Gesundheitszustand nicht beurteilen. Da mich aber der Arzt, den ich jetzt gehabt, als gesund aus seiner Behandlung entlassen habe, so scheine nichts vorzuliegen, was mir das Wiederauftreten unmöglich machen könnte. Ich solle daher meine Pflicht tun und mich meiner Direktorin zur Verfügung stellen.

Diese hat dieselbe Nachricht von ihm erhalten und besteht nun darauf, daß ich morgen mit ihr abreise, um unsere Tournee wieder aufzunehmen. Alle Vorbereitungen hat sie bereits getroffen. Das kümmert mich aber gar nicht. Ich werde allerdings morgen abreisen, aber für mich allein, und nicht nach Wien, sondern nach der Riviera.

Wir beide haben ja überhaupt keinen Vertrag miteinander geschlossen. Sie soll sich an Doktor Metzner wenden, von dem sie mich gemietet hat.

Ich habe mich hier in San Remo in diesen Wochen ganz prächtig erholt und gedenke nun nächstens nach Deutschland zurückzukehren, um meine Pläne zu verwirklichen. Viel Spaß habe ich über die komischen Briefe Doktor Metzners gehabt, der mich immer von neuem und immer dringender ersuchte, meine Pflicht zu tun, und noch mehr Spaß über die unverschämten Briefe der Gräfin, die Befehle über Befehle an mich ergehen ließ wie an einen Sklaven.

Aber mit der Sklaverei ist es jetzt vorbei. Ich antworte den Leuten gar nicht. Doktor Metzner hat inzwischen schon so viel Geld an mir verdient, daß meine Schuld an ihn für Lebensrettung und so weiter reichlich abgetragen ist. Er ist mehr als genug bezahlt. Wenn ich nach Deutschland zurückgekehrt bin, werde ich ja wohl einmal Gelegenheit haben, ihn aufzusuchen, und werde ihm das in aller Ruhe und Freundschaft auseinandersetzen.

Als ich gestern abend den Berigoweg entlang spazierte, um vor meiner Abreise von San Remo noch einmal die Aussicht auf das Meer zu genießen,

fühlte ich plötzlich eine Schlinge über mich geworfen, die mich rücklings zu Boden riß. Zugleich waren mir durch die festgeflochtene Lederschnur die Arme bewegungslos gemacht, so daß die drei Männer, die jetzt aus dem Gebüsch sprangen, wenig Mühe hatten, mich vollends zu überwältigen und zu fesseln. Sie trugen mich zum Fahrweg hinab. Einem Polizisten, der uns zufällig begegnete, wiesen sie eine Legitimation vor und erklärten ihm, sie hätten einen entwichenen Gorilla eingefangen. Da sie mir auch einen Knebel in den Mund gesteckt hatten, so war ich nicht imstande, Widerspruch zu erheben. Ich wurde dann in einen Wagen gehoben, der auf uns gewartet hatte und nun eilig davonfuhr. In dem Hotel meiner drei Entführer wartete ein richtiger eiserner Käfig auf mich, der sich nur dadurch von einer zoologischen Behausung unterschied, daß er in einem komfortablen menschlichen Hotelzimmer aufgestellt war. Sowie sich die Gittertür hinter mir geschlossen hatte, eröffnete mir der Anführer der drei, daß er bereit sei, mich losbinden und mir auch den Knebel aus dem Munde nehmen zu lassen, dafern ich verspräche, mich ganz ruhig zu verhalten. Sowie ich Lärm mache, sei er gezwungen, mich von neuem und noch stärker zu fesseln.

Ich gab durch Nicken mein Einverständnis kund, drängte mit Gewalt meine Wut über die unwürdige Lage zurück, in der ich mich befand, und bat, sobald ich wieder reden konnte, um Auskunft über den Zweck dieses gewalttätigen Überfalls. Der Anführer überreichte mir darauf einen an mich gerichteten Brief der Gräfin Malakoff und sagte: „Lesen Sie!“

Der Brief teilte mir mit, daß meine „Direktorin“ sich jetzt in meine Heimatstadt begeben hatte, um mit Doktor Metzner über meine Rückkehr in das „eigen-

mächtig verlassene Engagement" zu verhandeln und eventuell von ihm Schadenersatz zu verlangen, weil der Vertrag nicht eingehalten sei. Doktor Metzner hatte ihr aber erklärt, entweder sei ich ein freier und wirklicher Mensch, dann könne er mich nicht zwingen, zu ihr zurückzukehren, oder ich sei, wie das der Auffassung des damaligen ärztlichen Kongresses entsprochen habe, ein wirkliches Tier, dann sei ich allerdings sein Eigentum, und er habe volle Gewalt über mich. Aber seine vertragliche Verpflichtung gegen sie habe er vollauf erfüllt, indem er mich ihr übergeben und für ein Jahr zur Verfügung gestellt habe. Sie habe mich in Gewahrsam bekommen, habe als Mieterin auch die Verpflichtung übernommen, mich sorgsam in Gewahrsam zu behalten. Wenn ich ihr entlaufen sei, so sei er, Doktor Metzner, nicht haftbar und nicht schadenersatzpflichtig. Im Gegenteil, wenn sie ihm seinen Affen nach Ablauf des Mietjahres nicht ordnungsgemäß und unversehrt wieder abliefere, dann sei sie ihm schadenersatzpflichtig.

Auch mit Anna Freising hat die Gräfin über die Sache gesprochen, und diese hat ihr folgenden Rat gegeben: Mich polizeilich zurückbringen zu lassen, sei natürlich undenkbar, da sich die Polizei nicht damit befasse, entlaufene Tiere einzufangen. Aber sie könne ja einige Privatpolizisten damit beauftragen und mich in einem gediegenen Käfig dahin schaffen lassen, wo sie mich brauche.

Diesen Rat hat sie denn auch befolgt, und ihr Brief sprach die Erwartung aus, daß ich nicht etwa durch nutzlose Widersetzlichkeit meine rechtlich ganz unanfechtbare Lage noch verschlimmern, sondern mich geduldig nach Deutschland transportieren lassen werde.

Für rechtlich unanfechtbar halte ich nun zwar die

Behandlung keineswegs, der ich in dem Käfig ausgesetzt war, und ich habe auch schon einen Plan, wie ich mir von den deutschen Behörden auf sehr einfache Weise meine Anerkennung als Mensch auswirken werde. Aber ich sah doch ein, daß ich mich tatsächlich in dem Käfig befand, und so überreichte ich dem Anführer einen Hundertlireschein und ersuchte ihn, sofort ein langes Telegramm an die Gräfin Malakoff aufzugeben, das ich ihm aufsetzte und das er auch gewissenhaft besorgte.

Ich machte meine „Direktorin" darauf aufmerksam, daß sie mich zwar, da sie mich gefangen habe, mit roher Gewalt zurücktransportieren lassen könne, daß aber keine zehn Detektive und keine zehn Pferde imstande sein würden, mich zu schauspielerischen Leistungen zu zwingen, daß sie also, wenn sie mich mit Gewalt auf die Bühne schleppe, unser Stück einem schmählichen Fiasko aussetze. Außerdem, wenn sie mich jetzt aus diesem milden Klima heraus und zu einer in Deutschland noch rauhen Jahreszeit zurücktransportieren lasse, so könne sie fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich todkrank an meinem Bestimmungsort ankommen würde. Auf jeden Fall aber gäbe ich ihr mein Wort, daß ich, gesund oder krank, unter keinen Umständen mit ihr Theater spielen würde, dafern sie mich mit Gewalt zurückhole. Anderseits gäbe ich ihr ebenfalls mein Wort, freiwillig zurückzukehren, falls sie ihre Leute telegraphisch beauftrage, mich sofort freizulassen. Ich hätte ohnehin beabsichtigt gehabt, am nächsten Tage die Heimreise anzutreten, aber selbstverständlich sei mit dieser freiwilligen Rückkehr keinerlei Versprechen ausgedrückt, mich wieder an unserer Affenkomödie zu beteiligen. Über diesen Punkt wünsche ich mich persönlich und mündlich mit ihr auseinanderzusetzen.

Dieses Telegramm hatte die gewünschte Wirkung. Sie ist so vernünftig gewesen, sofort telegraphisch meine Freilassung anzuordnen, und so habe ich denn vergangene Nacht in meinem menschlichen Hotelbett weit angenehmer geschlafen, als mir das in dem Affenkäfig möglich gewesen sein würde.

Noch heute geht es auf die Heimreise.

Ich freue mich über mich, wie ruhig ich die ganze Geschichte jetzt nehme. Ein gewöhnlicher Mensch würde schon über die Gefangennahme und die Einsperrung in den Käfig unsinnig aufgeregt gewesen sein, sich tödlich gekränkt gefühlt und aus Zorn und Schmerz sicher irgendwelche Torheiten begangen haben. Ich zucke über die Dummheit und Niedertracht der Menschen nur verständnisinnig die Achseln und werde mich mit der Gräfin in aller Ruhe auseinandersetzen. Nur den Haß gegen Anna Freising werde ich mir nicht mehr abgewöhnen können. Wie sie den Rat gegeben hat, mich einfach einfangen zu lassen, das ist doch zu schändlich gewesen. Ich freue mich darauf, mich an ihr zu rächen, und ich werde meine Rache so kalt als möglich genießen.

Wie viel rascher hätte ich meine Stellung in der menschlichen Gesellschaft zur Klarheit bringen können, wenn ich meine verwickelte Sache von Anfang an so ruhig und verständig angesehen und behandelt hätte, wie ich es jetzt tue. Ich hätte von Anfang an den Mut haben sollen, mit selbstverständlicher Sicherheit als Mensch aufzutreten und mich mit menschlichen Ansprüchen durchzusetzen. An diesem Mut hat es mir wohl hauptsächlich deshalb gefehlt, weil ich arm war und mit Doktor Metzner zunächst gar nicht wußte, wie

wir unser Leben fristen sollten. Nur das Geld macht ja frei, und es ist mir lieb, daß ich den Weg erkannt habe, mir noch viel mehr zu verdienen.

Die größte Dummheit, die wir machen konnten, war die, daß wir damals bei dem wissenschaftlichen Kongreß gewissermaßen erst offizielle Erlaubnis eingeholt haben, ob es mir erlaubt sei, Menschenrechte geltend zu machen. Wer lange fragt, geht lange irr. Eine definitive Bestimmung, was unter einem „Menschen" zu verstehen ist, findet sich in keinem Gesetze. Das wird überall als selbstverständlich vorausgesetzt, und es ist sehr töricht von mir gewesen, meine Menschlichkeit damals nicht als selbstverständlich vorauszusetzen, sondern in aller Form noch einmal um die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beim Landgericht nachzusuchen.

Wenn jemand Geld von mir zu bekommen hatte, da hat er nie an meiner Geschäftsfähigkeit gezweifelt und mich selbst, ebenso wie meine Zahlungen stets für voll genommen. Mein Bankier und mein Schneider, Hotelwirte und Droschkenkutscher haben niemals erst nach dem Gutachten eines ärztlichen Kollegiums gefragt. Hundertmarkscheine und Goldstücke genügten ihnen als Legitimation. Wie umständlich haben wir damals mit dem Schaffner verhandelt, der mich zunächst nicht als Mensch fahren lassen wollte! Jetzt löse ich mir einfach sechs Fahrkarten erster Klasse und beanspruche ein Abteil für mich allein. Ist der Schaffner dann zuvorkommend, wie es sich gehört, dann bekommt er drei Mark. Macht er aber Umstände, so schnauze ich ihn an, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Gestern abend bin ich angekommen, heute früh habe ich mich durch den Hotelportier sogleich polizeilich anmelden lassen und bin dann mit meinem Melde-

schein zur Steuerbehörde gegangen, habe mein Einkommen angegeben, eine beschleunigte Ausfertigung meines Steuerzettels durchgesetzt und die erste Vierteljahresrate auch gleich bezahlt. Der Beamte hat es mir durchaus nicht erschwert, meine Menschenrechte als Steuerzahler auszuüben, und eine Steuerquittung ist wohl, wenn mir je noch einmal ein frecher Zweifler begegnen sollte, die beste Legitimation dafür, daß ich ein anerkannter Staatsbürger geworden sei.

Heute nachmittag gehe ich zu Doktor Metzner. Ich möchte ihn sprechen, ehe ich mich mit der Gräfin auseinandersetze.

Ich traf sie beide zusammen. Sie hatte sich eben Rat von ihm holen wollen, wie sie das Geschäft nun weiter mit mir einrichten solle. Diesen Rat habe ich ihr nun selbst erteilt und die Sache sehr rasch und gründlich abgemacht. Da ich jetzt staatlich ganz zweifellos als Mensch anerkannt bin, so ist der Vertrag, in dem mich Doktor Metzner an Katharina v. Malakoff wie einen Sklaven vermietet hat, einfach ungültig und als nicht vorhanden zu betrachten. Trotz allen Sträubens hat sie sich dieser Einsicht nicht verschließen können. Sie hat nun weder an Doktor Metzner noch an mich irgendwelche Ansprüche. Ich habe ihr klargemacht, daß es sehr edel von mir ist, sie nicht wegen Freiheitsberaubung vor Gericht zu ziehen, und habe ihr den Rat gegeben, sich schleunigst einen wirklichen Affen zu kaufen, das Stück den geringeren Fähigkeiten meines Nachfolgers entsprechend abzuändern und, solange es sich Direktoren und Publikum gefallen lassen, mit diesem Affen das Stück zu spielen.

Dann hat sie auf russisch irgend etwas Wütendes oder Beleidigendes gesagt und ist davongegangen.

Auch Doktor Metzner war zunächst recht unzufrieden, daß mit meiner endgültigen Vermenschlichung eine von ihm für dauernd gehaltene Einnahmequelle nun völlig verschwinden sollte. Immerhin fand er sich rascher in das Unvermeidliche und ist auch meinem Vorschlage nicht abgeneigt, sich auf andere Weise mit mir in Geschäftsverbindung zu setzen. Allerdings scheint er in erbärmlicher Weise von seiner Braut abhängig zu sein. Er will sie erst um Erlaubnis fragen, ob er sich an meiner großen Biergesellschaft beteiligen darf. Von dem Vermögen, das er an mir verdient hat, hat er nämlich bereits die Hälfte wieder für die unsinnigsten Tierversuche verausgabt. Vor allem seine vergeblichen Versuche, eine neue Schweinerasse herzustellen, haben ihn schweres Geld gekostet.

Er scheint tatsächlich Angst zu haben, daß Anna Freising böse wird, wenn er jetzt das Geld, auf das sie doch heiraten wollten, wieder in ein anderes gewagtes Unternehmen hineinsteckt, und er hat wahrhaftig von mir verlangt, ich solle mit ihm hingehen und seine Braut dem Unternehmen günstig stimmen.

Ich habe ihm jedoch entgegnet, daß ich mit meinem Finanzvorschlag lediglich ihm einen Gefallen erweisen will, daß ich mit Fräulein Freising keine Geschäftsverbindung habe, noch haben will, daß ich in Geschäften auch keinerlei Kavalierspflichten anerkenne, und daß Fräulein Freising, wenn sie über mein Unternehmen Auskunft haben oder Ansichten äußern will, sich freundlichst zu mir bemühen möge.

Nun will er sie mir morgen bringen. Ich freue mich darauf, dem eingebildeten, albernen Frauenzimmer als der freie, überlegene Mann entgegentreten zu können.

Heute nachmittag waren sie bei mir. Anna Freising wurde blaß und rot bei dem kühlen Lächeln, mit dem ich sie begrüßte. Aber das stand ihr sehr gut. Sie ist noch hübscher geworden.

„Sie ärgern sich wohl," fragte ich spöttisch, „daß Sie nun keine Gelegenheit und kein Recht mehr haben, mich in einen Käfig einsperren oder Herrn Hagenbeck zum Verkauf anbieten oder für ein zoologisches Museum ausstopfen zu lassen?"

Sie blickte mich sonderbar an, trat dann auf mich zu und sagte, mir die Hand reichend: „Ich ärgere mich allerdings. Aber nur darüber, daß ich Sie nicht gleich zu Anfang in Ihrer wahren Natur erkannt habe. Sie müssen das schon mit der Mangelhaftigkeit meiner zoologischen Kenntnisse entschuldigen."

„Ich werde es erst dann entschuldigen, wenn Sie mich ganz und gar in meiner wirklichen Natur erkannt haben." Das sagte ich sehr freundlich und freute mich dabei auf die rücksichtslose Rache, die ich mir erhoffe.

„Dazu müssen Sie mir aber etwas helfen," entgegnete sie eifrig. „Mein Bräutigam hat mir schon erzählt, daß Sie ein sehr unternehmender, kühner Geschäftsmann sind. Ich bin begierig, Ihr Unternehmen kennenzulernen."

Ich setzte nun meinen Plan in großen Zügen auseinander. Eines der besten Beispiele für die unwiderstehliche Macht einer klugen Zentralisation ist der amerikanische Petroleumtrust. Er beherrscht mit seiner ungeheuren Übermacht bedingungslos den ganzen Weltmarkt und macht sich so jeden Petroleumkonsumenten zinspflichtig. Wir wollen etwas Ähnliches versuchen, aber unsere Hände nicht gleich über die ganze Welt ausstrecken, sondern uns zunächst einmal mit Deutschland begnügen. Eine Flüssigkeit, die hierzulande

eine noch größere Verbreitung und Bedeutung hat als das Petroleum, ist unstreitig das Bier. Warum sollen wir das nicht auch durch geschickte Monopolisierung kapitalistisch noch viel wirksamer ausbeuten, als das bisher geschieht? Viele Millionen sind jährlich zu verdienen, wenn wir es dahin bringen können, jeden Biertrinker zu einer täglichen Abgabe von ein oder zwei Pfennigen zu zwingen. Er kann aber auch fünf Pfennige zahlen.

Sehr erschwert wird die Zentralisation allerdings dadurch, daß das Bier von ganz anderer Natur ist als das Petroleum, dessen paar Qualitäten sich fast nur durch größere oder geringere Reinheit unterscheiden. Die unendlich verschiedenen Sorten der schweren Kulmbacher und Nürnberger Exportbiere, der leichteren Münchner Schankbiere und aller der bitteren norddeutschen Biere können wir unmöglich vereinheitlichen und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Fabrikationsweisen nicht abschaffen. Immerhin können wir die Herstellung etwas verbilligen durch Beseitigung oder Verringerung der Konkurrenz- und Reklamekosten, sowie durch Vereinfachung der Verwaltung, indem wir wenigstens eine Anzahl der gleichartigen Brauereien gruppenweise zusammenlegen und, sowie wir die großen Brauereien unter einen Hut gebracht haben, alle die unrentablen kleinen Unternehmen einfach totmachen. In der Hauptsache aber wird die Allgemeine Deutsche Biergesellschaft einfach ein Preisring sein. Wenn wir die Bierproduktion ganz Deutschlands einem einzigen Zentralwillen mit straffer Organisation dienstbar machen, so sind wir stark genug, jeden Preis zu diktieren. Denn gerade in dieser Ware kommt die schwache Konkurrenz des Weltmarktes so gut wie gar nicht in Betracht. So-

wohl die Lieferanten wie die Abnehmer sind dann von uns abhängig.

Doktor Metzner stimmte mir darin bei, daß ein derartiges Unternehmen entschieden aussichtsvoll sei, vermochte aber doch das Geständnis nicht zurückzuhalten, daß es ihm um seiner amerikanischen Roheit willen eigentlich recht unsympathisch sei.

Da aber unterbrach ihn seine Braut lebhaft. Es sei eine glänzende Idee, und es sei ihr sehr sympathisch, wenn es uns gelänge, mit rücksichtslosem Willen so viele Menschen abhängig und tributpflichtig zu machen. Ob es ihm vielleicht unsympathisch gewesen sei, und ob er sich vielleicht geniert habe, mich auszubeuten, solange ich noch als vermeintlicher Affe unter seinem vermeintlichen Eigentumsrecht gestanden habe? Nein, es habe ihm sehr viel Spaß gemacht, viel Geld an mir zu verdienen, und ihr habe das auch Spaß gemacht. Aber mit meinem jetzigen Plan sei doch noch viel mehr Geld zu verdienen. Das mache also noch viel mehr Spaß. Es sei viel vernünftiger, das schöne Geld mir anzuvertrauen, als es noch länger mit unsinnigen Operationen an Schweinen, Hühnern und Kaninchen zu verpulvern.

Da willigte Doktor Metzner ein, und ich habe den beiden versprochen, sogleich mit der vorbereitenden Agitation zu beginnen.

Ich habe in den letzten Wochen noch sehr wenig Erfolge erzielt. Aber es macht Freude, zu kämpfen, und ich will mir wenigstens so viel Zeit nehmen, kurz zu notieren, wie mein Unternehmen jetzt steht. Den bayerischen Dickschädeln, die die Sache in München in die Hand genommen haben, ist bis jetzt noch gar nicht beizukommen gewesen. Obwohl ich selbst persönlich noch nicht hervorgetreten bin, sondern jede Bearbeitung durch

Mittelspersonen und vorgeschobene Strohmänner habe vornehmen lassen, haben sie doch sogleich norddeutschen Einfluß gemerkt und sich geweigert, ihre Selbständigkeit und Freiheit preiszugeben.

Nur in Berlin habe ich starke Gegenliebe gefunden und hoffe, wenigstens hier recht bald ein Zentrum organisiert zu haben, von dem aus ich meine weiteren Operationen vornehmen kann. Doktor Metzners Vertrauen in das Unternehmen ist schon etwas erschüttert. Anna Freisings Zuversicht aber ist täglich im Steigen.

Berlin und Nordwestdeutschland habe ich jetzt ganz einheitlich hinter mir. Vom nächsten Ersten ab dürfen neue Verkaufsabschlüsse nur noch nach dem vereinbarten gemeinschaftlichen Tarife gemacht werden. Doktor Metzner ist entzückt. Ich habe noch einige finanzkräftige Teilhaber für unsere Biergesellschaft gefunden, und wenn auch unsere Anteilscheine nicht offiziell an der Börse notiert werden, so werden sie doch gefragt, und es werden bereits sechzig Prozent über den Nennwert dafür geboten. Natürlich geben wir nichts aus der Hand, schon damit sich nicht etwa eine Majorität gegen mich bilden kann, die mir bei Gelegenheit die Leitung des ganzen Unternehmens entreißen könnte. Auch die Aktien der einzelnen Gesellschaften, die zu unserem Ringe gehören, beginnen bereits erfreulich zu steigen. Ich gedenke nun mit persönlichen Privatspekulationen in unseren Einzelwerten vielleicht sogar noch glänzendere Geschäfte zu machen als mit unseren Ringgeschäften. Ich bekomme ja nicht nur die vertraulichen Monatsberichte unserer Aktiengesellschaften zu Gesicht, sondern bin außerdem der einzige, der über die jeweilige Lage

unſeres Geſamtunternehmens immer vollſtändig unterrichtet iſt. Keiner hat alſo bei einem langfriſtigen Terminhandel mit unſeren Effekten größere Chancen als ich.

Dieſe Geſchäfte mache ich aber ganz ſtill für mich allein. Doktor Metzner und Fräulein Braut ſchlucken ſchon genug, ohne auch nur den Finger zu rühren.

Doktor Metzner iſt eiferſüchtig, weil er ſieht, wie ſehr mich ſeine Anna jetzt bewundert. Dieſe Eiferſucht war nicht meine Abſicht. Es liegt mir nichts daran, den harmloſen Menſchen zu kränken. Doch habe ich auch kein beſonderes Mitleid für ihn. Mag er ſein Schickſal tragen, wie er kann. Anna iſt offenbar berauſcht von meinen Erfolgen. Ich bin auch in Börſenkreiſen bereits eine Berühmtheit. Es iſt mir eine Wonne, jetzt von ihr angebetet zu werden, nachdem ſie mir früher gar nicht hochnäſig genug ihre Verachtung hat zeigen können, und es iſt mir eine doppelte Wonne, ihr nun mit derſelben Verachtung zu begegnen. Aber je kälter ich mich gebe, um ſo mehr glüht ſie.

„Ich bin unzufrieden mit Ihnen," ſagte ſie heute mit ihrem madonnenhafteſten Augenaufſchlag, als wir zufällig allein waren.

„Weshalb?" fragte ich in recht gleichgültig zerſtreutem Tone.

„Weil Sie garſtig zu mir ſind."

„So? Bin ich garſtig zu Ihnen, wenn ich früh und ſpät arbeite, um Ihrem Bräutigam ein gutes Einkommen und ſomit auch Ihnen eine geſicherte Zukunft zu verſchaffen? Sie lieben ja doch das Geld ſo außerordentlich. Sie müſſen auch zugeben, daß Ihr Bräutigam auf dieſe Weiſe viel mehr Geld mit mir verdient,

als wenn er mich damals an Hagenbeck verkauft hätte, wie es Ihr Ratschlag war."

„Können Sie mir denn das nie verzeihen und vergessen?"

„Daß ich Ihren Wunsch nach recht viel Geld nicht vergessen habe, beweise ich Ihnen ja täglich, indem ich ihn reichlich zu erfüllen bestrebt bin. Aber um Ihnen etwas verzeihen zu können, dazu müßte ich Ihnen doch überhaupt erst etwas übelgenommen haben. Ich müßte durch Ihre damalige Bemerkung gekränkt gewesen sein. Ich kann Ihnen aber nur versichern, daß Sie mir damals sehr komisch vorgekommen sind. Jetzt freilich, mein verehrtes Fräulein, jetzt sind Sie noch viel komischer geworden. Sie merken es wohl selbst gar nicht, wie lächerlich Sie sich machen?"

„Ach Sie! — — — Ach Sie!" entgegnete sie mit zuckenden Lippen.

Ich fühlte es ganz deutlich: wenn ich sie jetzt in meine Arme genommen hätte, würde sie sich nicht im mindesten gewehrt, sondern sich selig an mich geschmiegt haben. Da ich aber gar nichts Dergleichen tat, sondern unverändert meine spöttische Miene beibehielt, brach sie in Tränen aus und lief laut weinend aus dem Zimmer.

So etwas macht Spaß!

Wenn es mir nicht gelingt, noch in letzter Stunde den bisher vergebens erstrebten Umschwung in Bayern herbeizuführen, dann ist unser norddeutscher Ring pleite. Die Kerle in München sind doch schlauer, als ich dachte. Sie haben den Braten gerochen und sind weder mit List noch durch gütliches Zureden zu bewegen, die Selbständigkeit ihres süddeutschen Konsortiums aufzugeben. Irgend einen Zwang oder Druck auszuüben, bin ich jetzt gar nicht mehr imstande. Bei

mehreren unserer norddeutschen Einzelwerte sind die Kurse ohnehin schon um viertel oder halbe Prozente abgebröckelt. Ich warte nur noch die auswärtigen Kurse und einige Telegramme meiner bayerischen Vertrauensleute ab. Ist es diesen nicht gelungen, einen Vorteil für mich durchzusetzen, dann reise ich heute abend selbst noch einmal nach München. Schlägt auch dieser letzte Versuch fehl, dann ist die norddeutsche Biergesellschaft am Ende. Wir haben uns derartig überangestrengt, haben, um unsere Kurse künstlich hochzuhalten, täglich so viel teure Käufe abgeschlossen und zugleich, um die bayerische Konkurrenz zu unterbieten, an den Konkurrenzplätzen so rasend billig verkauft, daß wir den gesunden, starken Wettbewerb der Süddeutschen unmöglich noch länger aushalten. Der morgige Tag bringt unserer Gesellschaft entweder den völligen Sieg oder den völligen Zusammenbruch.

Mich persönlich berührt das weiter nicht. Ich habe ja durch Spekulation in unseren Einzelwerten bereits dreimal mehr verdient, als ich in die Gesellschaft hineingesteckt habe. Es wird mir auch gar nicht einfallen, im letzten Augenblick etwa noch möglichst viel von meinen Anteilscheinen abzustoßen. Nein, in dieser Beziehung werde ich hochvornehm die ganze Pleite persönlich mitmachen wie der tapfere Kapitän auf dem sinkenden Schiff. Aber ich gedenke privatim auch bei dieser Pleite noch ein riesiges Geschäft zu machen.

Sowie ich die Gewißheit habe, daß mit den Münchnern keine Einigung zu erzielen ist, biete ich alle meine Hilfsquellen bis auf den letzten Tropfen auf, um in Berlin, Hamburg, Leipzig, Frankfurt, Breslau die Kurse unserer Einzelwerte noch einmal um ein oder zwei Prozent hinaufzudrücken. So offenkundig ist ja unsere verzweifelte Lage noch nicht, daß sich der Markt

nicht noch einen Tag lang täuschen ließe. Während ich nun offiziell mit richtig bezahlter Abnahme kaufe, gehe ich gleichzeitig durch meine Leute allenthalben heimlich mit riesigen Verkäufen auf nächsten Ultimo in die Baisse. Tags darauf bricht dann unsere Gesellschaft zusammen. Niemand ist mehr imstande, die fallenden Kurse unserer Einzelwerte aufzuhalten, Ultimo stehen sie dann vielleicht gar unter Pari, und ich habe dann in vierzehn Tagen mehr Millionen verdient, als ich bei der Gesellschaft Hunderttausende verliere.

Anna war heute wieder sehr ergötzlich in ihrer Art, mir immer von neuem entgegenzukommen. Mit scheinbarer Verständnislosigkeit, zugleich aber in deutlicher Befangenheit und unverkennbarer heimlicher Angst sagte sie zu mir, als erzähle sie etwas ganz Lächerliches: „Ist es nicht komisch? Mein Bräutigam ist eifersüchtig auf uns."

„Ja," entgegnete ich ganz ruhig, „mir ist diese törichte Schrulle auch schon aufgefallen. Woran haben Sie es denn plötzlich entdeckt?"

„Da war gar nichts weiter zu entdecken," antwortete sie und sah mich sonderbar an. „Er hat es mir sehr deutlich gesagt, indem er mir eine Browningpistole zeigte und dabei erklärte: ‚Sowie ich einmal sehe, daß du mit Doktor Fresko liebenswürdiger bist, als es sich ziemt, schieße ich dich nieder.' Was sagen Sie dazu?"

„Ich hätte dem guten Doktor gar nicht so viel blutigen Ernst zugetraut. Aber da er sich so leidenschaftlich gebärdet, so tun wir entschieden gut daran, seinem lächerlichen Verdacht keine Nahrung zu geben und uns auch ferner so zurückhaltend gegeneinander zu betragen wie bisher."

„Ah, du hast Angst vor ihm?" spottete sie.

„Angst?“ versetzte ich achselzuckend. „Weshalb soll es mir Angst einflößen, wenn er dich erschießen will? Ich bin für Doktor Metzners Vermögen verantwortlich, aber nicht für seine Braut!“

Wieder lief sie weinend aus dem Zimmer. Es hat mich rasend glücklich gemacht, und ich wünsche jetzt geradezu, daß sich der bayerische Ring unbezwingbar zeigt und unsere Gesellschaft verkracht. Wie unglücklich wird sie sein, und wie wird sie gegen mich rasen, wenn sie hört, daß sie durch mich arm geworden ist! Ich freue mich auf mein Lachen, mit dem ich sie dann ganz und gar von mir stoße.

Die Entscheidung ist gefallen. Gestern bin ich von München zurückgekehrt. Unsere Gesellschaft ist ruiniert. Meine Privatspekulationen sind alle aufs beste eingeleitet. Die Kurse stürzen bereits. In zwei Wochen bin ich ein zwanzigfacher Millionär. Doktor Metzner habe ich kurz Mitteilung gemacht. Ich bin neugierig, wie er seine völlige Verarmung tragen wird. Wenn er sich gar nicht zu helfen weiß, und wenn er mir leid tut, verschaffe ich ihm irgend einen kleinen Posten. Dann mag ihm seine Anna die Suppe kochen und die Wäsche waschen.

Nur schnell das Wichtigste aufzeichnen, ehe ich es vergesse. Ich fürchte nämlich, den Verstand zu verlieren. Aber an Einzelheiten erinnere ich mich noch genau.

Anna kam zu mir ganz aufgeregt und sagte: „Ist es wahr, was mir mein Bräutigam gesagt hat, daß Sie uns arm gemacht haben und selbst unermeßlich

reich geworden sind? Nehmen Sie sich in acht. Er ist schon auf dem Wege zu Ihnen."

Ich zuckte nur die Achseln.

Da rief sie in höchster Exaltation: „Oh, du bist ein göttliches Scheusal!"

„Als ein solches bin ich Ihnen ja von Anfang an erschienen, sowie Sie mich kennen lernten."

„Nein — nein," sagte sie langsam mit nachdenklichem Lächeln. „Das war doch anders. Damals haßte ich Sie, weil ich Sie heimlich liebte. Jetzt aber, jetzt liebe ich dich über alle Maßen, weil ich dich hasse."

„Du bist verrückt," versetzte ich, obgleich ich vor Wonne wie berauscht war. „Wenn du verliebten Blödsinn schwatzen willst, so warte doch Metzners Ankunft ab. Er muß ja gleich hier sein."

Da kroch sie in einer Ecke in sich zusammen und schluchzte leise vor sich hin.

Ich war nahe daran, vor dem süßen, unglücklichen Geschöpf niederzuknieen und es für all meine verliebte Grausamkeit mit tausend Küssen um Verzeihung zu bitten. Da trat Doktor Metzner ins Zimmer.

Der Verlust seines Vermögens muß seinen Verstand zerstört haben. „Gib mir mein Geld wieder, Hund!" schrie er mich an.

Ich erwiderte ihm kühl, daß bei der Liquidation für die Teilhaber kein Pfennig herausspringen würde.

Anna lachte dabei, und das steigerte seine Wut.

„O du Hund!" rief er wütend. „Du Vieh! Du Affe! Ich habe dir das Leben geschenkt, ich darf es auch zurücknehmen!"

Dabei hob er die Pistole gegen mich.

Aber Anna stürzte sich mit einem Aufschrei zwischen mich und ihn, so daß sie an meiner Statt den tödlichen Schuß empfing.

Da hab' ich mich mit einem gewaltigen Satze auf ihn gestürzt und ihn mit meinen stählernen Fäusten erdrosselt.

Er hat mir mein Glück gemordet. Ich hab' ihm nur das Leben genommen.

Es wird ein leichtes sein, die Sache vor Gericht als Notwehr hinzustellen. Es ist sogar Notwehr. Dem nächsten Schuß wäre ich doch preisgegeben gewesen.

Aber warum habe ich dann nur diese entsetzliche Todesangst? Und wie kommt es überhaupt, daß ich jetzt schon verurteilt bin und morgen früh bereits hingerichtet werden soll?

Ich fürchte manchmal, ich werde wahnsinnig. Aber die Hinrichtung selbst fürchte ich gar nicht. Doktor Metzner will mich ja retten. Er hat es mir versprochen. Und er ist mein Freund ...

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Hier waren die seltsamen Tagebuchaufzeichnungen zu Ende, die mir der Arzt des Untersuchungsgefängnisses zur Verfügung gestellt hat. Sie stammen von dem bekannten Doktor Frischke, dessen Prozeß so viel Aufsehen erregte, und der tatsächlich als Mörder hingerichtet worden ist.

Offenbar in den letzten Fieberdelirien der Todesangst hat er all das in den letzten Tagen vor seinem Ende stenographisch niedergeschrieben.

Der Arzt hat zwei Maschinenabschriften davon machen lassen. Nach der einen habe ich die vorliegenden Aufzeichnungen herausgegeben. Die andere liegt nebst dem stenographischen Original in Berlin in dem Kaiserlichen Archiv für Irren- und Verbrecherkunst, das jeden Freitag auch dem großen Publikum zugänglich ist.

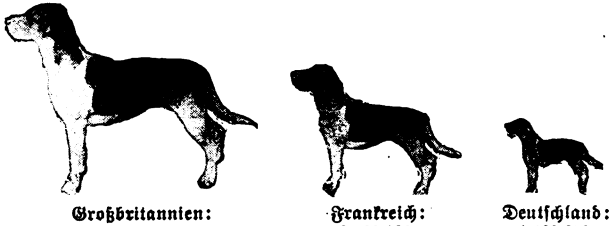
Viehstand und Statistik.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Zu den Volkszählungen, die einen Überblick über die Zunahme der Bevölkerung, die Verteilung der Berufsarten, die Muttersprache und ähnliche Fragen gewähren, sind in neuerer Zeit in einer Reihe von Kulturstaaten auch Viehzählungen getreten, die keineswegs bloß einen Gradmesser für den Stand der Landwirtschaft liefern, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen hin helle Lichter auf die Lebensführung der Gesamtbevölkerung und ihrer einzelnen Klassen werfen. Denn mit der Viehhaltung hängt die Volksernährung und im besonderen die Fleischversorgung aufs engste zusammen, sie deutet auf gewisse Eigenheiten in der Wahl der Nahrung hin, steht mit den klimatischen Verhältnissen des Landes in Wechselbeziehungen und erläutert den Umfang von Großgrundbesitz und Kleingrundbesitz. Sie beeinflußt ferner, wie bei den Pferden, die Wehrkraft eines Volkes und berichtet über die Lebhaftigkeit des Verkehrs, und sie veranschaulicht weiterhin, wie an den Hunden, die Tierfreundlichkeit und in gewissem Sinn auch die Wohlhabenheit eines Volkes. Alle diese Betrachtungen gewinnen aber noch viel an Interesse, wenn, wie es im folgenden geschehen soll, mehrere Staaten miteinander verglichen werden.

Wir wollen bei unserer Umschau Großbritannien, Frankreich und Deutschland zueinander in Parallele setzen. Das an Hunden reichste Land unter den dreien ist Großbritannien. Es zählt nicht weniger als rund 4 Millionen Hunde. Diese Angabe wird ohne Zweifel überraschend wirken. Aber man muß sich erinnern, daß Großbritannien, oder im besonderen England, das Zuchtland der edelsten Hunderassen ist. Als eifrige Sportleute haben sich die Engländer vornehmlich auf die Aufzucht von Sporthunden gelegt



Großbritannien: 4,000,000. Frankreich: 2,800,000. Deutschland: 1,100,000.

Hunde.

und durch sorgfältige Auswahl des Zuchtmaterials und eine zielbewußte Dressur tatsächlich Mustergültiges hervorgebracht. Aus der langen Reihe der englischen Rassehunde seien nur der glatthaarige Windhund, der zu den Pinschern gehörige Airedaleterrier, die Gruppe der rauhhaarigen Terriers, wie Bedlington, Scotch, Welsh und Dinmond, die Mastiffdogge, der Otterhund, der als Meutehund für die Fuchsjagd gezogene Fuchshund und von den Vorstehhunden der glatthaarige Pointer und der langhaarige Setter angeführt. Alle englischen Großgrundbesitzer und nicht weniger die Großkaufleute, die meistens ebenfalls passionierte Sportfreunde sind, sehen es als eine Selbstverständlichkeit an, sich auf ihren Landbesitzungen eine kleinere

oder größere, mitunter sogar sehr große Anzahl edler Hunde zu halten.

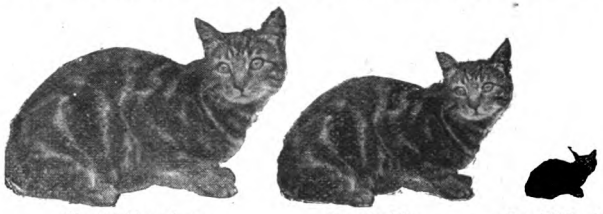
Frankreich, das rund 2,800,000 Hunde zählt, bevorzugt im allgemeinen die kleineren Rassen, wie Seidenpinscher, Zwergspitze, den Toyspaniel, die fledermausohrige Zwergbulldogge, den rotgelben Papillon oder Schmetterlingshund und neuerdings auch den japanischen weißen Chin und den chinesischen dunkelfarbigen Pekinesespaniel. Hier ist der Hund hauptsächlich Schoßhund, und man kann einer französischen Dame keine größere Freude bereiten, als daß man ihr einen der niedlichen Zwergspitze oder Zwergpinscher schenkt.

In Deutschland dagegen hält man sich überwiegend Gebrauchshunde, mag man sie nun für die Jagd oder als Zughunde benützen. In neuerer Zeit ist aber auch die Zahl der Luxushunde, die nur zur Unterhaltung ihrer Besitzer dienen, beträchtlich gewachsen. Im ganzen beläuft sich das Hundeheer auf 1,100,000 Köpfe. Trotz der nicht geringen Steuern sind diese vierfüßigen Freunde des Menschen gerade in unseren Großstädten überaus zahlreich vertreten. So entfällt beispielsweise je ein Hund

in Breslau	auf	70	Einwohner
„ Bremen	„	50	„
„ Berlin	„	45	„
„ Leipzig	„	43	„
„ Hamburg	„	41	„
„ Stuttgart	„	34	„
„ München	„	30	„

Auch bei den Katzen marschiert Großbritannien mit 7,850,000 Stück an der Spitze. Diesen ungeheuren Katzenreichtum erklären englische Kenner mit der Verschwendung, die in der Küche getrieben wird. Es gibt

hier ganze Haufen von Abfällen, die man achtlos fortwirft, obgleich ſie, richtig verwendet, noch in dieſer oder jener Weiſe zur menſchlichen Nahrung verwertet werden könnten. Alle dieſe Fleiſchſtücke und Reſte geben das Futter für die ſich fröhlich vermehrenden Kätzchen ab. In Deutſchland dagegen, ſo behauptet man wenigſtens in England, wird ſorgfältig jeder Biſſen in der Speiſekammer aufgehoben, ſo daß hier die Nahrung für die Unzahl von Katzen fehlt, deren ſich die britiſchen Haushaltungen erfreuen. Eine zweite, mehr ſcherzhafte Erklärung läuft darauf hinaus, daß



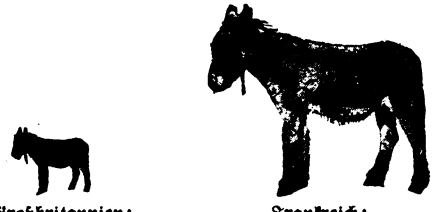
Großbritannien: 7,850,000. Frankreich: 4,000,000. Deutſchland: 450,000.

Katzen.

in Großbritannien die Zahl der unverheirateten Mädchen größer iſt als in Deutſchland. Zu jedem weiblichen Weſen ohne Mann aber, ſagt man, gehört eine Katze.

Ebenſo übertrifft Frankreich mit rund 4 Millionen Katzen Deutſchland ſehr beträchtlich, das deren nur 450,000 beſitzt. Vielleicht iſt an dieſem Zahlenverhältnis wirklich die größere Vergeudungsſucht der franzöſiſchen Hausfrauen und Köchinnen gegenüber der deutſchen Sparſamkeit bis zu einem gewiſſen Grade beteiligt, vielleicht aber iſt der wahre Grund der, daß der deutſche Reinlichkeitsſinn ſich an den üblen Gerüchen ſtößt, die nun einmal Katzen trotz aller Obacht gar zu leicht zu hinterlaſſen pflegen.

Es ist wohl kaum ein Zufall, daß sich die Verbreitung des Esels in der Hauptsache auf die Länder des Südens beschränkt. Der Italiener und der ihm im Temperament naheſtehende Südfranzose hat immer Zeit, und es kommt ihm weder auf die Stunde und noch viel weniger auf die Minute an. Obwohl der Esel bei verständiger Behandlung seine Störrigkeit ablegt und auch einen ganz netten Trab anschlagen kann, ist und bleibt er ein Freund der Bedächtigkeit und Langsamkeit. Die Emsigkeit und Geschäftigkeit des Engländers wie des Deutschen verlangen aber auch von ihren Zug-



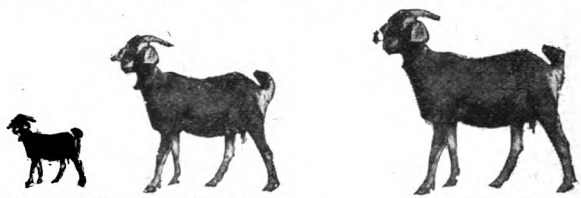
Großbritannien: 85,000. Frankreich: 363,000. Deutschland 19,642.

Esel.

tieren eine schnelle Gangart. Wenn daher Großbritannien 85,000, Frankreich 363,000 und Deutschland nur 19,642 Esel zählen, so ist sicher nicht allein die altgewohnte Verwendung des Esels als Zug- und Tragtier im südlichen Frankreich daran schuld, sondern mehr noch das Temperament seiner Bewohner. Man hat in neuerer Zeit in Deutschland versucht, die Zughunde durch Esel zu ersetzen. Anfangs schienen auch diese Bestrebungen von Erfolg begleitet zu sein, später aber hat sich doch gezeigt, daß dafür bei uns kein rechter Boden vorhanden ist.

In der Zahl der Ziegen dagegen steht Deutschland mit 3,533,970 Köpfen an erster Stelle. Frankreich

weist 1,424,870 und Großbritannien sogar nur 600,000 Ziegen auf. Dies hängt, worauf wir noch öfters zurückkommen werden, mit den ländlichen Besitzverhältnissen zusammen. In England und Irland herrscht der Großgrundbesitz vor, der bei dem Mangel an Landarbeitern den Weidebetrieb bevorzugt. Die Ziege ist aber, wie man gesagt hat, die Kuh des kleinen Mannes. Darum wird sie auch nur dort in großer Anzahl gehalten, wo noch eine starke Truppe von Kleinbauern und Tagelöhnern in der Landwirtschaft beschäftigt ist. Frankreich nimmt hinsichtlich der länd-



Großbritannien: 600,000. Frankreich: 1,424,870. Deutschland: 3,533,970.

Ziegen.

lichen Besitzverteilung zwischen England und Deutschland ungefähr die Mitte ein, und dem entspricht denn auch die Zahl seiner Ziegen. In Deutschland ist übrigens durch Einführung der Saanenziegen die Ziegenzucht in letzter Zeit methodisch gehoben worden.

Gerade umgekehrt liegen die Verhältnisse bei der Schafzucht. Großbritannien zählt 31,751,777, Frankreich 17,456,380 und Deutschland 7,703,710 Schafe. Bei den großen Weideländereien, über die England und Irland verfügen, hat man es sich seit langem angelegen sein lassen, gute Fleisch- und Wollschafe zu züchten. So besitzt das Cotswoldschaf neben einer trefflichen Wolle einen sehr mastfähigen Körper. Das Lincolnschaf zeichnet sich durch seidenglänzende Wolle

aus. Andere wertvolle Raſſen ſind das Southdownſchaf und das hochbeinige Kentſchaf. Frankreich beſitzt im Rambouilletſchaf eine vorzügliche Raſſe. Der deutſchen intenſiven Landwirtſchaft fehlt es im allgemeinen an ausgedehnten Weideländereien. Nur in der Lüneburger und Bremer Heide, in Oſtfriesland und Oldenburg ſind ſie in größerem Umfang vorhanden. Unter dieſen Umſtänden wird es begreiflich, daß Deutſchland für importierte Wolle, die zumeiſt

Großbritannien: 31,751,777.

Frankreich: 17,456,380.

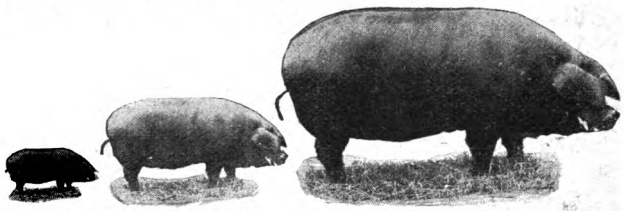
Deutſchland: 7,703,710.

Schafe.

aus Auſtralien und Südamerika ſtammt, jährlich gegen 500 Millionen Mark ausgibt.

Der intenſive landwirtſchaftliche Betrieb Deutſchlands, der eine Menge von Abfällen, die zur Verfütterung geeignet ſind, mit ſich bringt, hat aber auf der anderen Seite zur Folge, daß es in der Schweinezucht ganz bedeutend hervorragt. Großbritannien beſitzt nur 3,530,066, Frankreich 7,202,430 und Deutſchland 22,146,532 Schweine. Doch muß erwähnt werden, daß, wenn auch Großbritannien in der Zahl erheblich zurückſteht, es in der Güte ſeiner Raſſen unübertroffen iſt. Die engliſchen Schweineraſſen, die aus Kreuzungen des langohrigen Landſchweines mit indiſchen und ſüdeuropäiſchen Schweinen gewonnen worden ſind, zeichnen ſich durch Frühreife

und Mastfähigkeit aus. Frankreich verfügt in den craonnaisischen und normannischen Schweinen sowie im Périgordschwein über vortreffliche Rassen mit Fleisch von zartem Geschmack. In Deutschland ist



Großbritannien: 3,530,066. Frankreich: 7,202,430. Deutschland: 22,146,582.

Schweine.

außer dem Marschschwein und dem bayrischen Schwein besonders das Meißener Schwein zu nennen, das aus einer englischen Kreuzung hervorgegangen ist.

Auch bei den Pferden hat Deutschland der

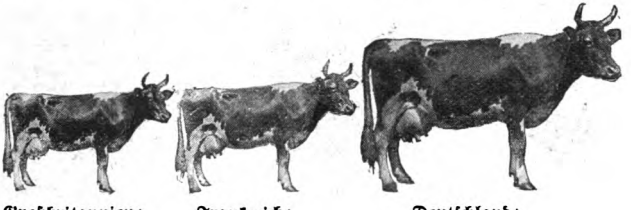
Großbritannien: 3,400,000. Frankreich: 4,600,000. Deutschland: 5,500,000.

Pferde.

Zahl nach die Führung. Seinen 5,500,000 Pferden stehen in Frankreich 4,600,000 und in Großbritannien 3,400,000 Pferde gegenüber. England verlegt sich besonders auf die Zucht von hochwertigen Rennpferden. Daneben besitzt es im „Hunter" ein vorzügliches Jagdpferd für die Fuchsjagden und im Suffolk und Clydesdale prächtige Kutschpferde. Frankreich züchtet im Percheron ein gutes Acker- und Kutsch-

pferd, dem ſich der große und gängige Anglonormanne der nördlichen Departements ebenbürtig zur Seite ſtellt. In Deutſchland liefert namentlich Oſtpreußen im Litauer ein anerkanntes Kavalleriepferd, während Schleswig-Holſtein ſchwere Ackerpferde heranzieht. Mecklenburg und Hannover ſtellen vortreffliche Reitpferde. Der berühmte Trakehner Schlag dient teils als Kutſchpferd, teils als Reitpferd.

Ebenſo kann ſich Deutſchland rühmen, mit ſeinen 20,630,544 Rindern die 14,239,730 Häupter Frankreichs und die 11,720,546 Häupter Großbritanniens anſehnlich zu überholen. Aber die Zahl deckt ſich hier



Großbritannien: 11,720,546. Frankreich: 14,239,730. Deutſchland: 20,630,544.

Rinder.

nicht ganz mit der Qualität. Zwar ſind die Oldenburger Raſſe, die Niederungsraſſe von Weſt- und Oſtpreußen, die Harzer und Weſterwälder Raſſe, ſowie die Algäuer Gebirgsraſſe durchaus ſchätzenswert, aber noch immer ſteht Englands Shorthornraſſe an Maſtfähigkeit und Milchergiebigkeit unerreicht da. Frankreich darf mit der weißen Raſſe von Charolais ohne Bedenken mit England wetteifern. Durch die Einführung von Schweizer Rindern iſt man in Deutſchland in den letzten Jahrzehnten erfolgreich bemüht geweſen, die Ertragfähigkeit der heimiſchen Raſſen zu ſteigern.

Das Land der Hühner iſt Frankreich. Es

zählt 112,000,000 Hühner, dem sich Deutschland mit 77,103,000 und Großbritannien mit 40,000,000 Hühnern anschließen. In Frankreich legt man das Hauptgewicht auf die Zucht von Fleischhühnern. Der französische Landwirt kann dies aus dem Grunde, weil man für gute Hühner auch die entsprechenden Preise zahlt. Die La Bresse-Rasse liefert die feinsten Poularden für die Pariser Feinschmecker. Andere erstklassige Rassen sind die Le Mans und die Mantes. Ebenso bevorzugt England das Fleischhuhn. Es besitzt dafür im Dorking eine ausgezeichnete Rasse. Sehr fleißige Legehühner sind die grauen Schotten und die

Großbritannien: 40,000,000.

Frankreich: 112,000,000.

Deutschland: 77,103,000.

Hühner.

Hamburger, die, wie ihr Name andeutet, seinerzeit aus Hamburg eingeführt worden sind. In Deutschland selbst liefern jetzt die Ramelsloher aus dem Regierungsbezirk Lüneburg den Hamburgern delikate Küken. Fleischhühner von zartem Geschmack sind ferner die Sundheimer. Im allgemeinen sieht man aber in Deutschland mehr auf Legehühner. Als solche dürfen die ostfriesischen „Möwen“ gelten. Durch den Import von Italienern und die Kreuzung mit den deutschen Landrassen ist die Eierproduktion gegen früher beträchtlich in die Höhe gegangen. Gleichwohl gibt Deutschland jährlich noch rund 120 Millionen Mark für

Eier aus, die hauptsächlich aus Österreich-Ungarn und Rußland eingeführt werden.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Hirschbestand der drei Länder. In dieser Beziehung steht Großbritannien ohnegleichen da. Man schätzt den Hirschbestand auf 700,000 Köpfe, denen das wildarme Frankreich nur 55,000, Deutschland aber

Großbritannien: 700,000.

Frankreich: 55,000.

Deutschland: 550,000.

Hirsche.

immer noch 550,000 Hirsche gegenüberstellen können. Der Hirschreichtum Großbritanniens erklärt sich aus den meilengroßen Wildparken der englischen Großgrundbesitzer und sodann daraus, daß in den schottischen Gebirgen von den Jagdbesitzern auf die Pflege des Hirschbestandes mit größter Sorgfalt gesehen wird. Hierdurch wird es auch begreiflich, daß allein in Schottland jährlich gegen 60,000 Hirsche abgeschossen werden können.

Dankbarkeit.

Eine wahre Geschichte. Von Karl Schüler.

(Nachdruck verboten.)

Der Diamantenhändler van Stavenhagen kam oft von Amsterdam nach Berlin. Er hatte sich hier eine kleine Wohnung gemietet, eigentlich nur ein Bureau mit einem kleinen Nebenzimmer. Im Bureau empfing er während seiner Anwesenheit in Berlin seine Geschäftsfreunde und in dem Nebenzimmer, auf einem bequemen Schlafsofa, pflegte er die Nächte zuzubringen.

Im Bureau stand ein kleiner, aber vorzüglich gearbeiteter Geldschrank, der die Schätze des Diamantenhändlers barg. Diese beliefen sich oft auf Werte, die die Summe von einer Million Mark noch überstiegen.

Auch diesmal hatte Stavenhagen eine große Kollektion auserlesener Steine mit nach Berlin gebracht. Einen Teil davon hatte er bereits verkauft, und der Erlös lag, mit den übrigen Steinen zusammen, in dem Geldschrank.

Der Diamantenhändler war in dem Haus, das vom Erdgeschoß bis unter das Dach nur Geschäftsräume enthielt, die einzige Person, die zeitweilig auch in demselben schlief. Der alte Pförtner wohnte auf dem Hof. Ihm fiel zwar die Aufgabe zu, des Nachts öfter die Korridore des großen Baues zu durchwandern,

Stavenhagen wußte aber aus Erfahrung, daß der Mann es vorzog, die Nächte in seinem Bett zuzubringen.

Stavenhagen war erst in später Stunde nach Hause gekommen. Die von ihm gemieteten Räume lagen in der ersten Etage des Hauses. Die Haustür, ein schweres, eisernes Tor, war, wie immer, wenn er nach zehn Uhr nach Haus kam, verschlossen gewesen. Mit seiner elektrischen Taschenlaterne in der Hand, hatte er auf dem Weg bis zu seiner eisernen Kontortür durchaus nichts Verdächtiges gefunden. Auch seine beiden Zimmer hatte er, einer alten Gewohnheit folgend, auf das sorgfältigste abgeleuchtet. Es war nichts Lebendes außer ihm in den Räumen gewesen. Er hatte sich dann schlafen gelegt, die Browningpistole gesichert unter dem Kopfkissen.

Nun hörte er plötzlich aus dem Nebenzimmer ein vernehmliches Stöhnen.

Zuerst glaubte er noch von einem Traum geneckt zu werden. Er rieb sich die Augen, hielt den Atem an und horchte von neuem.

Kein Zweifel, in dem Zimmer nebenan stöhnte ein Mensch, als ob er unter großen Schmerzen zu leiden hätte.

Stavenhagen überlegte. Was war da zu tun?

Man hatte ihn oft davor gewarnt, in diesem des Nachts völlig menschenleeren Haus zu schlafen, noch dazu mit den großen Summen, die er in Geld und Steinen mit sich zu führen pflegte. Aber er hatte stets lachend alle Warnungen in den Wind geschlagen. Er hatte sich hier sicherer gefühlt als in einem Hotel. Nun war doch eine der Lagen eingetreten, vor denen man ihn gewarnt hatte. In dem Zimmer nebenan war ein Einbrecher, vielleicht deren sogar mehrere.

Stavenhagen war nicht ängstlich, aber er überlegte

doch, ob es für ihn nicht besser wäre, mit einem raschen Sprung an die Tür zu eilen, die sein Schlafzimmer mit dem vorderen Zimmer verband und die nur angelehnt war, diese Tür von innen abzuschließen und dann abzuwarten, was weiter geschah. In seinem Zimmer konnte er sich mit Hilfe seiner Browningpistole auch gegen eine mehrfache Übermacht erfolgreich verteidigen. So wäre sein Leben zu retten, aber sein Vermögen würde den Spitzbuben dann preisgegeben sein. Schon wollte er diesen Plan ausführen, als ihm der Gedanke kam, daß sich vielleicht einer der Spitzbuben schon in seinem Schlafzimmer befand. Es herrschte hier eine Dunkelheit, die es unmöglich machte, auch nur einen Schritt weit zu sehen.

Vorsichtig tastete seine Hand nach der Schußwaffe.

Die Waffe war fort!

Kalter Angstschweiß trat dem Juwelenhändler auf die Stirn.

Nein, Gott sei Dank, seine zitternde, tastende Hand hatte fehlgegriffen. Jetzt hatte er den Revolver gefunden.

Leise entsicherte er die Waffe.

Im Bett, halb aufgerichtet, horchte er auf jedes zu ihm dringende Geräusch.

Noch immer ließ sich ab und zu das leise Stöhnen vernehmen.

Der Einschalter des elektrischen Lichtes war dicht neben der Tür angebracht, nur zwei Schritte von seinem Lager.

Die Spannung seiner Nerven hatte schließlich einen Grad erreicht, der es ihm unmöglich machte, länger in dieser Finsternis auszuharren. Seine Augen sahen Schreckgestalten, die mit unhörbaren Schritten sich

ihm von allen Seiten näherten und ihre kalten Mörderhände nach ihm ausstreckten.

Irgendwo schlug eine Turmuhr zwei.

Diese von außen in sein dunkles Gefängnis dringenden Klänge gaben ihm seine Energie wieder.

Mit einem Satz stand er auf beiden Füßen. Die von ihrer Last befreiten Sprungfedern des Sofas vibrierten in einem leichten metallischen Klingen.

In demselben Augenblick hörte das Stöhnen im Vorderzimmer auf.

Ein schneller Griff nach dem Einschalter und das Zimmer erstrahlte in blendender Helle. Ein Blick überzeugte Stavenhagen, daß er sich allein in dem Raum befand.

Mit dem Aufflammen des Lichtes war alle Angst von ihm gewichen.

Er stieß die Tür auf, die zum Nebenzimmer führte, und rief mit fester Stimme: „Wer ist da?“

Niemand antwortete.

Da trat Stavenhagen in das Vorderzimmer, den Finger der rechten Hand am Abzug seiner Pistole, und mit schnellem Griff setzte er auch in diesem Zimmer die elektrische Lichtleitung in Funktion.

Im ersten Augenblick bemerkte er niemand, dann aber, als er einen Schritt weiter in das Zimmer trat, sah er unter dem Fenster, das teilweise eingedrückt war, einen Menschen kauern, der ihn mit wilden, verzweifelten Blicken anstarrte.

Er sah auch, daß der Mensch einen Revolver schußbereit in der Hand hielt.

Im ersten Augenblick dachte er daran, seine Waffe auf den Eindringling abzudrücken. Hier war der im Vorteil, der den ersten Schuß hatte.

Aber dann widerstrebte es ihm doch, auf den

regungslos am Boden hockenden Menschen zu schießen, und er rief ihm nur zu: „Legen Sie Ihren Revolver fort, oder ich schieße!“

„Wenn ich auf Sie hätte schießen wollen, lägen Sie jetzt schon mit einer Kugel im Schädel drüben bei der Tür. Sie boten mir, als Sie in die hellerleuchtete Tür traten, ein schönes Ziel.“

„Da haben Sie recht,“ bestätigte Stavenhagen. Er stand jetzt hinter seinem Schreibtisch und legte seinen Revolver auf die Platte. „So, ich habe meine Waffe weggelegt. Nun folgen Sie meinem Beispiel.“

Der Mensch sicherte seinen Revolver und steckte ihn in die Tasche seines Jaketts.

„So. Was wollen Sie nun mit mir tun?“

„Ich werde das nächste Polizeirevier telephonisch anrufen. Man wird Sie dann hier abholen.“

„Jedenfalls nicht lebend.“ Er holte seinen Revolver wieder hervor.

Stavenhagen griff nach dem Telephonbuch.

„Ich bitte, lassen Sie die Polizei aus dem Spiel!“

„Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie einfach laufen lasse!“ Stavenhagen hatte die Nummer des zuständigen Polizeireviers gefunden und ergriff den Hörer des auf seinem Schreibtisch stehenden Apparates.

„Laufen können Sie mich nicht lassen, selbst wenn Sie wollten. Ich habe mir nämlich das rechte Bein gebrochen.“

Stavenhagen legte den Hörer wieder auf den Apparat. „Ah, daher das Stöhnen! Sie haben Schmerzen?“

„Furchtbare Schmerzen! Ich hätte Sie sonst nicht in Ihrer Nachtruhe gestört.“

Stavenhagen trat hinter dem Schreibtisch vor und näherte sich dem Einbrecher. „Sie bluten auch.“

„Ich habe mich beim Eindrücken der Fensterscheibe an der Hand verletzt. Beim Einsteigen bin ich dann in meinem eigenen Blut ausgeglitten. Dabei habe ich das Bein gebrochen."

Obwohl er sich Mühe gab, ein Aufstöhnen zu unterdrücken, gelang ihm dies doch nicht ganz.

„Wenn Sie die Polizei rufen, schieße ich mich tot," fuhr er fort. „In dem Zustand, in dem ich mich befinde, ist das Totschießen weniger peinlich als das Verhaftet- und Fortgeschlepptwerden."

Stavenhagen vermochte ein gewisses Mitleid mit dem Einbrecher nicht zu unterdrücken. Der Mann sah auch ganz aus, als ob es ihm mit seinem Entschluß ernst wäre. Er war noch jung, ein blasser, hübscher Mensch, elegant gekleidet, und seine Sprechweise verriet, daß er den besseren Ständen angehörte.

„Na," sagte Stavenhagen, „zunächst will ich mal sehen, ob ich Ihnen nicht etwas behilflich sein kann. Zeigen Sie mal her. Wo sind Sie denn verwundet?"

Der junge Mensch streckte seinem Helfer die linke Hand entgegen. Die Hand war über und über mit Blut bedeckt. Zwei Finger waren von der Glasscheibe bis auf den Knochen durchschnitten.

Stavenhagen untersuchte die Wunden. „Das ist nicht gefährlich," erklärte er. „Ich werde die Hand verbinden."

Aus dem Nebenzimmer holte er eine Kanne mit Wasser und einige Taschentücher. Er wusch den Verwundeten und verband ihn.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

Stavenhagen sah, daß in den Augen des jungen Mannes Tränen standen. Nun griff in ihm der Wunsch Platz, seinem nächtlichen Besucher auch weiter be-

hilflich zu sein. „Können Sie sich wohl mit meiner Hilfe bis an mein Bett schleppen?“ fragte er. „Die Lage hier auf der Erde ist für Ihr Bein nicht gut.“

„Ich will sehen,“ preßte der junge Mensch unter Tränen hervor.

Stavenhagen nahm alle Kraft zusammen, und es gelang ihm endlich, den Verwundeten auf sein Sofa zu betten.

„So, und nun werde ich einen Arzt holen, der Ihnen das Bein in Ordnung bringt.“

Der junge Mann weinte leise vor sich hin, während sich Stavenhagen ankleidete.

Während er vor dem Spiegel stand, durchzuckte ein Gedanke sein Hirn. Wenn er jetzt fortging, um einen Arzt zu holen, konnte es leicht sein, daß eine Stunde verging, ehe er zurückkehrte. Nachts um halb drei Uhr einen Arzt auftreiben, ist keine leichte Aufgabe. Wenn nun inzwischen dieser junge Mann sich doch noch an seinen Arnheim heranmachte und dann verschwand, ehe er zurückkehrte?

„Wo haben Sie Ihr Einbrecherwerkzeug?“ fragte er den Verwundeten.

Der andere verstand die Frage. Er verbarg das Gesicht in beiden Händen. „Ich habe kein Werkzeug!“ stöhnte er.

Stavenhagen prallte zurück. Dieser junge Mann hatte es also darauf abgesehen, sich die Schlüssel des Geldschranks mit Gewalt zu verschaffen. Bisher hatte er angenommen, der nächtliche Besucher hätte nicht gewußt, daß der Besitzer des Geldschrankes im Nebenzimmer zu schlafen pflegte.

„Wußten Sie, daß ich hier schlief?“

Der junge Mann nickte.

„Haben Sie Nachschlüssel?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Also der Revolver sollte Ihnen den Weg zu meinem Geldschrank öffnen?“

Das Schluchzen des jungen Mannes wurde heftiger.

„Wer sind Sie denn? Sie sind doch kein zunftmäßiger Einbrecher? Kannten Sie mich denn?“

Stavenhagen glaubte zu bemerken, daß der Verwundete bejahend mit dem Kopf nickte.

Seine Aufmerksamkeit wurde aber jetzt nach einer anderen Richtung in Anspruch genommen. Man hörte draußen auf dem Korridor schwere Schritte und die Stimmen mehrerer Männer.

„Hier muß es sein.“

„Hier wohnt ein Holländer, ein Diamantenhändler,“ hörte Stavenhagen die Stimme des Pförtners.

„Die Polizei!“ stöhnte der Verwundete. „Herr van Stavenhagen, geben Sie mir meinen Revolver. Man soll mich nicht lebend fassen.“

Draußen wurde an die Tür geklopft.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte Stavenhagen, „und bleiben Sie ruhig unter der Decke liegen. - Ich werde Sie nicht verraten.“

Dann schaltete er das Licht in dem Schlafzimmer aus und trat in das Vorderzimmer, die Verbindungstür hinter sich zuziehend.

„Wer ist da?“

„Machen Sie auf, Herr van Stavenhagen. Es ist ein Einbrecher bei Ihnen zum Fenster hineingeklettert,“ hörte Stavenhagen den Pförtner antworten. „Ich bin hier mit zwei Beamten der Wach- und Schließgesellschaft.“

Stavenhagen öffnete die Tür. „Sie haben sich umsonst bemüht, meine Herren. Ich bin spät nach

Hause gekommen, und beim Schließen des Fensters ist mir die Scheibe entzweigegangen."

Er zog sein Portemonnaie und gab jedem der drei Männer ein größeres Geldstück. „So, das ist für Ihre Pflichttreue. Ich danke Ihnen."

Die drei Männer bedankten sich und zogen sich zurück.

Stavenhagen trat wieder in das Schlafzimmer.

„Die Leute sind wieder fort. Ich lasse Sie nun allein in der Wohnung und hole einen Arzt."

Schneller, als er erwartet hatte, fand Stavenhagen einen Arzt, der sich mit dem nötigen Verbandzeug versah und ihm an das Bett des Verwundeten folgte. Stavenhagen gab dem Arzt gegenüber den jungen Mann als seinen Sohn aus. Das rechte Bein des Einbrechers war oberhalb des Knöchels gebrochen.

Das Einrenken und Schienen des Beines verursachte dem Patienten heftige Schmerzen. Aber schließlich, als der dicke Gipsverband angelegt war, ließen die Schmerzen nach, und nachdem der Arzt sich entfernt hatte, schlief er ein.

Stavenhagen hatte das Schlafzimmer dunkel gemacht und sich in sein Kontor zurückgezogen. Da saß er nun in seinem Schreibtischsessel und stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand.

Ein merkwürdiges Abenteuer war das gewesen. Morgen früh wollte er den Verwundeten in ein Krankenhaus schaffen lassen, die Doktor- und Verpflegungskosten für ihn bezahlen, und dann — dann würde er wohl den Mann, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, nie wiedersehen.

Langsam vergingen die Stunden. Von Zeit zu Zeit horchte er an der Tür auf die ruhigen Atemzüge des Schlafenden. Dann brach die Morgendämmerung herein, und im Haus wurde es lebendig.

Standhaft hatte sich Stavenhagen bisher gegen die ihn befallende Müdigkeit gewehrt, nun aber sank doch sein Kopf nach vorn über, und nach den Aufregungen der Nacht umfing ihn ein tiefer Schlaf.

Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als sich leise die Tür zu dem Schlafzimmer öffnete.

Der Einbrecher lugte vorsichtig herein. Er hatte sich vollkommen angekleidet. Vorsichtig schob er sich in das Zimmer. Einen Augenblick stutzte er, als er den schlafenden Stavenhagen sah, dann schleppte er sich weiter, die Schmerzen, die ihm das kranke Bein verursachte, mannhaft überwindend. Leise schob er den Riegel vor der eisernen Bureautür zurück, trat auf den Korridor und schloß leise die Tür hinter sich.

Erst eine ganze Zeit später erwachte Stavenhagen.

Als er sich nach seinem Patienten umsah, bemerkte er, daß dieser ausgeflogen war. Er hatte nichts zurückgelassen als den Schuh des rechten Fußes.

Als Stavenhagen das Haus verließ, um in einem nahe gelegenen Café sein Frühstück einzunehmen, traf er unten im Hausflur den Fahrstuhlführer.

„Na, ist der junge Mann mit seinem steifen Bein glücklich in eine Droschke gekommen?“ fragte ihn der Diamantenhändler.

„Jawohl,“ bestätigte dieser, „ich habe ihn im Fahrstuhl 'runterjeholt und ihm in ein Auto jeholfen. — Der war also bei Ihnen? Ich habe jar nich jesehn, wie er 'raufjegangen is.“

Gegen Mittag bekam Stavenhagen den Besuch eines seiner besten Kunden. Der Juwelier, mit dem er schon seit mehreren Tagen in Verhandlungen stand, zeigte sich heute etwas verstört.

„Was haben Sie denn?“ fragte Stavenhagen, dem das Benehmen des Herrn auffiel.

„Was ich habe?“ fragte der andere zurück. „Haben Sie mal einen Jungen, der sich des Nachts herumtreibt und einem des Morgens mit gebrochenem Bein nach Hause kommt!“

Das Geschäft mit dem Juwelier kam zustande, und einige Tage später reiste Stavenhagen nach Amsterdam zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Ein paar Jahre waren vergangen. In der Diamanteninduſtrie war eine Kriſis eingetreten, wie man ſie ſeit Menſchengedenken nicht erlebt hatte. Stavenhagen kämpfte einen ſchweren Kampf um ſeine Exiſtenz. Er bedurfte großer Mittel, um ſich über Waſſer halten zu können. Er fuhr nach Berlin, um perſönlich bei ſeinen dortigen Geſchäftsfreunden zu verſuchen, Gelder aufzutreiben. Ganz Amſterdam litt unter der Kriſis. Dort hatte er überall verſchloſſene Türen gefunden.

Auch in Berlin wurde es ihm ſchwer, die nötigen Beträge zu erhalten. Alles, was er an Sicherheiten zu geben vermochte, war bereits vergeben, und immer noch galt es, zweihunderttauſend Mark zu decken. Gelang ihm dies, ſo war er vor dem Ruin gerettet und konnte hoffen, ſich ſchnell wieder herauszuarbeiten. Gelang es ihm nicht, ſo waren alle ſeine anderen Bemühungen umſonſt geweſen, dann war er ein Bettler.

Sein Bittgang führte ihn auch zu jenem Juwelier, der ihm damals über ſeinen ungeratenen Sohn geklagt hatte.

Er trug dem Geſchäftsfreund ſein Anliegen vor, der aber zuckte bedauernd die Achſeln.

„Ausgeſchloſſen, lieber Herr van Stavenhagen,“ war ſeine Antwort. „Wie könnte ich jetzt im Geſchäft eine ſo große Summe entbehren! Es geht nicht, beim beſten Willen, es geht nicht!“

Tief gebeugt verließ der alte Diamantenhändler das Geschäft. Er begab sich nach seinem Bureau, und wieder saß er, den Kopf sorgenvoll in die Hand gestützt, in jenem Schreibsessel, in dem er damals gesessen hatte, als der Einbrecher an ihm vorbeigeschlichen war.

Er dachte an seine Frau und seine Kinder. Die Zukunft bot ihm ein trübes Bild.

Da klopfte es. Herein trat der Juwelier, der ihm vor einer Stunde erklärt hatte, es sei ausgeschlossen, daß er ihm das Geld leihen könne.

„Mein lieber Herr van Stavenhagen," begrüßte er den Diamantenhändler, „ich bringe Ihnen hier das Geld!"

Stavenhagen sprang auf.

Wirklich! Sollte ihm im letzten Augenblick noch Rettung werden? Er vermochte es kaum zu glauben.

Aber da zog auch schon der Juwelier einen Scheck auf die Deutsche Bank aus seiner Ledertasche.

„Hier — zweihunderttausend Mark. Bitte einen Schuldschein. Ich gebe Ihnen das Geld auf vier Jahre zu fünf Prozent."

Stavenhagen blickte den Mann ungläubig an. Das waren so günstige Bedingungen, wie er sie nie erhofft hatte.

„Ja," erklärte der Juwelier dem Holländer, „das haben Sie meinem Sohn zu verdanken. Der Junge ist doch seit zwei Jahren mein Teilhaber, und der hat mir so lange zugeredet, bis ich den Scheck ausgeschrieben habe. Sie sehen mich erstaunt an, weil ich früher manchmal über den Jungen geklagt habe. Er war leichtsinnig und voll abenteuerlicher Streiche. Aber seit er das Bein gebrochen hat, da ist er wie umgewandelt, fleißig, tüchtig, gewissenhaft. Er hat dem Geschäft

einen neuen Schwung gegeben. Wenn er nicht wäre, könnte ich bei meiner Bank nicht ohne weiteres über zweihunderttausend Mark verfügen.“

Als der Juwelier gegangen war und Stavenhagen die Depesche an seine Frau aufsetzte, in der er ihr mitteilte, daß alles gerettet sei, da flog ihm ein merkwürdiger Gedanke durch den Kopf.

„Gab es wirklich noch Dankbarkeit?“

Das alte Ostia.

Von Alex. Cormans.

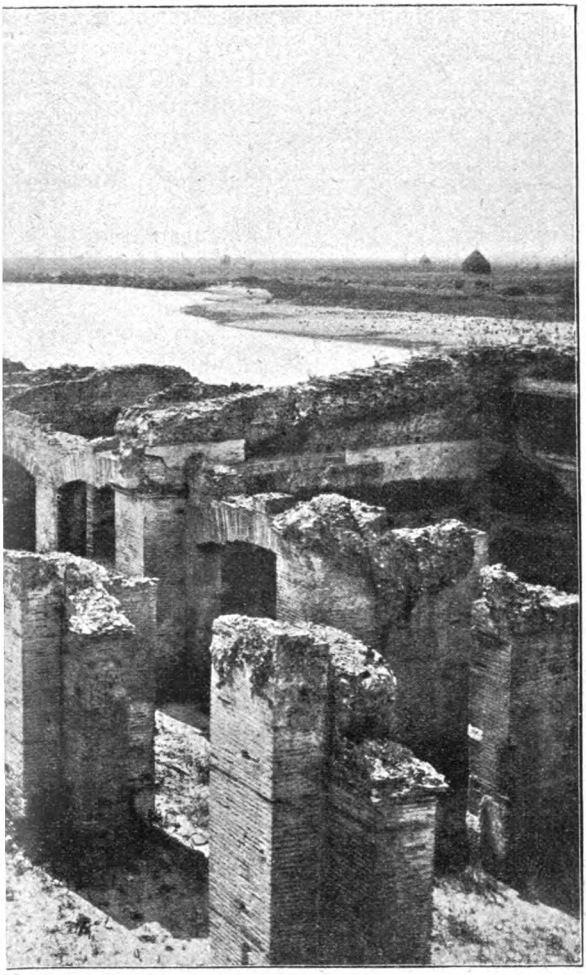
Mit 4 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die römische Campagna mit ihrer melancholischen und doch so seltsam reizvollen Eintönigkeit ist so oft geschildert worden, daß man auch mit der liebevollsten Ausmalung ihrer Eigenart keinem Leser mehr etwas Neues sagen könnte. Auch wer Rom niemals mit leiblichen Augen gesehen, hat aus Bildern und Büchern eine deutliche Vorstellung von dem Charakter jener schwermütigen Gefilde gewonnen, die sich von der Stadtmauer bis zur latinischen Küste hin erstrecken, spärlich bewachsen, bald sumpfig, bald vom Sonnenbrand ausgedörrt, eine unheimliche Brutstätte jener gefürchteten Fieberkeime, die schon manchem sorglosen Italienreisenden verhängnisvoll geworden sind.

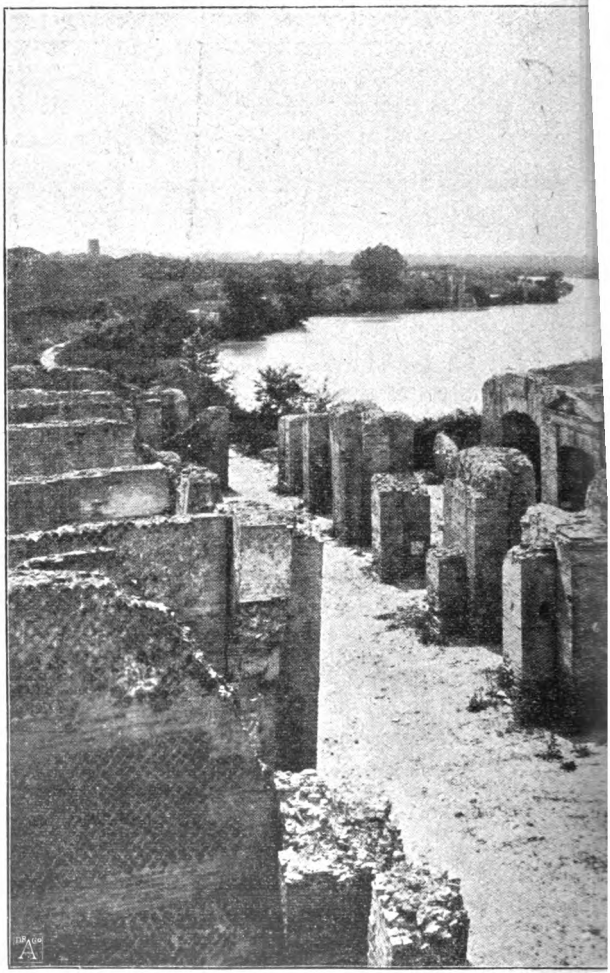
Jeder weiß, daß die heute so traurig und öde anmutende römische Campagna einst einen ganz anderen Anblick gewährt hat, daß sie eine lachende Ebene von üppigster Fruchtbarkeit war, übersät mit heiteren Siedlungen und mit den Lusthäusern reicher Patrizier, die hier Erholung suchten von dem aufreibenden Genußleben der weltbeherrschenden Stadt.

Der Tiber, der in zahlreichen Windungen langsamen Laufes dem Meere zuströmt, und der heute so eigentümlich trübselig und unlebendig auf den Be-

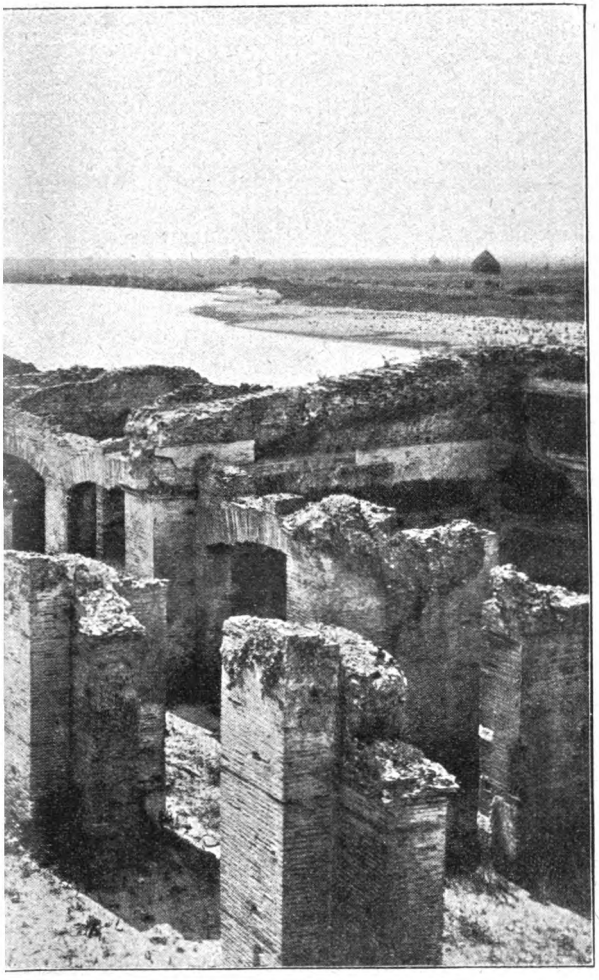
Das alte Oſtia: H



straße mit Läden.



Das alte Oſtia: H

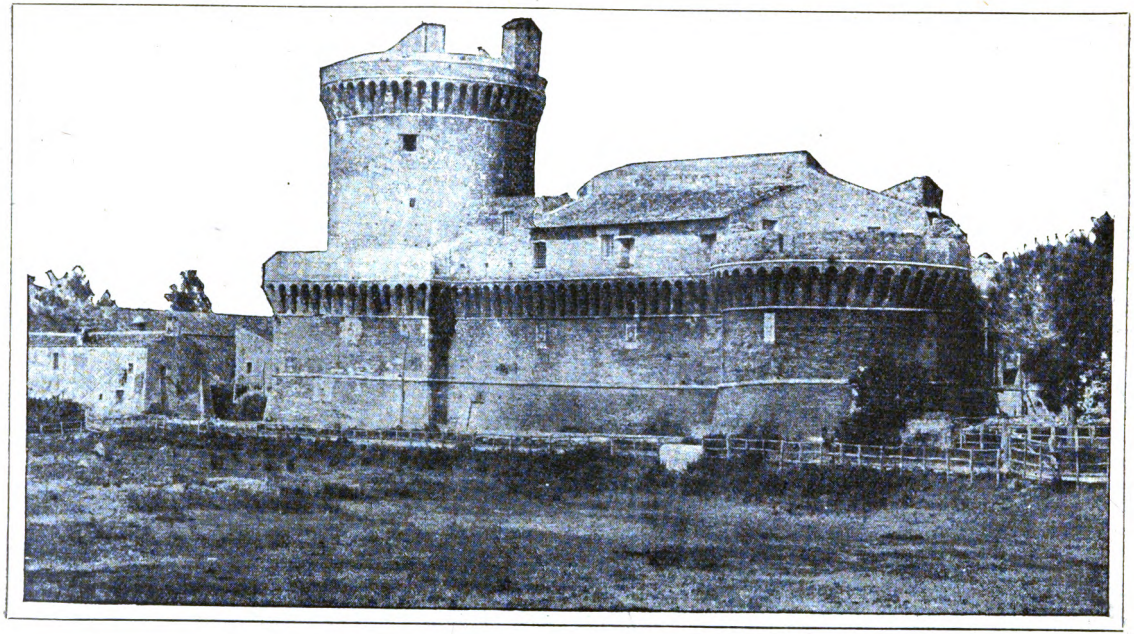


ſtraße mit Läden.

schauer wirkt, war einst eine von Barken und pomphaften Lustfahrzeugen wimmelnde Verkehrsstraße, die für die Bevölkerung Roms als der bequeme und natürliche Verbindungsweg mit ihrem Seehafen eine hohe Bedeutung hatte. Aber er hat diese Bedeutung schon seit Jahrhunderten verloren, und wer heute, seinem Laufe folgend, einen Ausflug nach der Meeresküste unternimmt, den erwartet nicht mehr das fröhlich geschäftige Treiben eines ansehnlichen Hafenplatzes, sondern eine stille, menschenverlassene Trümmerstätte.

Bei Ponte Galera von der Hauptstrecke abzweigend, führt eine kleine, wenig befahrene Nebenbahn den Reisenden am rechten Tiberufer entlang nach Porto, das nur in seinem Namen die Erinnerung bewahrt hat an jene Tage, da Kaiser Claudius hier mit gewaltigem Kostenaufwande den Portus Augusti geschaffen, den Hafen von Ostia, der mit seiner großzügigen Anlage dem ungefähr vierundzwanzig Kilometer entfernten Rom alle Vorzüge und Bequemlichkeiten einer Seestadt verschaffte.

Es hatte dazu einer künstlichen Anlage bedurft, denn der nach der Überlieferung schon von dem König Ancus Marcius an der Tibermündung angelegte Hafenplatz Ostia war in den Zeiten des republikanischen Roms durch rasche Versandung mehr und mehr für die Benützung durch größere Fahrzeuge untauglich geworden. Auch hatte der Ort selbst im Jahre 87 vor Christo durch die von Marius angerichteten Verwüstungen schweren Schaden erlitten, von dem er sich nur langsam zu erholen vermochte. Durch die Anlage eines Kanals, der einen großen Teil des Stromes ableitete, wurde nun künstlich eine neue Tibermündung geschaffen, die tief, geräumig und sicher genug war,



Das Kaſtell in Oſtia.

um den Handelsschiffen das Einlaufen zu gestatten und zugleich als Flottenstation zu dienen.

Durch Trajan erfuhr dieser Hafen dann noch eine weitere Vergrößerung, und die natürlichen Reize seiner Lage machten Ostia außerdem zu einem sehr beliebten Badeort für die vornehme Gesellschaft der nahen Hauptstadt. Da konnte es nicht fehlen, daß die Ortschaft rasch aufblühte, und daß ihre Bevölkerung zu beträchtlichem Wohlstand gelangte.

Aber mit den Gotenzügen Alarichs begannen die Tage des Verfalls, der nun unaufhaltsame Fortschritte machte. Im Jahre 830 hatte Gregor IV. den tatkräftigen Versuch gemacht, ein neues Ostia zu begründen, aber die einst so blühende Siedlung hatte in der Folge gegen zu viele Feinde zu kämpfen, als daß sie sich hätte behaupten können. Die Raubzüge der Sarazenen und die von der verwahrlosten Campagna erzeugten Fiebergifte beunruhigten und dezimierten die Bevölkerung, in dem Hafenbecken aber häuften sich die angeschwemmten Erdmassen, so daß die Tibermündung sich von Jahr zu Jahr weiter und weiter ins Meer hinausschob. Tatsächlich befindet sich dieselbe heute nicht mehr bei dem alten Ostia oder bei Porto, sondern mehrere Kilometer weiter dem Meere zu bei dem heutigen Fiumicino, das indessen kaum noch ein Hafen, sondern höchstens eine Landungsstelle für Fahrzeuge von geringem Tiefgange genannt werden kann.

Von der Großartigkeit der ehemaligen Anlagen kann man sich nur schwer noch eine zutreffende Vorstellung machen. Der Hafen ist allerdings an seiner Einfassung zu erkennen und der Kanal noch vorhanden; aber zwischen dem ersteren und dem Flusse besteht keine Verbindung mehr, und er ist stellenweise ganz aus-

getrocknet. Die Ortſchaft Porto ſelbſt iſt demgemäß ohne alle Bedeutung. Sie beſteht eigentlich nur aus dem Biſchofspalaſt und der Kathedrale. Einer der

Das alte Oſtia: Altrömiſcher Vorratsraum.

hohen Würdenträger der römiſchen Erzdiözeſe, und zwar immer ein Kardinal, iſt Biſchof von Porto — natürlich nur dem Namen und Titel nach, denn niemand mutet ihm zu, in der fieberſchwangeren Atmoſphäre ſeines Biſchofsſitzes zu hauſen.

Nach dem eigentlichen Ostia gelangt man über die von dem Kanal und dem Tiber eingeschlossene „heilige Insel", eine Landstrecke, die besonders dadurch interessant ist, daß man hier einen der ersten praktischen Versuche gemacht hat, durch Wiederaufnahme des Landbaus die Fiebergefahr zu bekämpfen. Den Kanal kann man auf einer festen Brücke überschreiten; nach dem jenseitigen Tiberufer aber fehlt es an einer solchen Verbindung, und man muß sich in einem Nachen übersetzen lassen, wenn man den Ruinen von Ostia einen Besuch abstatten will.

Von der einstigen Herrlichkeit ist nichts geblieben als ein weit verstreuter Haufe von Trümmern, deren Beschaffenheit stellenweise an die Eindrücke von Pompeji erinnert. Das ehedem so reiche Ostia bedeutet für den Altertumsforscher natürlich eine der ergiebigsten Fundstellen auf italienischem Boden, und schon im Jahre 1783 wurde mit der Ausgrabung der alten Stadt begonnen. Planmäßig ist man allerdings erst seit 1855 mit der Bloßlegung der wichtigsten Stellen vorgegangen, und man hat seitdem das Forum, ein Theater, zwei Tempel, eine Feuerwache, Thermen, eine Straße mit Verkaufsläden und verschiedene Vorratsräume mit großenteils wohlerhaltenen Tongefäßen in ihren Überresten aus der einsargenden Erdkruste herausgeschält. Auch eine ganze Gräberstraße hat man aufgedeckt, und es ist als gewiß anzunehmen, daß dem Forscher hier noch viele interessante Entdeckungen vorbehalten sind. Lange Zeit verfügte die italienische Regierung nicht über die reichen Geldmittel, deren es für systematische Ausgrabungen in größerem Maßstabe bedarf, die Arbeiten ruhten daher viele Jahre hindurch beinahe ganz, neuerdings sind sie aber wieder in umfassender Weise aufgenommen worden, so daß

die vollſtändige Löſung der verheißungsvollen Aufgabe in einer vielleicht nicht fernen Zukunft bevorſteht.

Das abſeits der antiken Trümmerſtätte gelegene heutige Oſtia iſt eine der armſeligſten und kümmerlichſten Ortſchaften, die man ſich denken kann. Sie

Ein Campagnahaus in der Umgegend von Oſtia

beſteht in der Hauptſache aus einem recht trutzig anmutenden, aber heute natürlich bedeutungsloſen Kaſtell und einer kleinen Anzahl von Häuſern, die von wenig mehr als hundert ſtändigen Ortsinſaſſen bewohnt werden. Wenn die gefährlichſte Zeit des Jahres beginnt, ergreifen auch dieſe zum größeren Teil die Flucht vor dem Fieber, ſo daß Oſtia den Eindruck völliger Verlaſſenheit macht. Zur Verrichtung der unerläßlichſten Feldarbeiten, auf die ſich um ihrer hohen Fieber-

gefährlichkeit willen nur die Ärmsten unter den Armen einlassen, findet sich dann wohl vorübergehend ein Häuflein von Männern und Weibern ein, die in ihrer öden, unfruchtbaren Bergheimat nicht einmal notdürftig ihr anspruchsloses Dasein zu fristen vermochten, und diese Bedauernswerten pflegen dann in jenen spitzen Rohrhütten zu hausen, deren eine unsere Abbildung zeigt, und die man als denkbar primitivste menschliche Behausung überall in der Campagna antreffen kann. Der fensterlose Innenraum dieser höhlenartigen Wohnstätten ist gewöhnlich vollgestopft mit Menschen und Tieren, und der Fremde, der Mut genug besaß, einen Schritt durch die niedere Türöffnung zu wagen, ergreift sicherlich schon nach dem ersten Atemzuge, von Entsetzen geschüttelt, die Flucht.

Wem es widerstrebt, mit den melancholischen Eindrücken einer Wanderung nach dem alten Ostia in die ewige Stadt zurückzukehren, der möge seinen Ausflug mit einem Abstecher nach dem nur wenige Kilometer entfernten Kastell Fusano beschließen. Hier findet er mitten in der weiten Einöde ein mit prächtigen Anlagen umgebenes königliches Jagdschloß, das in seiner Phantasie wohl eine Vorstellung davon wachrufen mag, wie es in längst versunkenen, glücklicheren Zeiten hier überall an der latinischen Küste ausgesehen hat.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Unaussprechlichen. — Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bewohnten zwei junge Studenten namens Bernis und Montazet in einem Hause der Pariser Vorstadt Montmartre ein sehr bescheidenes Stübchen. Beide stammten aus guten Familien, hatten aber außer ihrem Namen und einer Menge Ahnen nichts, das sie ihr eigen nennen konnten, als wenige Bücher, eine ziemlich armselige Garderobe und eine für ihre Verhältnisse viel zu große Menge von Schulden.

Ihre Hoffnung, daß wenigstens einer von ihnen eine gute Stellung erlangen würde, wollte sich nicht erfüllen. Mit einem solchen Glücksfalle wäre beiden geholfen gewesen, denn bei ihrer innigen Freundschaft hätte der eine nicht Not zu leiden brauchen, wenn der andere im Überflusse schwelgte. Es fehlte ihnen aber an geeigneten Fürsprechern, und ohne solche war bei der damals in Frankreich herrschenden Günstlingswirtschaft nichts zu erreichen. Auch die Bemühungen Bernis', der ein hübsches poetisches Talent besaß, für die Erzeugnisse seiner Muse einen gut zahlenden Verleger zu finden, blieben erfolglos.

Um sich auf andere Gedanken zu bringen, machten sie eines Tages einen Spaziergang im Tuileriengarten, und hier sahen sie, wie ein großes, prächtig geschmücktes Boot an einem Landungsplatze der Seine anlegte. Eine glänzende Gesellschaft verließ das Fahrzeug und stieg die nach dem Garten führende Treppe hinauf.

„Komm, Montazet," rief Bernis seinem Begleiter zu, „das wird die Königin mit ihrem Gefolge sein. Die wollen wir uns doch einmal aus nächster Nähe ansehen."

Aber nicht die Königin war es, sondern die Marquise von Pompadour, die damals nicht nur ganz Frankreich beherrschte, sondern auch die Politik der übrigen Staaten Europas beeinflußte.

Von ihrer berückenden Erscheinung war Bernis so hingerissen, daß er einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken konnte. Seine Begeisterung war der hohen Frau nicht entgangen, und hätte ihn Montazet nicht gewaltsam mit sich fortgezogen, so wäre es vielleicht zu einer Szene gekommen.

Stumm und in Gedanken versunken folgte Bernis seinem Freunde, und er achtete wenig auf die Vorwürfe, die dieser ihm machte. Eine große Tat beschäftigte seinen Geist — nichts Geringeres hatte er vor, als die schöne Marquise durch glühende Verse zu verherrlichen.

Sofort ging er ans Werk, und schon nach wenigen Tagen war seine Dichtung vollendet. Über alles Erwarten war sie gelungen, und auch Montazet kargte dieser Schöpfung gegenüber nicht mit seinem Lobe. Einen großen Schreck aber bekam er, als ihm Bernis seine Absicht kundgab, sein Werk der schönsten aller Frauen, nämlich der Marquise selbst, zu übersenden. Vergebens wandte Montazet seine ganze Überredungskunst auf und warnte seinen Freund vor Bastille und Deportation, die ihm drohten, falls das Gedicht durch einen unglücklichen Zufall in die Hände des sehr mißtrauischen Königs fiele. Bernis ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und, fein säuberlich abgeschrieben, sandte er das Gedicht nach dem Hotel der Pompadour.

Drei lange Tage vergingen. Da überbrachte ein reichgekleideter Diener ein Briefchen. Montazet war gerade ausgegangen, und Bernis fand lange nicht den Mut, das Siegel zu erbrechen; endlich aber tat er es doch und las zu seinem freudigen Erstaunen: „Die Frau Marquise von Pompadour erwartet Herrn Bernis morgen um zwölf Uhr zur Matinee.“

Unbeschreiblich war seine Freude, und in lauten Jubelausbrüchen gab er ihr Ausdruck. Noch hatte er sich nicht beruhigt, als sich die Tür auftat und mit strahlendem Gesicht Montazet eintrat. Auch ihm hatte heute das Glück gelächelt.

Ein Neffe des verstorbenen Ministers Fleury hatte ihn seiner Fürsprache bei der Besetzung einer gut dotierten Stelle versichert; es bedurfte nur noch einer persönlichen Vorstellung bei einem Staatsrate, die morgen abend, gelegentlich einer großen Gesellschaft im Hause von Montazets Fürsprecher, zu der auch Montazet eingeladen war, stattfinden sollte.

Wie groß war aber ihr Kummer, als Bernis jetzt an den Zustand seiner Garderobe dachte. Sein Staatsrock war zwar noch in einem recht leidlichen Zustand, Strümpfe, Schuhe und Manschetten waren auch noch in guter Verfassung, aber ein sehr wichtiges Kleidungsstück harmonierte nicht mit den übrigen, und das waren — die Beinkleider. Diese waren schon seit geraumer Zeit dem täglichen Gebrauche anheimgefallen, und an einen Ersatz war bei der Kürze der Zeit und noch mehr bei den traurigen Vermögensverhältnissen der beiden Freunde nicht zu denken.

Glücklicherweise fand sich jedoch ein Ausweg. Montazets Samtbeinkleider waren fast noch neu, und da die beiden Freunde ziemlich von gleicher Gestalt waren, so bat Bernis seinen Genossen, ihm für die Matinee auszuhelfen. Montazets Bedenken, der doch morgen abend selbst in Gala erscheinen mußte, beschwichtigte Bernis durch das Versprechen, daß er so rechtzeitig zurück sein würde, daß Montazet noch die Gesellschaft seines Gönners besuchen könnte.

Vor freudiger Erwartung konnten die beiden glücklichen Freunde in der folgenden Nacht kaum schlafen, und voll der schönsten Hoffnungen ging Bernis am anderen Morgen dem Hotel der Marquise von Pompadour zu.

An mehreren Tagen der Woche versammelte diese einen Kreis geistreicher Männer um sich, und es galt als eine ganz besondere Auszeichnung, zu diesen Gesellschaften zugezogen zu werden. Das hübsche Lobgedicht hatte nicht nur der schönen Frau geschmeichelt, sondern auch allgemein gefallen, und als nun Bernis die mächtige Frau in wohlgesetzten Worten um Verzeihung für sein vielleicht allzu kühnes Wagnis bat, gewann er sich rasch deren ganzes Interesse.

Bernis war ein liebenswürdiger junger Mann, der durch

sein offenes Wesen und die freimütige Art, mit der er seiner Gönnerin von seinem widerwärtigen Schicksale erzählte, diese so von ihm einnahm, daß sie ihn bei Tisch zu ihrem Nachbar wählte und ihm versprach, für sein ferneres Fortkommen Sorge zu tragen.

Unter witzigen und geistvollen Gesprächen verschwanden so dem guten Bernis die Stunden wie Minuten, und ihm war es, als hätte er sich eben erst neben seine bezaubernde Nachbarin niedergesetzt, als die Tafel aufgehoben wurde und man sich in den anstoßenden Saal zum Spiele begab. Da bemerkte Bernis zu seinem nicht geringen Schrecken, daß bereits die sechste Abendstunde herangekommen war; sein Freund Montazet fiel ihm ein, der gewiß schon voller Ungeduld seiner Rückkehr harrte.

Länger durfte er nicht mehr zögern, und so schwer es ihm auch wurde, diese auserlesene Gesellschaft zu verlassen, so mahnte ihn doch die Pflicht der Freundschaft unabweisbar zum Aufbruch. Er wandte sich deshalb an die Marquise, um sich bei dieser zu verabschieden.

„Sie wollen uns schon verlassen, mein junger Freund?“ fragte erstaunt die schöne Frau und fügte mit reizender Koketterie hinzu: „Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Gesellschaft wie diese hier Sie so rasch langweilen würde.“

„Ich würde es für mein höchstes Glück betrachten, noch länger in diesem erhabenen Kreise weilen zu dürfen,“ versicherte Bernis, „aber eine höhere Pflicht ruft mich gebieterisch ab.“

„Eine höhere Pflicht? Wohl ein Liebesabenteuer?“ lächelte die Marquise und drohte Bernis mit dem Fächer.

„Dies würde ich hier gewiß gern vergessen,“ beteuerte Bernis, „aber die heilige Pflicht der Freundschaft ruft mich, und diesem Rufe muß ich nachkommen.“

„Verweilen Sie, bitte, nur noch einige Augenblicke, und erweisen Sie mir einen Ritterdienst: spielen Sie für mich!“

Mit diesen Worten reichte die Marquise dem jungen Mann ihre Börse, da sie glaubte, daß er sich wegen Geldmangels vom Spiele fernhalten wollte.

„Nicht das beschämende Gefühl meiner Armut ist es, das mich forttreibt," antwortete Bernis errötend. „Den einzigen Grund für meinen Aufbruch habe ich bereits erklärt, und wenn dabei auch wirklich noch ein kleines Geheimnis obwaltet, so lassen Sie mich dies, bitte, verschweigen."

„Wie? Also doch ein Geheimnis?" rief die Marquise. „Sie gestehen das selbst ein und trauen mir nicht so viel weibliche Neugier zu, daß ich nicht durchaus darauf dringen werde, die Vertraute Ihres Geheimnisses zu werden?"

„Ich beschwöre Sie, Frau Marquise," flehte Bernis, von dessen Stirn kalter Schweiß herablief, „lassen Sie mich diesen Schleier nicht lüften. Mein Geheimnis ist — unaussprechlich."

„So befehle ich Ihnen zu reden!" rief die Marquise.

„Ihrem Befehle wage ich allerdings nicht zu widerstehen," entgegnete Bernis, „wenn ich auch sehnlichst gewünscht hätte, meine Bitte erfüllt zu sehen, um das — Unaussprechliche nicht nennen zu dürfen. Meine unglückseligen — Beinkleider sind schuld daran, daß ich eine Gesellschaft verlassen muß, welcher auch nur auf einige Stunden angehört zu haben ich stets als das größte Glück meines Lebens betrachten werde."

Die Marquise hielt sich den Fächer vor das Gesicht, um nicht laut aufzulachen, und Bernis erzählte nun ausführlich, weswegen er so zeitig aufbrechen müsse.

„Verzeihen Sie mir also, Frau Marquise," schloß Bernis, „verzeihen Sie, daß ich notgedrungen den häßlichen Namen dieses — unaussprechlichen Kleidungsstückes in Ihrer Gegenwart zu gebrauchen wagte. Hoffentlich findet meine Reue Gnade vor Ihren Augen, und dieses Haus bleibt mir dann vielleicht nicht für immer verschlossen."

Die erbetene Gnade ward zugesichert, und sein Abenteuer versetzte gleich darauf die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung.

Überglücklich eilte Bernis zu seinem ungeduldig wartenden Freunde Montazet, und eine Stunde später erschien dieser, mit den verhängnisvollen Beinkleidern angetan, in der Abendgesellschaft bei Fleurys Neffen.

Auch hier brachten die verhängnisvollen Beinkleider, die

in ganz Paris berühmt werden sollten, ihrem Träger Glück, denn Montazet erhielt die von ihm so heiß ersehnte Stellung.

Die bisherige Bezeichnung des bewußten Kleidungsstückes wurde jetzt nämlich ganz aus der Umgangssprache verbannt; denn mit Blitzesschnelle ward anstatt des Wortes „Beinkleider" jetzt überall das von Bernis gebrauchte, die „Unaussprechlichen", eingeführt und hat sich bis heutigentags erhalten. J. C.

Das Gespensterrecht. — Ehedem mischten sich die — Gespenster in so mancherlei Angelegenheiten des Lebens, daß es kein Wunder war, wenn die Juristen zu bestimmen suchten, was in solchen Fällen Rechtens sei. Keiner aber hat darüber so viel zusammengetragen als der berühmte Rechtslehrer Johann Samuel Stryk in einer im Jahre 1700 zu Halle geschriebenen Disputation. Aus dieser Schrift teilen wir einige Rechtsfälle mit.

Nach Stryks Versicherung ist es eine bekannte Sache, daß es Personen beiderlei Geschlechts gibt, die von Gespenstern sehr geneckt und verfolgt werden. Verheiraten sie sich, so kann das ihren Ehekonsorten nicht ganz gleichgültig sein. Es entsteht daher die Frage, was zu tun ist, wenn zum Beispiel ein Bräutigam oder Ehemann die Entdeckung macht, daß seine Braut oder Frau von Gespenstern verfolgt wird. Stryk ist billig genug, in diesem Falle zu erlauben, daß das Eheverlöbnis aufgehoben wird; ist aber die Hochzeit schon vorbei, so gibt es nach seiner Entscheidung keine Hilfe. Der Mann muß dann den Spuk als ein Hauskreuz ansehen, das er wie jedes andere mit seiner Ehehälfte geduldig zu tragen übernommen hat. Stryk führt das Beispiel einer sehr frommen Frau an, die manchmal ganz mit Schmutz bedeckt war und von ihren Mobilien immer ein Stück nach dem anderen verschwinden sah. Das rührte damals natürlich von einem Gespenst her, und Stryk ist der Meinung, der Mann müßte sich dieses Unwesen gefallen lassen, wenn er gleich dabei bettelarm würde.

In jener Zeit grub man noch eifrig nach klingenden Schätzen, wobei meist gute oder böse Geister mitwirkten. Stryk erlaubt, ohne Bedenken dem Ansinnen freigebiger Geister, wenn sich dabei keine Teufelei verrät, nachzugeben, und er findet dies

um so verzeihlicher, wenn sie recht zudringlich gütig sind, wie zum Beispiel jenes kleine Männchen in einem Walde bei Quedlinburg, das einer armen Holzsammlerin das Holz selbst aus dem Korb warf und ihr dafür Geld hineinpackte. Auch will Stryk nicht zugeben, daß sich der Fiskus einen Schatz zueignet, wenn er gleich auf Anzeige eines Gespenstes und durch ein unerlaubtes Mittel erworben zu sein scheint. Denn man müsse wohl unterscheiden, ob der Teufel das Mittel ist, wodurch man den Schatz hebt, oder bloß die Ursache, daß man danach sucht. Nur dann, wenn das Gespenst nicht bloß den Schatz anzeigt, sondern auch eine Anleitung gibt, ihn durch unerlaubte Zaubermittel zu heben, nur dann kann dem Schatzgräber, wenn er dieser Anleitung gefolgt ist, sein Fund von Rechts wegen konfisziert werden.

Sehr ausführlich handelt Stryk von den Streitigkeiten über Häuser, in denen Geister spuken. Kam ein Haus in diesen Ruf, so verlor es damals fast seinen ganzen Wert. Stryk findet es daher ganz rechtmäßig, gegen einen Schwiegervater, der ein solches Haus bei der Mitgift mit angerechnet, gegen einen Schuldner, der es zum Unterpfande eingesetzt, und gegen einen Verkäufer, der damit den Käufer betrogen hat, Klage zu erheben. Auch einem Mieter erlaubt er, darauf zu dringen, daß man ihn ziehen läßt und den Mietvertrag aufhebt, wenn es die Geister gar zu arg treiben. Denn ist der Spuk erträglich, wie wenn zum Beispiel die Geister nur in den abgelegensten Teilen des Hauses manchmal an die Türen klopfen oder ein wenig heulen, so soll man deswegen nicht sogleich ausziehen wollen. Auch braucht nach Stryk der Vermieter nicht nachzugeben, wenn er beweisen kann, sein Haus sei immer rein von Geistern gewesen und nur erst, seitdem es der Mieter bewohnt wegen der Feindschaft, in der dieser mit Hexen und Zauberern lebe, von Teufelsspuk heimgesucht worden.

Auch über solche und erdichtete Gespenster stellt Stryk einige Rechtsregeln auf. Wenn jemand zum Scherz oder in anderer Absicht ein Gespenst vorstellt und dabei tüchtig durchgeprügelt wird, so kann er keine Injurienklage anstellen; wohl aber steht diese einem Hausbesitzer gegen einen Verleumder

zu, der sein unschuldiges Haus in den Ruf bringen will, es sei nicht geheuer.

Ziemlich nachsichtig zeigt sich Stryk gegen Verbrecher, die durch Geister zu ihren Verbrechen verleitet werden. Diese Entschuldigung mag zu jener Zeit nicht selten vorgebracht worden sein. Er selbst führt den eben damals der Hallischen Juristenfakultät zur Entscheidung vorgelegten, merkwürdigen Fall der Anna Margareta Gänsertin an, welcher der Teufel mehrmals, bald als ein schwarzes Männchen, bald als ein Kavalier in braunen Kleidern, beidemal jedoch mit Geißfüßen erschienen war, und die sich von ihm hatte beschwatzen lassen, dreimal Feuer anzulegen. Nun will zwar Stryk nicht, daß man einen solchen verführten Verbrecher ganz ungestraft lassen soll, weil doch jeder weiß, daß man sich vom Teufel nicht soll verführen lassen; aber unter gewissen Umständen findet er es doch billig, die Strafe zu mildern, zum Beispiel wenn der Beschuldigte anführen kann, der Geist habe gedroht, ihm den Hals umzudrehen. Dies wird dann wohl auch der Margareta Gänsertin, welcher der Teufel mit solchen harten Drohungen zugesetzt hatte, zugute gekommen sein.

Stryk handelt dann auch weitläufig über die Pflichten, welche die Behörden in Hinsicht auf Gespenster zu erfüllen haben. Auch hat der Rechtsgelehrte Karl Friedrich Romanus zu Leipzig in einer 1703 gehaltenen Doktordisputation mit großer Gelehrsamkeit die Frage untersucht, ob wegen Gespenstern der Mietvertrag aufgehoben werden kann. Ergötzlicher aber ist Stryks Disputation, weil diese mit vielen Gespenstergeschichtchen ausgestattet ist. Am erbaulichsten werden die, welche sich vor Gespenstern fürchten, seine gelehrte Rechtfertigung der Gespensterfurcht finden. Man erfährt daraus, daß unter allen Tieren allein die Löwen von dieser Furcht völlig frei sind, daß aber den Löwen zu gleichen, nur sehr wenigen beschieden ist. Er erlaubt daher nicht nur den Frauen und Kindern, sondern auch den Männern, sich ihrer Furcht nicht zu schämen, und hält auch keine Art von Spuk, wenngleich sich die Geister noch so manierlich benehmen, für erträglich. Sobald ein Mieter nur das geringste von gespenstischen Hausgenossen merkt, so kann

er mit vollem Rechte die Aufhebung des Mietvertrages verlangen; nur liegt ihm ob, zu beweisen, daß es wirklich gespukt hat. Zu diesem Beweise teilt Stryk eine lange Anweisung mit, wobei er unter anderem empfiehlt, um die Sache kurz zu machen, einen Notar zu berufen und ihn über das, was er von Geisterspuk hört und sieht, ordentlich ein Protokoll errichten zu lassen. Das müßte nun freilich, da die Geister selten am Tage erscheinen, zur Nachtzeit geschehen, und da ließe sich einwenden, daß in des Kaisers Maximilian Notariatsordnung ausdrücklich verboten ist, zur Nachtzeit und an dunklen Orten Protokolle zu errichten. Stryk erinnert aber dagegen, daß es in gewissen Fällen allerdings erlaubt sei; ja er will seinem Gespensternotarius nicht einmal die drei angezündeten Lichter lassen, die Mascardus zur Gültigkeit eines solchen nächtlichen Aktes notwendig findet. „Denn," sagt er, „wenn die Geister bloß lärmen, so braucht man, um sie zu hören, kein Licht; erscheinen sie, so lassen sie die Lichter nicht brennen; überdem aber bringen sie gewöhnlich selbst Licht mit." C. T.

Sprachliche Irrtümer. — Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß Worte und Bezeichnungen sogar von der Wissenschaft gebraucht werden, die eigentlich völlig sinnlos, sowohl für sich selbst wie in der üblichen Satzverbindung, sind. Die Sache erklärt sich meist so, daß eine in einer bestimmten Gegend übliche Dialektbezeichnung von einem Unkundigen mißverstanden und dann völlig falsch ins Schriftdeutsche „übersetzt" worden ist.

So ist zum Beispiel ein zu der Familie der Würger gehöriger, in Europa allgemein vorkommender Vogel in Deutschland unter dem Namen „Neuntöter" bekannt. Im Plattdeutschen heißt dieser Vogel Hiägenmöhner = Heckentöter, da er die gefangenen Insekten auf den Dornen der Hecken aufzuspießen pflegt. Das plattdeutsche Hiägen = Hecken wurde nun von einem dieses Dialektes Unkundigen mit dem ähnlich lautenden Niägen = Neun verwechselt und das Wort in Neuntöter übersetzt. Der so bezeichnete Vogel muß sich nun die Behauptung gefallen lassen, er spieße jeweils gerade ausgerechnet neun Insekten auf, was selbstverständlich den Tatsachen in keiner Weise entspricht.

Ähnlich steht es mit dem an Gewässern nistenden, wundervoll metallisch glänzenden Eisvogel. Das hübsche Tierchen hat mit „Eis“ nicht das allergeringste zu tun, sondern die Bezeichnung sollte eigentlich „Gleiß“ = Glanzvogel heißen mit Bezug auf sein so herrlich glänzendes Gefieder.

Ähnlich ist's dem Maulwurf ergangen. Der Name stammt aus dem Plattdeutschen. „Mul“ bedeutet nun hier sowohl Haufen als auch Maul. „Mulwurf“ bedeutet also „Haufenwerfer“. Aus Mißverständnis ist nun aus diesem seiner Tätigkeit entsprechenden Haufenwerfer ein „Maulwurf“ entstanden.

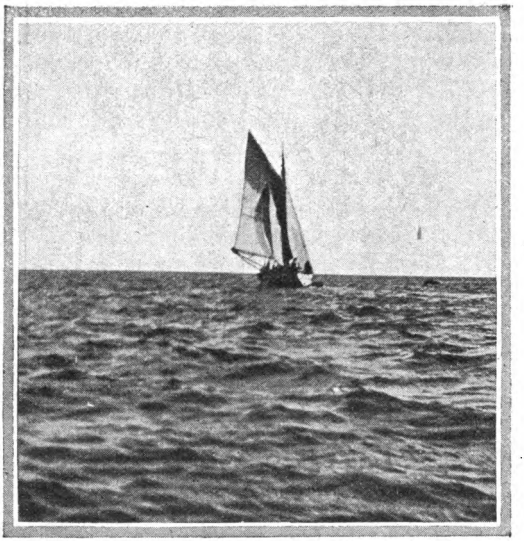
Als charakteristische Beispiele solcher sprachlichen Entgleisungen mögen nun noch zwei ganz bekannte sprichwörtliche Ausdrücke Platz finden. Als erstes sei das „Maulaffen feilhalten“ angeführt. Im Plattdeutschen sagt man von jemand, der den Arbeitenden müßig zusieht: „De Kiärl hält dat Mul oopen.“ Diese Redensart erhielt nun von einem großen Sprachkundigen vor dem Herrn seine Übersetzung in: „Der Kerl hält Maulaffen feil.“ Auf diese Weise entstand eine Tiergattung, die noch kein „Zoo“ aufzuweisen imstande ist, und die auch noch keinem Naturforscher bekannt sein dürfte.

Als zweites Beispiel gelte der Ausdruck: „Sein Schäfchen aufs trockene bringen“. Im Norddeutschen heißt es: „Sein Schepken (Schiffchen) aufs trockene bringen“. Nun wurde aber der Ausdruck „Schepken“ mit dem ähnlich klingenden „Schäfchen“ verwechselt, und der geistreiche Ausspruch fand seinen Weg in den Sprachschatz. A. M.

In einer Jolle um die Welt. — Auf einer tollkühnen Fahrt mit seinem Segelboot „Pandora“, mit dem er die ganze Erdkugel zu umkreisen hofft, ist der Kapitän Blythe unter der Begleitung des Matrosen Arapakis begriffen. Das Boot hat nur eine Wasserverdrängung von neun Tonnen. Die Fahrt ging von Perth in Westaustralien aus. Dann wurden die übrigen Häfen Westaustraliens sowie einige Hafenorte Neuseelands angelaufen, darauf der Stille Ozean durchquert und das äußerst sturmreiche und gefürchtete Kap Hoorn an der Südspitze Südamerikas glücklich umschifft.

Sicherlich ist die „Pandora“ bis jetzt das kleinste Schiff, das überhaupt das Kap Hoorn umfahren hat.

Auch im Atlantischen Ozean ist bisher das wagemutige Unternehmen vom Glück begünstigt gewesen, denn das Boot hat die Insel Ascension, die unter 7 Grad südlicher Breite



Das Segelboot „Pandora“.

ungefähr in der Mitte zwischen Südamerika und Afrika liegt, bei vollem Wohlsein der Besatzung erreicht. Th. S.

Am Sterbelager eines Königs. — Der Charakter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, des Vaters Friedrichs des Großen, ist hinlänglich bekannt. Der König war fromm, allein nach seinen eigentümlichen Ansichten glaubte er, Gott werde einem Regenten Ausnahmen von seinen Geboten gestatten und ihn milder richten als gemeine Sterbliche. Weil ihm über diese Meinung aber mitunter Zweifel kamen, ließ er im März 1739, als er an der Wassersucht krank lag, einen

Geistlichen kommen und legte diesem die Frage vor, ob er glaube, daß Gott einen Fürsten ebenso strenge richten werde wie einen Privatmann.

„Es schmerzt mich tief," erwiderte der Geistliche „bei Eurer Majestät Ansichten zu finden, die weder Ihrer selbst noch der christlichen Religion würdig sind. Weit entfernt, Eurer Majestät recht zu geben, fühle ich mich vielmehr in meinem Gewissen verpflichtet, Eure Majestät daran zu erinnern, daß vor Gott alle Menschen gleich sind und daß, wenn Gott einen Unterschied zwischen Fürsten und Untertanen macht, er nur darin besteht, daß der Herr die Fürsten viel strenger richten wird als die Untertanen."

Der Geistliche wäre in seinem Eifer wohl noch weiter gegangen, aber der König ließ ihm dazu nicht Zeit. Er versicherte ihm, er sei ein Dummkopf, und knüpfte daran die Aufforderung, er solle sich schleunigst zum Teufel scheren.

Klüger war ein zweiter Geistlicher, den der König zu sich rufen ließ, und dem er dieselbe Frage vorlegte. Auch dieser sprach sich dahin aus, daß Gott einen schlechten Fürsten beim ewigen Gericht strenger richten werde als einen schlechten Untertan, er fügte aber einen Vorbehalt bei, an den sein Kollege nicht gedacht hatte. „Wenn," sagte er, „ein Fürst seine Sünden aufrichtig bereut, die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die er sich hat zuschulden kommen lassen, wieder gutzumachen sucht, so wird er eher Gnade finden vor Gottes Augen als ein gewöhnlicher Sünder."

Der Schluß dieser Rede gefiel dem Könige so gut, daß er den Mann mit vielen Danksagungen entließ und ihn als einen sehr weisen und aufgeklärten Mann pries.

Am 15. März 1740, wenige Monate vor seinem Tode, hatte der Prediger Rolof eine Unterhaltung mit dem Könige. Der König sagte, er fühle, daß er eines langsamen und schmerzlichen Todes sterbe; er sei aber völlig gefaßt deshalb, denn es sei das einzige Mittel, durch welches die Vorsehung seine Seele retten könne, da er in seiner langen Krankheit über sich selbst habe nachdenken und zur Erkenntnis seiner Sünden habe kommen können. Er überlasse zudem die Regierung seinem Sohne,

der ein besserer Herrscher sein werde als er und der zu viel Geist habe, um schlecht zu regieren. Freilich sei er nicht immer so gewesen. Als der König hinzufügte, er könne sich rühmen, daß er nie absichtlich gesündigt habe, obwohl ihm die Versuchung oft nahe getreten, antwortete Rolof, es sei nur zu wünschen, daß Seine Majestät sich doch mancher Verfehlungen nicht schuldig gemacht habe. „Sie würden," fügte er hinzu, „viele Ungerechtigkeiten vermieden haben, wenn Sie ebenso dem Jähzorn und dem Geize widerstanden hätten."

„Ihr habt recht," antwortete der König, „ich bin aber einmal so. Wenn ich auch Geld übrig habe, will ich doch immer noch mehr haben. Es ist das eine alte Gewohnheit, der ich nicht widerstehen kann."

Der König schloß das Gespräch mit der Versicherung, daß er fühle, er könne, wenn er genese, wieder in seine früheren Fehler verfallen, und deshalb bitte er Gott, ihn von der Welt fortzunehmen.

Leider standen die Handlungen des Königs mit solchen Gedanken in krassem Widerspruch, denn gerade aus dieser letzten Zeit seines Sterbelagers werden Ausbrüche wilden Jähzorns gemeldet.

Am 21. März 1740 gedachte ein Geistlicher im Kirchengebete des kranken Königs und verband damit eine Fürbitte. Diesen Pfarrer ließ der König deshalb sofort verhaften. Vierzehn Tage später fragte er, was man in der Stadt über seine Krankheit spreche. Man erwiderte ihm, daß niemand etwas davon erfahre, da allen Dienern verboten sei, darüber Mitteilungen zu machen. Darüber wurde der König nun höchst unwillig und ließ der Dienerschaft eröffnen, der König habe nie daran gedacht, ein solches Verbot auszusprechen; im Gegenteil sei es ihm sehr lieb, wenn man in der Stadt erfahre, daß er gefährlich krank sei, damit man für ihn bete. Die Diener trauten aber dieser Sinnesänderung nicht und taten wohl daran, denn am 7. April ließ er einige Offiziere, die, wie er erfuhr, davon gesprochen hatten, daß der König in Todesgefahr schwebe, auf die Festung setzen.

Die Kammerdiener des Königs hatten während dessen

Krankheit einen gar schlimmen Dienst und waren den gröblichsten Mißhandlungen ausgesetzt. Sie durften ihn auch während der Mittagszeit nicht verlassen, weshalb ihnen das Essen aus der Hofküche verabreicht wurde. Am 14. April aber befahl der König, die Kammerdiener sollten sich von jetzt ab selbst beköstigen und sich das Essen ins Schloß bringen lassen. Jeden Mittag mußte dann jeder dem Könige sein Essen vorzeigen, der dann bisweilen selbst davon aß oder eine Schüssel gegen eine der für ihn bereiteten austauschte. An demselben Tage verbot er auch, daß sich jemand in seinem Zimmer schneuze oder räuspere — bei einem Dukaten Strafe, die er dann rücksichtlos einforderte.

Mit dem Zunehmen der Leiden des Königs wurde auch seine Ungeduld, seine üble Laune immer unerträglicher. Eines Tages gab er dem Leibarzte Eller ein paar Ohrfeigen, so daß dieser mit der Erklärung forteilte, er werde nicht wieder zu ihm kommen. Als der König, seine Übereilung bereuend, nach ihm schickte, weigerte er sich, da er sich aus Aufregung zu Bette hatte legen müssen, zu erscheinen. Der König hierdurch von neuem gereizt, ließ nun seinen Zorn an seinen Kammerdienern aus. Einen verurteilte er dazu, als Gemeiner in das Militär einzutreten, einem anderen ließ er zweihundert Stockschläge geben. Man rief endlich die Königin herbei, die sehr ernst zu ihm redete und ihm sagte, wie er bei Gott keine Gnade finden könne, wenn er sich nicht zu mäßigen verstehe.

Darauf fing der König an zu weinen.

Am 31. Mai 1740 endeten die langen Leiden des Königs. Er ging jetzt wirklich dem Tode mit der Ruhe eines Weisen und dem frommen Glauben eines Christen entgegen. Dies versöhnt mit manchem Ausbruche seiner wilden Leidenschaft. C. T.

Kindermord bei den farbigen Völkern. — Die Natur hat mit weiser Vorsicht den Geschöpfen fast aller Arten den mächtigen Trieb eingepflanzt, ihre jungen Sprossen gegen alle ihnen drohende Gefahren zu verteidigen. Nur der Mensch hat sich unbegreiflicherweise bis zum systematischen Morden seiner Kinder verirrt. Die Geschichte aller Völker lehrt in

deutlichen Zahlen den Kindermord als Volksbrauch. Zu Anfang wollte man vielleicht dadurch der Übervölkerung vorbeugen oder durch Beseitigung schwächlicher Kinder das Gemeinwohl heben, doch später bildete sich die Kindertötung zur groben Unsitte aus, meistens nur aus dem Grunde, um sich der Sorgen für das Kind zu entäußern. Noch heutzutage ist der Kindermord erschreckend weit verbreitet. Ein britischer Kommissär schätzte noch vor wenigen Jahren die Zahl der jährlich in den indischen Provinzen Cutch und Gujarat ermordeten Kinder auf nicht weniger als 30,000.

Bei den asiatischen Völkern und auf den südlichen Inseln gehören die jungen Opfer fast alle dem weiblichen Geschlecht an. Mädchen wurden in manchen Gegenden in so großer Zahl getötet, daß oft vier bis fünf männliche Personen auf eine weibliche kam. Eine im Jahre 1867 durch die englische Regierung in Indien angestellte Untersuchung ergab, daß bei den Radschputen unter den Fußböden der Häuser Kinderschädel in großen Mengen verborgen waren. Bei den Dschohmudscha zählte man bloß 335 weibliche Personen gegenüber 4912 männlichen, im südlichen Bezirk von Allahabad in 95 Dörfern nur 3 Mädchen. Ein im Jahre 1870 für ganz Indien erlassenes Gesetz bestimmte nun, daß, wenn die Zahl der Mädchen in einem Orte nicht 40 Prozent der gesamten Kinderbevölkerung erreiche, die Einwohner unter dem Verdachte des Mädchenmordes stehen müßten und strafbar seien. Aber dieses Verhältnis ist erst in den letzten Jahren und keineswegs in allen Teilen des indischen Reiches erzielt worden. Wenn die Mädchen nicht umgebracht wurden, vernachlässigte man sie dermaßen, daß sie an dieser Behandlung zugrunde gingen. In China soll die Zahl der getöteten Kinder in manchen Bezirken 40 Prozent aller Neugeborenen betragen. Die Kinder werden teils gleich nach der Geburt umgebracht, teils ausgesetzt.

Auch in Afrika werden Kinder sehr häufig getötet, und zwar meist infolge von abergläubischen Vorstellungen. Dennoch ist der Neger Afrikas ein großer Kinderfreund; keine Nachkommen zu haben, hält er für das größte Unglück, das ihn treffen kann. Mißgestaltete Kinder aber werden fast überall umgebracht.

Die Igorroten und Dajak lassen von Zwillingen ausnahmslos nur einen am Leben, zuweilen müssen beide sterben, und nicht selten folgt die Mutter nach. Die Neger und mehrere andere Völker Asiens und Südamerikas halten nämlich Mehrgeburten für etwas Unnatürliches und Schimpfliches.

Die Australier werden wohl durch die Armut des Landes und durch das daraus folgende Umherziehen genötigt gewesen sein, die Zahl ihrer Familienmitglieder möglichst klein zu erhalten. Hier finden wir den fürchterlichen Brauch, daß die Mutter mit ihren Gefährtinnen an der Leiche ihres erschlagenen Sprößlings ein Kannibalenfest hält, in dem Aberglauben, auf diese Weise die durch die Geburt verlorene Kraft wiederzugewinnen. Auf Tahiti gab es vor nicht langer Zeit Mütter, die zehn und mehr Kindermorde auf dem Gewissen hatten. A. E.

Kunsthandel mit Rothschild. — Wie ausgezeichnet auch die vom Reichtum Begünstigten abzuhandeln verstehen, beweist eine Aufzeichnung des berühmten württembergischen Bildhauers Joseph v. Kopf in seinen „Lebenserinnerungen eines Bildhauers". Der Künstler hatte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rom ein viel besuchtes Atelier, später gleichzeitig ein zweites in Baden-Baden, das ihm die Stadt auf Wunsch des Königs von Württemberg erbaute. Er schreibt: In Frankfurt sprach ich auch bei Rothschild vor, der für eine Nische in seinem Palaste eine Figur wünschte und sich deshalb an Konsul Kolb gewandt hatte, der ihm den Vorschlag machte, mir den Auftrag zu übergeben. Es sollte ein Gegenstück zu einer Figur von Tenerani sein. Ich hatte eine Zeichnung gefertigt, die ich ihm mit einem Schreiben von Kolb überbrachte.

Rothschild empfing mich in seinem Arbeitszimmer mit den Worten: „Die Zeichnung gefällt mir nicht übel. Sie wissen, es soll das Gegenstück zu einer Figur von Meister Tenerani werden. Was würde es kosten, in Marmor schön ausgeführt, aber ohne Flecken, merken Sie sich das, ohne Flecken?"

„Achttausend Franken."

„So viel habe ich Tenerani nicht bezahlt."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, Sie irren sich: Sie zahlten Tenerani wohl das Doppelte."

„Die Figur, wie Sie wissen, kommt in eine Nische, rückwärts braucht sie also nicht ganz ausgeführt zu sein. Was würde sie dann kosten?"

„Nun ja! Wenn der Herr Baron eine halbfertig gemachte Figur wünschen, so kann ich sie auch zu sechstausend Franken liefern."

„Nun gut, so bleiben wir bei sechstausend Franken. Aber nicht wahr, es ist doch auch in Ihrem Interesse, wenn Sie die Figur rückwärts etwas mehr ausführen? Sie könnte doch auch einmal frei gestellt werden!"

„Gewiß. Aber dann kostet sie wieder achttausend Franken."

„Darüber werd' ich mich besinnen und Herrn v. Kolb Nachricht geben."

Es kam aber nie eine Nachricht. J. D. W.

Die Pulververschwörung. — Zu den Feierlichkeiten bei der Eröffnung einer neuen Parlamentssession in England zählt auch die Zeremonie der Untersuchung der Keller und Gewölbe des Parlamentsgebäudes, die nunmehr über dreihundert Jahre alt ist und von der im Jahre 1605 gegen König Jakob I. und das Parlament gerichteten sogenannten Pulververschwörung abgeleitet wird.

Thomas Percy, Graf von Northumberland, Thomas Bates, Thomas Winter, Eberhard Digby, John Grant, Guy Fawkes, Robert Keyes, Ambrosius Rookwood und andere Rebellen hatten durch einen Minengang, den sie von einem dem Westminsterpalast benachbarten Keller aus gegraben, ungefähr 36 Tonnen Pulver in die Gewölbe gebracht, um gelegentlich der Parlamentseröffnung den König, die Minister und Prälaten, die Peers und die Mitglieder des Parlaments in die Luft zu sprengen.

Der teuflische Anschlag kam dadurch zur Kenntnis des Grafen Salisbury, daß einer der Verschworenen einen befreundeten Lord anonym vor der Teilnahme an der Parlamentsfeier dringend warnte und dieser den Minister von der geheimnisvollen Warnung in Kenntnis setzte. Der Minister ließ sofort

Die Hinrichtung der an der „Pulververschwörung“ Beteiligten. (Nach einem Merianschen Stich.)

Haussuchung in allen dem Parlamentsgebäude benachbarten Häusern abhalten und Westminster selbst genau durchsuchen. In dem Kellergewölbe des Palastes entdeckte man unter Stroh die Pulverfässer und einen Mann, den Leutnant Guy Fawkes, versteckt. Während ein Teil der Verschwörer flüchten konnte, wurden die obengenannten acht gefaßt, am 30. Januar 1606 auf Hürden zur Gerichtstätte vor dem Westminsterpalast geschleift und, wie unser Bild zeigt, aufs grausamste hingerichtet.

Der Kupferstich zählt zu den berühmten Stichen Matthäus Merians, des großen Frankfurter Meisters, dessen Platten die von seiner Kunst entzückte Königin Christine von Schweden aufkaufen und vergolden ließ, wodurch sie natürlich unbrauchbar wurden. W. F.

Liebesmärchen. — Es war einmal ein wunderschönes Pflänzlein mit großen, roten Blüten, die wie die schönsten Sterne leuchteten und einen gar lieblichen Duft ausströmten. Sein Schöpfer hatte ihm den Namen „Liebe" gegeben und es einem reichen, vornehmen Manne zum Geschenk gemacht. Aber der war ein Geizhals, der den ganzen Tag an seinem Geldschrank oder bei den dicken Rechnungsbüchern zubrachte und keine Zeit für solch unnützen Firlefanz hatte. Und eines Tages, als ihn die treuen Blumenaugen gar so sehnsüchtig anschauten, machte er kurzen Prozeß und warf das arme Ding ingrimmig aus seinem stolzen, kalten Hause.

Als unser Pflänzchen nun so einsam und traurig auf dem schmutzigen Straßenpflaster lag, sahen es ein paar Kinder, die mit ihren lustigen Spielen gerade zu Ende waren und einen neuen Zeitvertreib suchten. Da kamen ihnen die schönen, bunten Blumensterne gerade recht. Aber die ungeschickten Kinderfinger waren zu plump für das feine Blumengebilde. Es mußte sich arg mißhandeln lassen, ohne daß sich die kleinen Missetäter dessen bewußt wurden; schließlich liefen sie gelangweilt von dannen, um einem leuchtenden Schmetterling nachzujagen.

So mußte sich unser Pflänzchen ein neues Obdach suchen. Auf seiner Wanderung kam es zunächst in ein gar herrliches Schloß, das eine junge, schöne Königin mit ihrem prächtigen

Hofstaat bewohnte. Nun schienen gar freudige Tage zu beginnen für das kleine Pflänzlein, das bisher nur das Unglück kennengelernt hatte. Jeden Morgen bekam es feurigen, süßen Wein zu trinken, oft war es von schmucken Herren und lachenden Damen umgeben, die es herzten und küßten und sich an seinem süßen Duft berauschten.

Aber plötzlich fing unser armes Liebespflänzchen an zu kränkeln: es grünte und blühte zwar wie früher, aber die neuen Triebe waren Schößlinge, die der rechten Kraft entbehrten, und die, kaum hatten sie das Tageslicht erblickt, schon dem Tode geweiht waren. Das lag wohl daran, daß das Schloß dicht an einem schmutzigen Sumpfe erbaut war, wo die neblige, stickige, ungesunde Moderluft den klaren, reinen Sonnenschein bald verdrängt hatte.

Da zog das Pflänzlein „Liebe" von neuem aus und kam so zu einem kecken, heißblütigen Jüngling, der es mit offenen Armen und herzlicher Freude aufnahm. Mit innigem Wohlgefallen betrachtete er die zierlichen Blüten; sein ganzes Sein war erfüllt von ihrem wunderbaren Zauber. Aber als er das Pflänzlein eine kurze Weile sorglich gepflegt hatte, kam das Verlangen über ihn, seine Mühe auch von Erfolg gekrönt zu sehen. Umsonst wollte er Zeit und Geduld nicht opfern, die Saat mußte doch schließlich auch durch eine reiche Ernte belohnt werden. Und als ihm die süße Frucht gar zu lange ausblieb, da verlor auch er die Geduld und überließ das arme kleine Blütenkind wieder seinem Schicksal.

Das zog traurig von dannen und ließ nichts zurück als ein paar bittere Tränen, die es „Reue" nannte.

Nach langen Irrfahrten kam es schließlich an eine kleine verfallene Hütte, in der ein greises Mütterchen wohnte. Als sie das hungrige Pflänzlein gewahrte, lief sie rasch hinzu und nahm es zu sich ins kärgliche Heim. Hier hegte und pflegte sie es mit unermüdlicher, selbstloser Treue. Ihr erster Gedanke des Morgens, der letzte am Abend war ihr Schützling. Und wenn die Sonne golden durchs Fenster schien, dann gab sie ihrem Pflänzlein den schönsten Platz und nahm selbst mit dem schattigen Winkel fürlieb. —

Und wißt ihr auch, daß das Pflänzlein „Liebe“ noch heute dasselbe Schicksal hat? Der Egoist verschmäht es; als Spielzeug dient es dem Kinde; die Modedame läßt es versumpfen; um seiner Früchte willen liebt es die Jugend — nur im Mutterherzen findet es dauerndes Glück. M.-E.

Der Polizeihauptmann. — In den Laden des Juweliers Faberge in Petersburg traten unlängst zwei Damen in elegantesten Toiletten. Sie forderten Brillantkolliers neuester Mode zu sehen, erwiesen sich als ebenso kritisch wie juwelenverständig und zeigten sich schließlich von einem Halsband, das Geschmack mit Kostbarkeit vereinigte, ganz besonders entzückt. Die eine der Damen, die Käuferin, erklärte aber, ihre definitive Wahl nicht eher treffen zu können, als bis ihr Mann durch sein Urteil ihren Geschmack gebilligt hätte. Da nun das Fest, an dem das neue Schmuckstück paradieren sollte, für denselben Abend angesagt war, schien guter Rat teuer.

Da kam die andere Dame auf einen Ausweg. „Fahre du,“ so sprach sie zu ihrer Begleiterin, „nur ruhig mit dem Kollier nach Hause, zeige es deinem Herrn und Gebieter und komme in unserem Wagen so schnell als möglich zurück. Ich bleibe inzwischen hier als Bürgin, und so ist uns allen geholfen.“

Gesagt, getan. Die mit Juwelen reich geschmückte Dame blieb zurück, machte es sich auf dem Sofa des Juwelierladens bequem und führte schon ein halbes Stündchen die angeregteste Unterhaltung mit Herrn Faberge, als ein Polizeihauptmann säbelklirrend und aufgeregt eintrat.

„Herr Faberge?“ fragte er.

„Zu dienen, der bin ich.“

„Hören Sie, hat nicht vor einer halben Stunde ungefähr eine junge Dame in grauer Seidenrobe hier bei Ihnen ein Brillantkollier ausgesucht und mit sich genommen?“

„In der Tat, Herr Hauptmann.“

„Da wird es Sie gewiß interessieren, zu erfahren, daß Ihre Käuferin nichts anderes war als eine berüchtigte Diebin, die wir soeben dingfest gemacht haben. Sie werden gut tun, sich baldigst auf die Wache im nächsten Polizeirevier zu bemühen,

um wenigstens das Kollier, das die Verhaftete bei sich trug, als Ihr Eigentum zu reklamieren."

„Aber wie ist das nur möglich? Diese Dame hier ist doch eigens zurückgeblieben, um —"

„Was? Ihre Freundin und Helferin ist noch hier? Da hat ja die Polizei einen wahren Glückstag heute! Bitte, meine Gnädige, erheben Sie sich schleunigst und kommen Sie mit mir. Sie sind verhaftet."

Was half alles Sträuben? Die wartende Dame wurde gefesselt und fuhr mit dem Polizeihauptmann schleunigst ab.

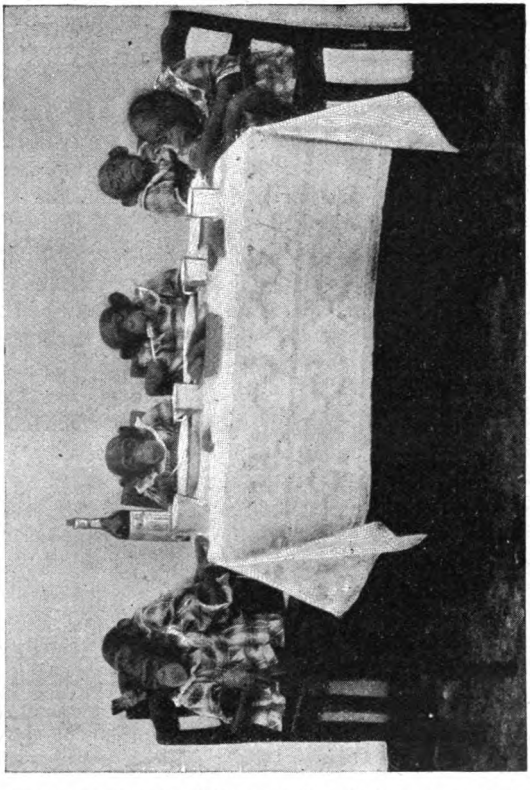
Gleich darauf bestieg der vor Aufregung zitternde Faberge einen Wagen und ließ sich auf das Polizeibureau fahren; aber leider war dort weder von einer verhafteten Diebin, die ein Brillantkollier bei sich hatte, noch von einem Polizeihauptmann mit einer zweiten verhafteten Dame die geringste Spur zu finden. O. v. B.

Eine wohlerzogene Affengesellschaft. — Dem bekannten Tierimporteur Hagenbeck in Hamburg ist es im Verein mit einem jungen Engländer namens Castany gelungen, fünf Schimpansen und einen Orang-Utan in der Weise zu dressieren, daß sie sich fast wie Menschen betragen. Die Tiere stehen im Alter von vier bis fünf Jahren. Sie werden mit bunten Kitteln bekleidet, die sie offenbar sehr gern haben, da sie keinen Versuch machen, sie abzureißen.

Sehr drollig ist der Anblick, wenn sie ihr Mahl verzehren. Sie hocken sich dann auf den Stühlen an dem gedeckten Tisch nieder, trinken manierlich die Milch aus ihren Bechern, löffeln von den Tellern die Suppe und nehmen als Nachtisch Obst zu sich. Einer der Schimpansen, der Moritz genannt wird, stellt dabei den Gastgeber dar. Freilich fällt er zuweilen aus der Rolle. Denn es kommt vor, daß er sich, wenn er seinen eigenen Becher Milch schon geleert hat, der noch vollen seiner Gäste bemächtigt und sie schleunigst austrinkt. Für gewöhnlich gießt er aber die Milch zuvorkommend aus einer Flasche in die Becher und trinkt nur aus dem, der zu voll ist, das Überschüssige ab.

Auch sonst zeigen sich die Affen sehr gelehrig. Moritz ist

ein geschickter Radfahrer, der große Runden durch den Park unternimmt. Ein anderer Schimpanse findet ein besonderes Vergnügen darin, die Fensterscheiben des Käfigs, in dem sie schlafen, zu putzen. Der Orang-Utan endlich holt seinen



Die Affengesellschaft bei Tisch.

Wärtern gern den Schlüssel aus der Tasche, den er in das Schlüsselloch des Speiseschrankes steckt und aufs schnellste darin herumdreht. Th. S.

Das „Wortrufen". — Bis zum Jahre 1758 bestand in Rußland eine seltsame, entfernt an unsere Femgerichte und

andere Rechtssitten erinnernde Einrichtung, das sogenannte „Wortrufen“. Es war eine Art öffentliche Anklage, die jedermann, auch dem geringsten und verachtetsten Leibeigenen gegen die höchstgestelltesten Personen, zustand. Derjenige, der über einen anderen „das Wort rief“, beschuldigte ihn damit eines der drei schwersten Verbrechen. Dies waren das „Verbrechen gegen den Zaren“, das „Verbrechen gegen die Religion“ und das „Verbrechen gegen den Staat“.

Erhob jemand in dieser Weise unter Handaufheben öffentlich Anklage, so mußten Ankläger und Beklagter sofort ins nächste Gefängnis gebracht werden. Dem Ankläger wurde auferlegt, die Wahrheit seiner Beschuldigung durch bündige Beweise oder sichere Belastungszeugen darzutun. In derselben Weise mußte der Angeklagte die Beschuldigungen zu entkräften suchen.

Es ist ohne weiteres klar, daß dieses „Wortrufen“ auch sehr leicht mißbraucht werden konnte. Freilich gab es dafür eine Bestimmung, wonach der Ankläger, der nicht genügende Beweise für seine Behauptungen erbringen konnte, einer schweren Strafe verfiel. Nichtsdestoweniger riefen oft Leute über Höherstehende „das Wort“, aber nicht selten mit einem Erfolg, den die Wortrufer weder geahnt noch beabsichtigt hatten.

Folgender eigenartige Vorfall machte unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth dem „Wortrufen“ ein für allemal ein Ende. In einem kaiserlichen Hospital zu St. Petersburg wollte der dort angestellte deutsche Oberarzt einem Patienten den rechten Arm abnehmen. Das war durchaus nötig, denn der kalte Brand war bereits eingetreten. Der Patient, ein altrussischer Beamter, war aber eigensinnig und weigerte sich. Als der Arzt zur Gewalt schreiten wollte, schrie der Kranke erbärmlich und drohte schließlich in heller Wut dem Arzt, daß er über ihn „das Wort rufen werde“. Der Arzt, dem als Deutschem die Bedeutung dieser Drohung nicht recht klar sein mochte, kehrte sich nicht an das Gebaren des Patienten, ließ ihn festhalten und operierte mit Geschick und Glück darauf los. Halb ohnmächtig — Chloroform gab es ja noch nicht — erhob der Russe die Hand und machte seine Drohung wahr. Allgemeines Entsetzen! Aber

das sahen selbst die russischen Ärzte und Hospitalbeamten ein, daß der Fall zu eigenartig liege, um in gewohnter Weise entschieden werden zu können. Man verhaftete deshalb den Arzt nicht, sondern sandte erst einen Boten an den Polizeiminister mit der Bitte um Verhaltungsmaßregeln.

Dies gab die Veranlassung für die Regierung, das „Wortrufen" ganz abzuschaffen. O. Th. St.

Verschimmeltes Brot. — Fast das einzige Verderben, das dem fertigen Brote droht, ist das Verschimmeln. Da die Schimmelpilze, wie die meisten Pilze, Licht und Schatten scheuen, verschimmelt Brot namentlich, wenn man es an einem dunklen, vor Luftzug geschützten Orte aufbewahrt. Je höher der Wassergehalt des Brotes ist, desto rascher schreitet das Wachstum der Schimmelpilze fort. Weißbrot mit einem Wassergehalt von 28 Prozent schimmelt viel seltener als ungenügend durchgebackenes Schwarzbrot mit 50 Prozent. Die feuchte Brotkrume schimmelt leichter als die trockene Rinde. Bei großen Laiben mit etwas rissiger Kruste beginnt die Schimmelbildung in dem feuchten, dunklen inneren Teile und geht erst langsam nach außen über. Ist das Brot nicht gleichmäßig und genügend durchgebacken, so tritt das Verschimmeln durch und durch um so schneller ein. Die Schimmelbildung kann nur auf einer Infektion von außen beruhen, denn etwa vorher im Mehl vorhandene Pilze überdauern das Backen nicht; die Hitze in den Backöfen beträgt durchschnittlich 190 bis 300 Grad, und selbst im Innern eines schweren Schwarzbrotes hat eine Temperatur von 100 Grad geherrscht. Wohl zu beachten ist, daß durch Verschimmeln das Brot eine sehr erhebliche Gewichtsverminderung erleidet. Bei genügend raschem Wachstum können die Schimmelpilze mehr als die Hälfte der Nährsubstanz aufzehren, und zwar betrifft dies besonders das Kohlehydrat, nämlich die Stärke und den Zuckergehalt. Durch diese chemische Zersetzung wird schimmelndes Brot quantitativ und qualitativ erheblich geschädigt, es wird an Gewicht geringer und an Nährstoffen ärmer.

Man hat früher dem Genuß von verschimmeltem Brote Erkrankungen, ja sogar Todesfälle zugeschrieben. Jetzt ist durch

zahlreiche Versuche festgestellt, daß die eigentlichen Schimmelpilze weder auf Tiere noch auf Menschen schädigende oder gar giftige Wirkungen ausüben. Vielmehr ist eine etwaige Schädlichkeit anderen dort mit Vorliebe angesiedelten Mikroorganismen zuzuschreiben, zum Beispiel dem giftigen orangeroten Brotpilz (Oidium aurantiacum). Wenn aber neben den Schimmelpilzen solche giftige leicht vorkommen, so bleibt eben doch die Tatsache bestehen, daß verschimmeltes Brot schädlich wirken kann. In der medizinischen Literatur finden sich mehrfach Beispiele von dadurch veranlaßten schweren Erkrankungen und Todesfällen.

Im Publikum ist man vielfach sehr leichtsinnig. Vor einiger Zeit sah ich in einer Wirtschaft im Glottertal, wie ein Bauer seelenvergnügt feuchtes, ganz dick verschimmeltes Schwarzbrot aß; dazu trank er allerdings tüchtig Branntwein.

Für die Praxis des Haushaltes merke man folgendes: Beim Verschimmeln erleidet das Brot großen Verlust an Nährwert. Deshalb verhindere man das Schimmeln, indem man nur gut ausgebackenes Brot kauft und es an einem lichten, luftigen, trockenen Orte aufbewahrt. Zeigen sich verschimmelte Stellen, so schneide man sie hinreichend tief aus. Dr. Thraenhart.

Der unterirdische Gang in Stendal. — Im Jahre 1782 wurde in Stendal in der Altmark ein Soldat namens Breitling wegen wiederholter Desertion vom Standgericht zum Tode durch den Strang verurteilt. Am Abend vor der Hinrichtung ließ sich der Bürgermeister von Stendal bei dem Vorsitzenden des Militärgerichts melden und machte ihm den Vorschlag, dem Manne unter bestimmten Bedingungen das Leben zu schenken. Aus dem Keller eines alten Hauses der Vorstadt führte nämlich ein langer unterirdischer Gang bis zum Annenkloster, und in diesem Gang sollte nach alten Überlieferungen ein Kriegsschatz aus früheren Zeiten verborgen sein. Vergebens hatte man jedoch bisher versucht, in den Gang einzudringen. Er war mit giftigen Gasen angefüllt, und schon mehrere Neugierige hatten ihren Wagemut beinahe mit dem Leben bezahlt. Der Bürgermeister schlug dem Oberst nun vor, den verurteilten Soldaten in den gefährlichen Gang hinein-

zuschicken und ihn zu begnadigen, falls er den Gang bis zum Annenkloster glücklich passierte. Dafür sollte der Militärbehörde die Hälfte des Kriegsschatzes zufallen, falls der Soldat diesen wirklich auffände.

Breitling wurde herbeigeholt und war einverstanden. Am 4. Mai 1782 trat er seinen Weg von dem Keller jenes Vorstadthauses aus an, in der einen Hand eine brennende Laterne, in der anderen eine Trompete, die er fortgesetzt blasen sollte, damit man deren Tönen folgen und so feststellen konnte, welche Biegungen der Gang machte. Bis zur Hallstraße — 500 Meter weit — vernahm man die Töne des Hornes denn auch ganz deutlich. Dann verstummten sie plötzlich. Man wartete und wartete, aber alles blieb still. Breitling schien also den giftigen Gasen ebenfalls zum Opfer gefallen zu sein.

Trotzdem ließ der vorsichtige Oberst die Mündung des unterirdischen Ganges noch zwei Wochen lang bewachen, da er den Verdacht hegte, der schlaue Bursche könnte sich vielleicht nur deswegen so ruhig verhalten, um später, ohne den gefährlichsten Teil seiner Aufgabe zu Ende geführt zu haben, zu entschlüpfen. Als aber auch die zwei Wochen vergingen, ohne daß der Mann zum Vorschein kam, zog man die Wachen wieder ein, und die Angelegenheit geriet bald in völlige Vergessenheit.

Sie wurde erst wieder in der Erinnerung bejahrter Stendaler Bürger im Jahre 1829 aufgefrischt. Im Herbst dieses Jahres starb nämlich in Straßburg im Elsaß ein reicher, hochbetagter Kaufmann, der auf seinem Sterbebett das Geständnis abgelegt hatte, er sei jener Soldat, den man in Stendal vor siebenunddreißig Jahren in den unterirdischen Gang geschickt habe, damit er dort nach einem Schatze suche. Diesen Schatz habe er in einer Nische des Ganges in einer verrosteten eisernen Kiste wirklich gefunden, gleichzeitig aber auch die Entdeckung gemacht, daß aus dieser Nische ein Seitengang sich abzweigte, der nach einem unweit von Stendal gelegenen Steinbruch führte. Unter Mitnahme des Schatzes, der aus mehreren mit Goldstücken gefüllten Beuteln bestand, sei er durch diesen Seitengang glücklich entkommen und habe dann später in

Straßburg mit Hilfe jenes Fundes einen Handel mit Getreide angefangen, der seinen Reichtum schnell vermehrte.

Bei der Eröffnung des Testamentes Breitlings stellte es sich heraus, daß er einen großen Teil seines Vermögens der Stadt Stendal vermacht hatte. So stattete er den Stendaler Bürgern seinen Dank für seine einstige Errettung vom Galgen und für sein vom Glück begünstigtes ferneres Leben ab. W. K.

Ein Land ohne alte Jungfern. — Siam ist das Land, in dem man keine einzige alte Jungfer findet, und der Grund dafür ist sehr einfach: die Ehe gehört dort zu den „Strafmitteln", mit denen die Gesetzesübertretungen geahndet werden. In einem bestimmten Alter wird jede Frau in Siam, die noch keinen Gatten gefunden hat, auf ihren eigenen Wunsch unter die „Mädchen des Königs" eingereiht. Der König übernimmt damit die Fürsorge für sie, und vor allem bemüht er sich, einen Gatten für sie zu finden. Die Siamesen, die ein Verbrechen begangen haben, werden nun verurteilt, außer der ihnen zudiktierten Strafe es auf sich zu nehmen, eines der „Mädchen des Königs" zu heiraten. War ihr Vergehen leicht, so haben sie das Recht der Wahl; handelt es sich jedoch um ein schweres Verbrechen, so wird dem Schuldigen die älteste, häßlichste und böseste unter den Schützlingen des Königs zugeschoben. Da die Siamesen einerseits weit davon entfernt sind, völlig tugendhafte Bürger zu sein, so daß die Zahl der Verurteilungen alljährlich ziemlich hoch ist, und da anderseits den Töchtern des Landes auf die mehr oder weniger befleckte Vergangenheit des Mannes wenig anzukommen scheint, so wird alljährlich eine ganz beträchtliche Zahl von Heiraten dieser Art gefeiert. O. v. B.

Der Donnerbart, jenes üppig wuchernde Kraut mit dickfleischigen, länglich eiförmigen, in eine Stachelspitze endigenden Blättern und rosenroten Blüten, hat einst in Süd- und Mitteldeutschland eine eigenartige, bedeutsame Rolle gespielt. Karl der Große entdeckte es zuerst bei seinen Zügen nach Italien auf den Strohdächern in den Alpentälern. Da es ihm unbekannt war, fragte er die Gebirgsbewohner nach seiner Bedeutung. Die Älpler nannten es Jupiterkraut und behaupteten, es schütze

vor Feuers- und Blitzgefahr. Der aufgeklärte Kaiser wollte von solchem Aberglauben nichts wissen, ließ aber die Sache näher untersuchen und fand so heraus, daß auch in dieser abergläubischen Vorstellung ein Körnchen Wahrheit ruhte. Denn das grüne Kräutlein, das die Neigung hat, auf den Dächern große, stets feuchte Polster zu bilden, beseitigte tatsächlich den größten Teil der Feuersgefährlichkeit der Strohdächer dadurch, daß es jeden darauf fallenden glimmenden Funken in seinen saftreichen Blättern erstickte.

Nach dieser Feststellung erließ Karl der Große eine Verordnung, in der sämtlichen Besitzern von mit Stroh eingedeckten Häusern unter Androhung einer hohen Geldstrafe für den Fall der Nichtausführung anbefohlen wurde, den Donnerbart auf den Dächern anzupflanzen. Mit dem Samen der nun plötzlich so vielbegehrten Pflanze trieb der Staat selbst einen schwunghaften Handel.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dem Donnerbart nach diesem kaiserlichen Erlaß bald auch in Deutschland von dem unwissenden Volke alle möglichen übernatürlichen Eigenschaften angedichtet wurden. So sollten Tiere unter einem mit Donnerbart überzogenen Dach gegen jede Krankheit, besonders aber gegen den bösen Blick gefeit sein, während die zerquetschten Blätter Brandwunden heilen und Warzen vertreiben sollten. Ein Aufguß von den getrockneten Blüten galt als Mittel gegen die Auszehrung, wurde auch in Pestzeiten von Wunderdoktoren vielfach verordnet.

Auch aus späteren Jahrhunderten finden sich viele Erlasse von Fürsten und Städten, die die Anpflanzung des Donnerbarts zur Pflicht machen. Unter diesen alten Urkunden zeichnet sich eine durch ihre ausführliche Begründung der Absichten dieser Verordnung vorteilhaft aus. Sie wurde unter dem Grafen Eberhard V. von Württemberg am 14. Dezember 1482 bekannt gegeben, an jenem für die Geschichte Württembergs insofern äußerst wichtigen Tage, weil an ihm durch den Münsinger Vertrag die Unteilbarkeit des württembergischen Landes und die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt festgesetzt wurde.

Aus demselben Jahre stammt eine ähnliche Verordnung für die Mark Brandenburg, die jedoch weniger streng wie in Süddeutschland durchgeführt worden zu sein scheint, denn während man dem Donnerbart im Süden und Westen Deutschlands noch häufig begegnet, findet man ihn in Mitteldeutschland nur sehr vereinzelt. Die Zeit ist überhaupt nicht fern, wo er seine feuerlöschende Kraft nicht mehr wird beweisen können, denn die moderne Zeit hat wie mit so vielem auch mit den behaglichen Strohdächern aufgeräumt. Unsere Enkel dürften jedenfalls kaum noch Gelegenheit haben, den grünen Dachteppich des Donnerbartkrautes irgendwo bewundern zu können. W. K.

Das Gericht der Wölfe. — Auf einem ziemlich isoliert liegenden Gehöfte, so berichtet eine russische Zeitung, wurden eines Winters die Bewohner allnächtlich von Wölfen förmlich belagert. Der Besitzer bot deshalb die Nachbarschaft zu einer Wolfsjagd auf. Es erschienen auch ein Dutzend entschlossener Jäger, aber des Schneetreibens wegen mußte man an diesem Tage von der Jagd Abstand nehmen. Die Jäger blieben aber auf dem Hofe über Nacht. Der Hof war ringsum von Gebäuden eingeschlossen und hatte ein von starken Balken gezimmertes Gattertor. Einer der Jäger machte nun folgenden Vorschlag: Man sollte das Gatter weit öffnen, aber an jedem seiner Flügel ein starkes Seil derart befestigen, daß auf ein gegebenes Zeichen das Tor zugezogen werden könne; dann sollte man auf den Hof ein frisch gefallenes Pferd, das gerade vorhanden war, legen, die Jäger sollten sich an den Fenstern postieren und so die Wölfe erwarten.

Wie vorgeschlagen, so geschah es. Alle Lichter wurden bei Anbruch der Dunkelheit ausgelöscht, Grabesstille herrschte, und bald verkündete entferntes Geheul die Annäherung der Wölfe, die das Pferd aus weiter Entfernung witterten. Nach geraumer Zeit erschien ein ungeheurer Wolf an der Pforte. Schnuppernd und windend schlich er mit großer Vorsicht näher, spähte überall umher, lief dann auf das im Hofe liegende Pferd zu, beroch dasselbe von allen Seiten und schlich dann, immer zurückschauend, wieder hinaus zu dem Rudel. Er schien ihnen

seiner Forschung Ergebnis mitzuteilen, denn alsbald trabte die ganze Schar in den Hof und fiel über das Pferd her. Da schlugen die Torflügel zu, Schüsse knallten von allen Seiten. Mit entsetzlichem Geheul stob die Meute auseinander, spähte nach Ausgängen, raste hierhin, dorthin — umsonst.

Plötzlich bildeten die noch Lebenden einen Kreis oder richtiger einen Rat, ein Gericht — und nach wenigen Sekunden stürzten sie sämtlich auf ihren Führer und zerfleischten den vermeintlichen Verräter. Nach vollzogenem Strafurteil ließen sie sich ohne weiteren Fluchtversuch niederschießen. O. v. B.

Bremen und Oldenburg. — Bei dem Festmahl, das der Senat von Bremen gelegentlich der landwirtschaftlichen Ausstellung von 1891 gab, und dem auch der Erbgroßherzog von Oldenburg beiwohnte, erzählte der Syndikus der Stadt von einem Streitfall, der sich in jüngster Zeit abgespielt und der ihm schon viel Kopfzerbrechen bereitet hatte. Die Pacht eines städtischen Grundstücks hatte sich seit mehr als dreihundert Jahren in einer Familie sozusagen fortgeerbt. Der gegenwärtige Pächter sollte nun einen höheren, zeitgemäßeren Pachtschilling zahlen, sträubte sich jedoch mit Händen und Füßen dagegen. Schließlich, als der Streit heftiger wurde, erklärte er sogar, er werde jetzt laut seines Vertrages überhaupt nichts mehr zahlen. Dabei brachte er ein vergilbtes Pergament zum Vorschein, wonach das Grundstück der Familie auf ewige Zeiten in Pacht gegeben war gegen „jährlich fünfzehn Pfund Heller oder die Gestellung eines Gewappneten gegen die von Oldenburg". Der Mann erklärte dabei: „Ich habe, wie Sie sehen, heute noch die Wahl, was ich zahlen will, und wenn die Stadt mir so kommt, dann ziehe ich es eben vor, einen Gewappneten gegen die von Oldenburg zu stellen."

Als der Erbgroßherzog dies hörte, lachte er herzlich, und dann erhob er sein Glas und leerte es auf das Wohl seiner „liebenswürdigen Feinde". —zen.

Thomasius und der Schneider. — Professor Thomasius in Halle, der erste Universitätslehrer, der in deutscher Sprache vortrug, wohnte in einer sehr engen Gasse einem Schneidermeister gegenüber, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von

Singvögeln war. Vor dem Fenster hingen ihm wohl zwanzig Käfige, in denen Zeisige, Finken, Kanarienvögel, Drosseln, Wachteln und Lerchen ihre Stimmen gar fleißig übten. Thomasius, den dieses Konzert in seinen Arbeiten störte, ersuchte den Schneidermeister auf das höflichste, seine Vogelkapelle abzuschaffen oder sie wenigstens nur innerhalb seiner vier Wände singen zu lassen. Er bekam aber eine rundweg verneinende Antwort, und die musikalische Akademie ward sogar von Zeit zu Zeit durch neue Mitglieder vermehrt.

Das ärgerte den Herrn Professor gewaltig, er sann auf Rache und ließ den größten Ziegenbock, den er auftreiben konnte, in einem besonders für ihn gezimmerten Gitterkäfig vor seinem Fenster aufhängen, den Vogelkäfigen gerade gegenüber. Ungewohnt, so hoch und so eng zu hausen, meckerte der Bock sehr verdrießlich und ausdauernd. Der Schneider hörte die ihm peinliche Stimme, sprang von seinem Werktisch auf, machte einen langen Hals zum Fenster hinaus und erblickte erschreckt gegenüber den gehörnten und jämmerlich meckernden Langbart. Alle Passanten, alt und jung, blieben auf der Gasse stehen und sahen lachend bald zum Bock, bald zum Schneider hinauf. Jetzt ließ der endlich die Vogelkäfige sofort von der Außenwand wegnehmen, und als der letzte Vogelkäfig verschwunden war, verschwand auch der Bock vor dem Fenster des Professors. C. T.

Eine geistreiche Schmeichelei. — In einer kleinen Gesellschaft, die die Königin Marie Antoinette von Frankreich veranstaltet hatte, gab man sich der Reihe nach Scherzfragen auf. Als die Königin ihre Frage stellen mußte, fragte sie: „Welcher Unterschied ist zwischen einer Pendeluhr und mir?“

Keiner der Höflinge wußte eine Antwort. Endlich meldete sich der Prinz de Ligne. „Bei der Pendeluhr,“ sagte er, „bemerkt man die Stunden, bei Eurer Majestät aber vergißt man sie.“ Th. S.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Das Ideal

aller Damen ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendendschöner Teint. Jede Dame wasche sich daher m. d. allein echten

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Genossenschaftsbank selbständiger Frauen

Berlin, Motzstr. 39 d 3, Geschäftskreis ca. 1000 Mitglieder

Für Mitglieder: 1. Diskontierung von Geschäftswechseln und Schecks. 2. Gewährung von Darlehen gegen Sicherstellung durch Bürgschaften, Hypotheken oder sonstige Wertunterlagen. 3. Beleihung von börsengängigen Wertpapieren. 4. Einrichtung von Konten in laufender Rechnung (Konto-Korrent-Verkehr). 5. Ausführung von Börsenaufträgen. 6. An- und Verkauf von Wertpapieren etc. 7. Umwechselung von Zins- und Dividendenscheinen. Giro-(Ueberweisungs-)Verkehr. 9. Postscheck-Verkehr. 10. Provisionsfreie Zahlstelle für Wechsel. 11. Einziehung von Wechseln und Schecks. 12. Nachlaß- und Vermögensverwaltungen. 13. Hausverwaltungen. 14. Besorgung u. Unterbringung von Hypotheken. 15. Vermittlung und Zahlungsvereinbarungen zwischen Schuldnern und Gläubigern.

Für Mitglieder und Nichtmitglieder Wir vergüten für Spar- u. Depositengelder bis auf weiteres:

bei täglicher Kündigung	3 Proz.
bei vierwöchentl. Kündig.	3½ Proz.
bei vierteljährl. Kündig.	4 Proz.
bei halbjährl. Kündigung	4½ Proz.
bei jährlicher Kündigung	5 Proz.

Juristische Sprechstunden Dienstag u. Freitag 4–6 Uhr (nach auswärts schriftl.)

Für Mitglieder kostenlos.

Barbarossa, Konstanz.

Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2–3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg.

Offene Weine, Münchner u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!

Die aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist Lichtenheldts echte

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die **Schutzmarke: „Licht"**, denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit.** In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht, versendet das **Laborat. Lichtenheldt** Meuselbach 4a (Thür. Wald) **12 Flaschen zu M. 3,80,** nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

1813—1815

Illustrierte Geschichte der Befreiungskriege

Ein Jubiläumswerk zur Erinnerung
an die große Zeit vor 100 Jahren.

Von Professor Dr. J. v. Pflugk-Harttung.

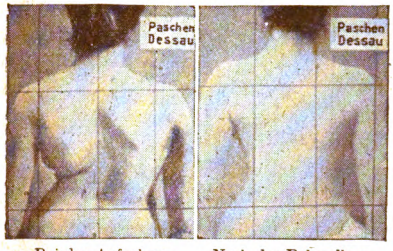
400 Seiten Text mit etwa 300 Abbildungen und 40 Kunstbeilagen. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

•••

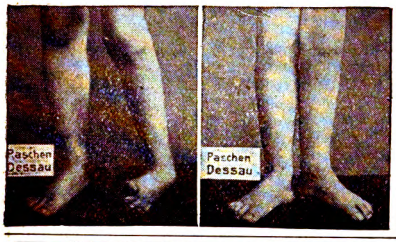
Die hundertjährige Wiederkehr von Deutschlands Erhebung weckt große Erinnerungen, die in unserer lauen Gegenwart heilsam wirken mögen. Es war die Zeit der harten Bedrängnis; aber aus Erniedrigung und Schmach wuchs empor die Erstarkung und Befreiung. Die Not schmiedete Menschen und Völker zusammen, sie weckte und stählte den deutschen Sinn. Zur rechten Stunde entstanden dem gedemütigten Vaterlande Männer, deren Vorbild die Zeitgenossen entflammte zu freudiger Hingabe von Gut und Blut, deren Tatkraft und Mut sie zum Sieg führte in dem gewaltigen, die Geschicke von ganz Europa entscheidenden Völkerkampfe. Diese Erinnerungen dem deutschen Hause in fesselnder Erzählung und künstlerischen Bildern lebendig vorzuführen und bleibend festzuhalten, ist der Zweck dieses vaterländischen Hausbuches, das eine Statt finden wird überall, wo die deutsche Zunge klingt. — Das Werk enthält nicht eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen. Es erzählt lebendig und erweckt vor dem geistigen Auge Zeiten und Persönlichkeiten, Stimmungen und Ereignisse, es erhebt und begeistert. Das fesselnde Wort wird unterstützt durch einen ausgesucht schönen und reichen Bilderschmuck. Und wie in der Erzählung danach gestrebt wurde, die Dinge im rechten Licht erscheinen zu lassen, so ist bei den Abbildungen besonderer Wert gelegt auf geschichtliche Treue und künstlerisch-vollendete Darstellung. Die vierzig Extra-Kunstblätter bilden eine besondere Bereicherung des Inhalts.

Abonnements und Probelieferungen in allen Buch- und Kolportagehandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I. (Anhalt).



Bei der Aufnahme. Nach der Behandlung.



Rückgratverkrümmungen etc.

selbst hoffnungslose Fälle werden mit bestem Erfolg behandelt.

Ohne Operation.

Ohne Gipsverband.

Ohne andauernde Bettruhe.

Zander- und Röntgen-Institut.

Schwedische und elektrische Massage.

Licht-, Luft- und Sonnenbäder,

sowie **alle sonstigen Kurmittel.** Prospekte und Auskunft kostenlos.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Berufswahl:

Band 1. Armee und Marine.
Mit 54 Abbildungen.

Ein praktischer Wegweiser für alle, welche sich dem Offizierstande widmen wollen. Auch die Laufbahnen der Sanitätsoffiziere des Heeres und der Marine, der Veterinäre des Heeres, der Zahlmeister des Heeres und der Marine werden nachgewiesen.

Band 9. Die vier Fakultäten.
Mit 15 Abbildungen.

Das Bändchen bietet einen praktischen Wegweiser für alle, welche die Universität beziehen wollen, indem es über alle wissenswerten Einrichtungen und Bestimmungen des Universitätslebens, die Vorbedingungen zum Studium, den Studiengang, die Aussichten für die spätere Laufbahn usw. Auskunft gibt.

Bd. 14. Das technische Studium.
Mit 16 Abbildungen.

Alle Vorfragen für das technische Studium: die zum Studium erforderlichen pekuniären Mittel, die Aussichten für das spätere Fortkommen und die Vorbildung werden ebenso eingehend behandelt wie alle akademischen Einrichtungen, der Studiengang in den einzelnen Disziplinen, die Vorträge und Übungen, die Prüfungen: Diplomprüfungen, Prüfungen für den Staatsdienst im Baufach, im Schiffbaufach und Maschinenbaufach.

Band 21. Der Staatsdienst.
Mit 12 Abbildungen.

Enthält die gesetzlichen Vorschriften über die Vorbedingungen zur Beamtenlaufbahn, die Ausbildung und Anstellung im höheren Staatsdienst, sowie die Aussichten für die Beförderung.

Jeder Band elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 949 A
WILSON
ANNEX